

Robert Kurpiun

Tiefengeleucht



Tiefengeleucht

Erzählungen aus dem Bergmannsleben

Gesammelt von

Robert Kurpiun

Essen 1939

Walter Barmeisters Nationalverlag

4. Auflage

Umschlag: Wilhelm Schneider, Essen
Druck: Carl Krüger, Mplau i. V.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Zum Geleit	7
Walter Vollmer: Heimweh zum Schacht. (1937)	9
Friedrich Novalis: Der alte Bergmann. (Späteres Mittelalter.) Aus dem Roman „Heinrich von Ofterdingen“	12
Karl Stöber: Der Solnhöfer Knabe. 16. Jahrhundert	28
Hippolyt Haas: Die Wünschelrute. (Um 1625.) Aus „Der Bergmeister von Grund“. Berlin, Verein der Bücherfreunde	34
Johann Peter Hebel: Der Bergmann von Falun. (Um 1700)	47
Robert Kurpiun: Die Feuermaschine. (Um 1800.) Aus dem Industrieroman „Das schwarze Weib“, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt	49
Paul Ernst: Der Steiger. (Um 1800.) Aus „Deutsche Folge“. Zehn Erzählungen. München, Langen/Müller	56
Paul Ernst: Förster und Wilddieb. (Um 1800.) Aus „Deutsche Folge“. Zehn Erzählungen. München, Langen/Müller	60
Peter Kosegger: Die Versöhnung. (Um 1850.) Aus „Dorffünder“. Leipzig, Staackmann	66
Johann Falkberget: Ein Riese des Gebirges. (Um 1870.) Aus „Minnenschiffe und Fackelbrand“. Stuttgart, Franck'sche Verlagsbuchhandlung	74
Karl Emil Schwenk: „Abschied“. (Um 1900.) Aus „Tief unter der Erd“. Leipzig, C. F. Amelang	80
Robert Kurpiun: Der singende Philosoph. (Um 1910.) Aus „Bunt Volk“, Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung	93
Robert Kurpiun: Sein Junge. (Um 1910.) Aus „Bunt Volk“, Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung	101
Paul Habraschka: Unser Kumpel - der Samson. (Um 1910.)	110
Robert Kurpiun: Der Buz. Aus „Bunt Volk“. (Um 1910.) Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung	115

Klaus Schmauch: Die zweite Schicht des Wendelsbick. (Um 1920.) Aus „Saarländische Bergmannsbauern“	130
Klaus Schmauch: Der Schwengelschlag wehrt sich. (Um 1920.)	136
Fritz Lötze: Im Ruhrkampf. (1923.) Aus dem Bergwerksroman „Jupp Hasselbeck und sein Erbstollen“. Essen, Walter Bacmeisters Ratto- nalverlag	145
Robert Kurpiun: Tiefengeleucht. (1930.) Aus „Das Schafott, Ost- deutsche Schicksalstage“. Glas (Schl.). Gläser Bücherstube . . .	172
Rudolf Fißel: Vater und Sohn. (1932.) Aus „Im Land der flammen- den Nächte“. Breslau, Ferd. Hirt	183
Robert Kurpiun: Der letzte Mann. (1914–24.)	187
Robert Kurpiun: Das letzte Wort. (1936.)	210
Georg Agricola: Die guten Berggeister. (Frühes Mittelalter.) . .	219
Die Verfasser	220

Zum Geleit

Wer den echten Bergmann kennt, findet, wie in den Tiefen seiner Berge, tausend Schätze alter Überlieferung in den verborgenen Kammern seines Wesens. Anderes steht auf dem Schuldkonto der Zeit und ihrer Kurven.

Der Bergmann des Mittelalters war ein selbständiges, angesehenes, oft beneidetes Glied unseres Volkes, ein Kopf- und Handwerker von Rang. Sein Werk galt als eine echte deutsche Kunst. Sie ward von ihren Jüngern fern über die Grenzen des Reiches getragen und zu Ehren gebracht. Der Bergmann prägte seine eigene Sprache mit Sprüchen, Liedern und Sagen. Reichtum, Rechte, Sitten, Bräuche, uralte Tänze und Reigen des Bergmanns zeugen von dem Glanz jener Vergangenheit. Manches mutet uns heute wunderbar an, doch strebt vieles zu neuem Werden. —

Die oberen Erzlagerstätten in unseren Bergbaugebieten waren erschöpft. Man mußte die Tiefe erschließen, um leben zu können. Mühe und Gefahr wuchsen. Zusammenschluß ward not. Das Kapital drängte sich an den Menschen, dann die Maschine, die Massenerzeugung der Güter. Aus dem kleinen erwuchs der Großbetrieb; die Kunst des einzelnen sank zum Stückwerk hinab, zuletzt zur leeren Übung einer ungelerten Masse, der Bergmann zum Bergarbeiter.

Hunderttausende traten in seine offenen Reihen, oft seinem Wesen fremd, ohne Neigung, sich ihm beruflich und seelisch einzugliedern. Sie gehorchten meist der augenblicklichen Not, das nackte Leben zu fristen, der Tiefe und ihren Geheimnissen und Wundern fremd, abhold, jede Stunde bereit, ihr untreu zu werden. Und weil sie den Beruf nur äußerlich erfaßten, sahen sie allein das Äußere an ihm: Dual, Fron, Not, Ausbeutung, Unglück, Siedhtum und Tod in tausend Gestalten.

Es wäre ungerecht, dem Bergmannsberuf, dem einzigen, der fern vom Licht in der Tiefe sein Werk treibt, die Mühsal schwerster Arbeit, die große und stete Gefahr um Leib und Leben absprechen zu wollen.

Wer aber in des Bergmanns Leben nur das Dunkel, fern von Sonne, Frohsinn und Freude, sieht, der kennt den echten Knappen nicht. Er kennt ihn nicht mit seinen leuchtenden Augen, wenn sie wieder das Licht der Sonne, den „Sonntag“, begrüßen; er kennt ihn nicht mit seiner Sanges- und Genußfreude, seiner Ausgelassenheit, die nicht selten über die Stränge schlägt. Er kennt ihn auch nicht in seiner Innerlichkeit, seiner Religiosität, seinem Familienglück, seiner Treue zu Volk und Kamerad, seiner Hilfs- und Opferbereitschaft bis zum Tode. —

Diese Echten führten bis vor wenig Jahren einen stillen, wenn auch darum nicht weniger hartnäckigen Kampf gegen die Verelendungstheorie jener Auhbergleute, die nur an das Dunkel anknüpften. Heute fahren frische Wetter durch den alten Bau. Der Drache Materie wird besiegt. Man kehrt wieder zu den Teufen zurück, die vor Jahrhunderten dem Bergmann reichen Anbruch boten.

Manches ist erreicht, in Beruf, Arbeit, Wirtschaft und Lebenshaltung trotz des unbarmherzigen Drucks der Zeit besser geworden. Auch innerlich bereitet sich ein Erwachen vor zu alter Schätzung und Geltung, zu Standesbewußtsein und Berufsstolz im neuen Volksstaat der Deutschen. Das schöne Wort Karl Brögers will ein Symbol werden:

„Wir wissen wach: Was oben flammt,
ist ein Glanz, der aus der Tiefe stammt!“

Aus diesem Entwicklungsgang der Zeiten sind die folgenden Bilder bis zur Gegenwart gesammelt worden. Möchten sie dazu beitragen, echtem Knappen-, Mannes- und Deutschtum aus der Teufe von „Dunkelholds Reich“ empor einen Blick zur Sonne zu öffnen! —

Glückauf!

Robert Kurpiun.

Jannowitz im Riesengebirge,

Frühling 1939.

Heimweh zum Schacht

Von Walter Bollmer (Aus dem Jahre 1937)

Blaube mir, Kamerad, der Mensch kann Heimweh nach den Zechen haben! Du darfst mir darauf nicht eine Antwort geben, die ich dir vorwegnehmen könnte: Die Zechen seien böse und allgewaltig, das Land zwischen den Schächten entbehre oft der natürlichen Schönheit und in sich ruhenden Zufriedenheit und was jedermann sonst noch lang und geläufig daherreden könnte; nein, diese Entgegnung erwarte ich nicht. Zudem berührte sie mein innerstes Anliegen nicht.

Wie du hier wieder bei mir stehst, Mensch einer Kameradschaft von unter Tage, der ich Jahre hindurch angehörte, willst du wissen, was ich seitdem in der Welt getrieben hätte und wie es mir ergangen sei, so ohne den Kohlberg.

Wäre ich hierher zurückgekommen, wenn ich draußen zufriedener geworden wäre und keine Sehnsucht nach diesem dreimal verfluchten, herrlichen Kohlberg gehabt hätte!

Das begreift du nicht recht? Nun ja, draußen außerhalb des Reviers sei es schließlich doch schöner, wo die Lerche frühmorgens über weiten Feldern unter dem Himmel sänge, wo es stille Dörfer und viele Wälder gäbe und man schon sein möchte, wenn man sein Auskommen hätte.

Hundert- und aberhundertmal, Kamerad, habe ich hinter dem rüttelnden Bohrerhammer dasselbe auch gesagt, damals, ehe ich alles hinwarf und die Zechen hinter mir ließ und eure Kameradschaft. Aber du kannst mir glauben, daß die polternden Förderwagen durch meine Träume gefahren sind, daß mich der Signalhammer an der Hängebank viele Male wachrief, du mußt es mir glauben, daß mich das Heimweh nach unserem Revier oft überfallen hat. Es gibt Menschen, die keine Schicksals- oder Erlebnisgemeinschaft mit ihrem Werk haben. Diese Menschen haben nirgendwo eine Heimat. Sie gehen uns nichts an, und die Heimat verliert nicht viel an ihnen.

Uns aber geht es unendlich viel an, unser Land zwischen den Schächten als Schicksalsland zu lieben. Ich weiß wie du, daß hier der Teufel mitgebaut, wo er den Dreck hingefahren, die Menschen auf einen Haufen gepackt hat, ich weiß, was aus früheren Zeiten krumm und schief geblieben ist, so daß man es verbergen möchte, wenn ein Fremder das Land besieht.

Aber, dann sagt ihm doch: Sieh hin, unsere schöne, graue Heimat! Ein Kamerad ist zurückgekehrt, weil er Heimweh nach ihr hatte. Die Seilbahnen laufen hoch über die bäuerlichen Äcker und tragen in wippenden Wagen unserer Hände Arbeit, die Schloten rauchen, und ihre ziehenden Fahnen künden von unserer Hände Arbeit, die Koksboxen glühen nächtens gleich leuchtenden Augen, und sie glühen doch nur von unserer Hände Arbeit, und diese Lastzüge liefern nicht mit ehernem Gepolter auf unseren Straßen, diese rauchverhangenen Riesenstädte stöhnten nicht im Lärm ihrer Geschäftigkeit, und diese Häuser an Feldabhängen, an Waldrändern und in offenen Feldern stünden nicht da, wenn sie nicht aus unserer Hände Arbeit kämen!

Wenn du um das Geheimnis weißt, darin das Wort „Heimat“ seine Wurzeln hat, verstehst du, daß ich zurückgekommen bin und auch, daß unser alter Steiger Kramer damals eher im Kohlberg als zu Hause hat sterben wollen, und daß man Bergleute draußen immer wieder daran erkennt, daß sie von Flößen und Besenken sprechen. Es ist das keine großtönende, wohl aber stille und tiefe Weisheit in diesem Wort, das ein Land unserer Liebe umgibt.

Du junger Kamerad kommst nicht recht dahinter und hast wieder Einwände, wie auch ich sie gehabt habe, ehe ich ging. Die im Kohlberg alt geworden sind, wissen es wohl, aber sie nennen es gern anders, denn es läßt sich nun einmal nicht abtun, wie einer am Werk seiner jahrelangen Gedanken, seiner Sorgen und seiner treuen Arbeit hängt, denen er seine Kraft geopfert hat. Er will und soll belohnt werden und hören, daß er es recht gemacht hat!

Warum hat erst der Führer kommen müssen, um euch eure Ehre zurückzugeben? Ja, hast du schon vergessen, daß man uns damals „Proleten“ nannte, daß wir selber dieses Wort trotzig auf uns anzuwenden bereit waren, als der Handwerker gegen den Gelehrten, der Gelehrte gegen den Bauern, der Bauer wiederum gegen den Handwerker stand, als wären wir nicht die große Lebens- und Schaffensgemeinschaft aller Söhne einer großen Mutter, die Deutschland heißt! Wie konnte es nur geschehen, daß die einfachste Tatsache von der Welt – daß die Front unter Tag zu den wichtigsten Trägern unseres Volkes gehört! – verschwiegen, ja ins Gegenteil verkehrt wurde?

Du weißt, daß man uns verlacht, wenn wir von der Liebe zum Kohlberg sprachen (die mancher auch wirklich nicht begreifen konnte), daß man unsere Heimat, die wir so mancherorts in Schweiß und Mühen aufbauen halfen, als „dreckigen Kohlenpott“ beschimpfte, daß man lachte, wenn wir unsere Paradeuniformen trugen und sich über die vielen Kinder in der Kolonie höchlichst „amüsierte“, und weißt weiterhin, daß man Vergleute zum Gegenstand der Lohnfrage machte, als wären sie nicht Söhne ihres Volkes, sondern billige Handelsware in den Kontobüchern landfremder Gesellen, die nie einen Bohrerhammer zu Gesicht bekamen, geschweige ihn jemals vor Ort führten. Hast du das vergessen, Kamerad?

Wieder umdröhnt mich der Schlachtenlärm der Arbeit am Schacht. Ich bin zurückgekehrt, weil ich Sehnsucht nach der lauten Geselligkeit unserer Kameradschaft hatte. Nun habe ich kein großes Recht mehr, hier zu stehen und Priem und Schnupftabak mit euch zu tauschen, denn ihr habt das Werk inzwischen weit ins Feld gebracht, wo damals kaum ein Anfang war, und der und jener ist auch dabei geblieben und kann nicht hier sein, wenn ich heute meinen neuerlichen Einstand geben muß, wie es Brauch und rechte Sitte ist.

Glaube mir, Kamerad, der Mensch kann ein schlimmes Heimweh nach den Zechen haben! Sie werden noch wachsen müssen, ihre Schloten werden höher und höher über dem Ruhrland als seine Wächter stehen müssen, denn Deutschland bedarf ihrer wie nie zuvor.

Laßt mich wieder die Lampe nehmen, und ich will es ohne große Worte tun. Ich werde fluchen, wie ihr, den herrlichen, verdammten Kohlberg und seine Mühen in Grund und Boden verwünschen mitsamt seinen Flözen und will gleich jedem von euch doch wieder Kamerad unter Kameraden sein, wie es meine Vorväter auch waren, die aus diesem Lande kommen. Dann soll mein „Glückauf!“ unserem obersten Bergheeren gelten, dem Führer, der uns die Heimat wiedergab, den schönen, lauten „Kohlenpott“, das lebendige Herz unseres Vaterlandes!

Der alte Bergmann

Von Friedrich Novalis (Späteres Mittelalter)

Nach einigen Tagereisen kamen sie an ein Dorf, am Fuße einiger spizen Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war fruchtbar und angenehm, ohngeachtet die Rücken der Hügel ein totes, abschreckendes Ansehen hatten. Das Wirtshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menschen, theils Reisende, theils bloße Trinkgäste, saßen in der Stube und unterhielten sich von allerhand Dingen. Heinrich und seine Eltern gesellten sich zu ihnen und mischten sich in die Gespräche.

Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tische saß und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geschahen. Er kam aus fremden Landen, hatte sich heute früh die Gegend umher genau betrachtet und erzählte nun von seinem Gewerbe und seinen heutigen Entdeckungen.

Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er sprach aber sehr bescheiden von seinen Kenntnissen und seiner Macht, doch trugen seine Erzählungen das Gepräge der Seltsamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen gebürtig sei. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt zu wissen, was in den Bergen verborgen sein müsse, wo das Wasser in den Quellen herkomme und wo das Gold und Silber und die köstlichen Steine gefunden würden, die den Menschen so unwiderstehlich an sich zögen. Er habe in der nahen Klosterkirche oft diese festen Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet und nur gewünscht, daß sie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimnisvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daß sie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in diesen Gegenden solche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge seien doch nicht umsonst so weit im Umfange und erhaben und so fest verwahrt; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zu-

weilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er sei fleißig in den Felsenritzen und Höhlen umhergeklettert und habe sich mit unaussprechlichem Vergnügen in diesen uralten Hallen und Gewölben umgesehen. —

Endlich sei ihm einmal ein Reisender begegnet, der zu ihm gesagt, er müsse ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigung seiner Neugier finden. In Böhmen gäbe es Bergwerke. Er solle nur immer an dem Flusse hinuntergehen, nach zehn bis zwölf Tagen werde er in Eula sein, und dort dürfe er nur sprechen, daß er gern ein Bergmann werden wolle. Er habe sich dies nicht zweimal sagen lassen und sich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht.

„Nach einem beschwerlichen Gange von sechs Tagen,“ fuhr er fort, „kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht sagen, wie herrlich mir zumute ward, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, auf denen bretterne Hütten standen, und als ich aus dem Tal unten die Rauchwolken über den Wald hinaufziehen sah. Ein fernes Getöse vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll stiller Andacht stand ich bald auf einem solchen Haufen, den man Halbe nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten steil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Tale und begegnete bald einigen schwarzgekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt. Mit schüchterner Angstlichkeit trug ich ihnen mein Anliegen vor.

Sie hörten mich freundlich an und sagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehen und nach dem Steiger fragen sollte, welcher den Anführer und Meister unter ihnen vorstellt; dieser werde mir Bescheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meinten, daß ich meinen Wunsch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß „Glück-Auf“, womit ich den Steiger anreden sollte.

Voll fröhlicher Erwartungen setzte ich meinen Weg fort und konnte nicht aufhören, den neuen, bedeutungsvollen Gruß mir beständig zu wiederholen. Ich fand einen alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing und, nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt und ihm meine große Lust, seine seltene, geheimnisvolle Kunst zu erlernen, bezeugt hatte, bereitwillig versprach, mir meinen Wunsch zu gewähren. Ich schien ihm zu gefallen, und er behielt mich in seinem Hause. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren und mich in der reizenden Tracht sehen würde. Noch denselben Abend brachte er mir ein Grubenkleid und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt waren.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Gesprächen, so unverständlich und fremd mir sowohl die Sprache, als der größte Teil des Inhalts ihrer Erzählungen vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde und beschäftigte mich des Nachts in seltsamen Träumen. Ich erwachte beizeiten und fand mich bei meinem neuen Wirte ein, bei dem sich allmählich die Bergleute versammelten, um seine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenstube war zu einer kleinen Kapelle eingerichtet. Ein Mönch erschien und las eine Messe, nachher sprach er ein feierliches Gebet, worin er den Himmel anrief, die Bergleute in seine heilige Obhut zu nehmen, sie bei ihren gefährlichen Arbeiten zu unterstützen, vor Anfechtungen und Tücken böser Geister sie zu schützen und ihnen reiche Anbrüche zu bescheren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunst gebetet und nie die hohe Bedeutung der Messe lebhafter empfunden.

Meine künftigen Genossen kamen mir wie unterirdische Helden vor, die tausend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswertes Glück an ihren wunderbaren Kenntnissen besäßen und in dem ernstesten, stillen Umgange mit den uralten Felsensöhnen der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfang himmlischer Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängnisse ausgerüstet würden.

Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienst eine Lampe und ein kleines hölzernes Kreuzifix und ging mit mir nach dem Schachte, wie wir die schroffen Eingänge in die unterirdischen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabsteigens und machte mich mit den notwendigen Vorsichtsregeln sowie mit den Namen der mannigfaltigen Gegenstände und Teile bekannt. Er fuhr voraus und schurte auf den runden Balken hinunter, indem er sich mit der einen Hand an einem Seil anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenstange fortglitschte, und mit der anderen die brennende Lampe trug; ich folgte seinem Beispiel, und wir gelangten so mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war seltsam feierlich zumute, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte.

Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meister ward nicht müde, meine neugierigen Fragen zu beantworten und mich über seine Kunst zu unterrichten. Das Rauschen des Wassers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verschlungeneheit der Gänge und das entfernte Geräusch der arbeitenden Bergleute ergözte mich ungemein. Ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Besitz dessen, was von jeher mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Es läßt sich auch diese volle Be-

friedigung eines angeborenen Wunsches, diese wundersame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältnis zu unserem geheimen Dasein haben mögen, zu Beschäftigungen, für die man von der Wiege an bestimmt und ausgerüstet ist, nicht erklären und beschreiben. Vielleicht, daß sie jedem anderen gemein, unbedeutend und abschreckend vorgekommen wären; aber mir schienen sie so unentbehrlich zu sein, wie die Luft der Brust und die Speise dem Magen.

Mein alter Meister freute sich über meine innige Lust und verhieß mir, daß ich bei diesem Fleiße und dieser Aufmerksamkeit es weit bringen und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht sah ich zum erstenmal in meinem Leben am sechzehnten März, vor nunmehr fünfundvierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwischen den Spalten des Gesteins! Es kam mir vor, als sei er hier wie in festen Gefängnissen eingesperrt und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit soviel Gefahren und Mühseligkeiten sich den Weg zu ihm durch die starken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäßen und an heiligen Reliquien zu Ehren gelangen und in geachteten und wohlverwahrten Münzen, mit Bildnissen geziert, die Welt beherrschen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Eula und stieg allmählich bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann ist, der die Arbeiten auf dem Gestein betreibt, nachdem ich anfänglich bei der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angestellt gewesen war."

Der alte Bergmann ruhte ein wenig von seiner Erzählung aus und trank, indem ihm seine aufmerksamen Zuhörer ein fröhliches Glückauf zubrachten.

Sie unterhielten sich von den Gefahren und Seltsamkeiten des Bergbaus und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte und freundlich ihre sonderbaren Vorstellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile sagte Heinrich: „Ihr mögt seitdem viel seltsame Dinge gesehen und erfahren haben; hoffentlich hat Euch nie Eure gewählte Lebensart gereut? Wäret Ihr nicht so sorgfältig und erzählet uns, wie es Euch seitdem ergangen und auf welcher Reise Ihr jetzt begriffen seid? Es scheint, als hättet Ihr Euch weiter in der Welt umgesehen, und gewiß darf ich vermuten, daß Ihr jetzt mehr als einen gemeinen Bergmann vorstellt."

„Es ist mir selber lieb", sagte der Alte, „mich der verflossenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anlässe finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreuen. Das Geschick hat mich durch ein frohes und heiteres Leben geführt, und es ist kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinen

Verrichtungen gewesen, und unser aller Vater im Himmel hat mich vor dem Bösen behütet und in Ehren grau werden lassen.

Nächst ihm habe ich alles meinem alten Meister zu verdanken, der nun lange zu seinen Vätern versammelt ist und an den ich nie ohne Tränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einsichten war er begabt und doch kindlich und demütig in seinem Tun. Durch ihn ist das Bergwerk in großen Flor gekommen und hat dem Herzoge von Böhmen zu ungeheuren Schätzen verholfen. Die ganze Gegend ist dadurch bevölkert, wohlhabend und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und solange Eula steht, wird auch sein Name mit Nahrung und Dankbarkeit genannt werden.

Er war seiner Geburt nach ein Lausitzer und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm ins Haus kam. Meine Emsigkeit, meine Treue und meine leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihn gewannen mir seine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir seinen Namen und machte mich zu seinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nach gerade ein maderes, munteres Geschöpf, dessen Gesicht so freundlich glatt und weiß war wie ihr Gemüt. Der Alte sagte mir oft, wenn er sah, daß sie mir zugetan war, daß ich gern mit ihr schäkerte und kein Auge von den ihrigen verwandte, die so blau und offen wie der Himmel waren und wie die Kristalle glänzten: wenn ich ein rechthlicher Bergmann werden würde, wollte er sie mir nicht versagen; und er hielt Wort.

Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er seine Hände auf und segnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich sie als meine Frau auf meine Kammer. Denselben Tag hieb ich in der Frühschicht noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne oben aufging, eine reiche Ader an. Der Herzog schickte mir eine goldene Kette mit seinem Bildnis auf einer großen Münze und versprach mir den Dienst meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich sie am Hochzeitstage meiner Braut um den Hals hängen konnte und aller Augen auf sie gerichtet waren. Unser alter Vater erlebte noch einige muntere Enkel, und die Anbrüche seines Herbstes waren reicher, als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit seine Schicht beschließen und aus der dunklen Grube dieser Welt fahren, um in Frieden auszuruhen und den großen Lohntag zu erwarten."

„Herr," sagte der Alte, indem er sich zu Heinrichen wandte und einige Tränen aus den Augen trocknete, „der Bergbau muß von Gott gesegnet werden; es gibt keine Kunst, die ihre Teilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte und die Un-

schuld und Rindlichkeit des Herzens reiner erhielt als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren und arm geht er wieder dahin. Er begnügt sich zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden und sie zutage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lautres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Besten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch und seinen Sinn wacker; er genießt seinen kärglichen Lohn mit innigstem Danke und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunklen Grüften seines Berufes. Nur er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüt tritt er nicht unter seinesgleichen, oder herzt seine Frau und Kinder und ergötzt sich dankbar an der schönen Gabe des traulichen Gesprächs!

Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menschen einen großen Teil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen diese überirdischen, tiefsinnigen Dinge und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit seinem eigentümlichsten Geiste und seiner ursprünglichen bunten Wunderbarkeit erscheint. Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines einzigen sein. Als Eigentum verwandelt sie sich in ein böses Gift, das die Ruhe verscheucht und die verderbliche Lust, alles in diesen Kreis des Besitzers zu ziehen, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenschaften herbeilockt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigentümers und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen und so ihre Neigung, allen anzugehören, allmählich zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme, genügsame Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beseelt. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genossen und seiner Familie und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdlige Geduld und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer

munderlichen harten und unbiegsamen Macht zu tun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welches köstliche Gewächs blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unerkennbaren Zeichen sichtbar wird. Wie unzähligemal habe ich nicht vor Ort gesessen und bei dem Schein meiner Lampe das schlichte Kreuzifix mit der innigsten Andacht betrachtet! Da habe ich erst den heiligen Sinn dieses rätselhaften Bildnisses recht gefaßt und den edelsten Gang meines Herzens erschürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat."

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und sagte: „Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann gewesen sein, der die Menschen zuerst die edle Kunst des Bergbaues gelehrt und in dem Schoße der Felsen dieses ernste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen hat! Hier ist der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felsen in eine armselige, unbedeutende Kluft zusammen, und gerade hier brechen die edelsten Geschieße ein. Andere Gänge verunedlen ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm schart und seinen Wert unendlich erhöht. Oft zerschlägt er sich vor dem Bergmann in tausend Trümmern: aber der Geduldige läßt sich nicht schrecken, er verfolgt ruhig seinen Weg und sieht seinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg und bricht mit Gewalt querseldein, bis er den wahren erzührenden Gang wiedergefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie sicher aber auch, daß Eifer und Beständigkeit die einzigen untrüglichen Mittel sind, sie zu bemeistern und die von ihnen hartnäckig verteidigten Schätze zu heben."

„Es fehlt Euch gewiß nicht“, sagte Heinrich, „an ermunternden Liedern. Ich sollte meinen, daß Euch Euer Beruf unwillkürlich zu Gesängen begeistern und die Musik eine willkommene Begleiterin der Bergleute sein müßte.“

„Da habt Ihr wahr gesprochen,“ erwiderte der Alte; „Gesang und Zitherspiel gehört zum Leben des Bergmanns, und kein Stand kann mit mehr Vergnügen die Reize derselben genießen als der unsrige. Musik und Tanz sind eigentliche Freuden des Bergmanns; sie sind wie ein fröhliches Gebet, und die Erinnerungen und Hoffnungen desselben helfen die mühsame Arbeit erleichtern und die lange Einsamkeit verkürzen.“

Wenn es Euch gefällt, so will ich Euch gleich einen Gesang zum besten geben, der fleißig in meiner Jugend gesungen wurde:

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoß vergißt,

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß und Plage.
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
der längst verfloßnen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vormwelt heilige Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ewiges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf,
Und alle Felsenschlösser
Zu ihre Schäs' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch fragt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt."

Es dünkte Heinrichen, wie der Alte geendigt hatte, als habe er das Lied schon irgendwo gehört. Er ließ es sich wiederholen und schrieb es sich auf.

Der Alte ging nachher hinaus, und die Kaufleute sprachen unterdessen mit den anderen Gästen über die Vorteile des Bergbaus und seine Mühseligkeiten. Einer sagte: „Der Alte ist gewiß nicht umsonst hier. Er ist heute zwischen den Hügeln umhergeklettert und hat gewiß gute Anzeichen gefunden. Wir wollen ihn doch fragen, wenn er wieder hereinkommt.“ „Wißt ihr wohl,“ sagte ein anderer, „daß wir ihn bitten könnten, eine Quelle für unser Dorf zu suchen? Das Wasser ist weit, und ein guter Brunnen wäre uns sehr willkommen.“ „Mir fällt ein,“ sagte ein dritter, „daß ich ihn fragen möchte, ob er

einen von meinen Söhnen mit sich nehmen will, der mir schon das ganze Haus voll Steine getragen hat. Der Junge wird gewiß ein tüchtiger Bergmann, und der Alte scheint ein guter Mann zu sein, der wird schon was Rechtes aus ihm ziehen." Die Kaufleute redeten, ob sie vielleicht durch den Bergmann ein vorteilhaftes Verkehr mit Böhmen anspinnen und Metalle daher zu guten Preisen erhalten möchten.

Der Alte trat wieder in die Stube, und alle wünschten seine Bekanntschaft zu benutzen. Er fing an und sagte: „Wie dumpf und ängstlich ist es doch hier in der engen Stube! Der Mond steht draußen in voller Herrlichkeit, und ich hätte große Lust, noch einen Spaziergang zu machen. Ich habe heute bei Tage einige merkwürdige Höhlen hier in der Nähe gesehen. Vielleicht entschließen sich einige mitzugehen; und wenn wir nur Licht mitnehmen, so werden wir ohne Schwierigkeiten uns darin umsehen können.“

Den Leuten aus dem Dorfe waren diese Höhlen schon bekannt: aber bis jetzt hatte keiner gewagt hineinzusteigen; vielmehr trugen sie sich mit fürchterlichen Sagen von Drachen und anderen Untieren, die darin hausen sollten. Einige wollten sie selbst gesehen haben und behaupteten, daß man an ihrem Eingange Knochen von geraubten und verzehrten Menschen und Tieren fände. Einige andere vermeinten, daß ein Geist dieselben bewohne, wie sie denn einige Male aus der Ferne eine seltsame menschliche Gestalt gesehen, auch zur Nachtzeit Gesänge da herüber gehört haben wollten.

Der Alte schien ihnen keinen großen Glauben beizumessen und versicherte lachend, daß sie unter dem Schutze eines Bergmannes getrost mitgehen könnten, indem die Ungeheuer sich vor ihm scheuen müßten, ein singender Geist aber gewiß ein wohlthätiges Wesen sei. Die Neugier machte viele beherzt genug, seinen Vorschlag einzugehen; auch Heinrich wünschte ihn zu begleiten, und seine Mutter gab endlich auf das Zureden und Versprechen des Alten, genaue Acht auf Heinrichs Sicherheit zu haben, seinen Bitten nach.

Die Kaufleute waren ebenso entschlossen. Es wurden lange Rienspäne zu Fackeln zusammengeholt; ein Teil der Gesellschaft versah sich noch zum Überflus mit Leitern, Stangen, Stricken und allerhand Verteidigungswerkzeugen, und so begann endlich die Wallfahrt nach den nahen Hügeln. Der Alte ging mit Heinrich und den Kaufleuten voran. Jener Bauer hatte seinen wissbegierigen Sohn herbeigeholt, der voller Freude sich einer Fackel bemächtigte und den Weg zu den Höhlen zeigte.

Der Abend war heiter und warm. Der Mond stand in mildem Glanze über den Hügeln und ließ wunderliche Träume in allen Kreaturen aufsteigen. Selbst wie ein Traum der Sonne, lag er über der in sich gekehrten Traum-

welt und führte die in unzählige Grenzen geteilte Natur in jene fabelhafte Urzeit zurück, wo jeder Keim noch für sich schlummerte und einsam und unberührt sich vergeblich sehnte, die dunkle Fülle seines unermesslichen Daseins zu entfalten.

In Heinrichs Gemüt spiegelte sich das Märchen des Abends. Es war ihm, als ruhte die Welt aufgeschlossen in ihm und zeigte ihm, wie einem Gastfreunde, alle ihre Schätze und verborgenen Lieblichkeiten. Ihn dünkte die große einfache Erscheinung um ihn so verständlich. Die Natur schien ihm nur deswegen so unbegreiflich, weil sie das Nächste und Traulichste mit einer solchen Verschwendung von mannigfachen Ausdrücken um den Menschen her türmte.

Die Worte des Alten hatten eine versteckte Tapentür in ihm geöffnet. Er sah sein kleines Wohnzimmer dicht an einen erhabenen Münster gebaut, aus dessen steinernem Boden die ernste Vorwelt emporstieg, während von der Kuppel die klare, fröhliche Zukunft in goldenen Engelskindern ihr singend entgegenschwebte. Gewaltige Klänge bebten in dem silbernen Gesang, und zu den weiten Toren traten alle Kreaturen herein, von denen jede ihre innere Natur in einer einfachen Bitte und in einer eigentümlichen Mundart vernehmlich aussprach. Wie wunderte er sich, daß ihm diese klare, seinem Dasein schon unentbehrliche Ansicht so lange fremd geblieben war. Nun überfah er auf einmal alle seine Verhältnisse mit der weiten Welt um ihn her, fühlte, was er durch sie geworden und was sie ihm werden würde, und begriff alle die seltsamen Vorstellungen und Anregungen, die er schon oft in ihrem Anschauen gespürt hatte.

Während der Zeit, da Heinrich seinen Betrachtungen nachhing, hatte sich die Gesellschaft der Höhle genähert. Der Eingang war niedrig, der Alte nahm eine Fackel und kletterte über einige Steine zuerst hinein. Ein ziemlich fühlbarer Luftstrom kam ihm entgegen, und der Alte versicherte, daß sie getrost folgen könnten. Die Furchtsamsten gingen zuletzt und hielten ihre Waffen in Bereitschaft. Heinrich und die Kaufleute waren hinter dem Alten, und der Knabe wanderte munter an seiner Seite.

Der Weg lief anfänglich in einem ziemlich schmalen Gange, welcher aber bald in eine sehr weite und hohe Höhle endigte, die der Fackelzug nicht völlig zu erleuchten vermochte; doch sah man im Hintergrund einige Öffnungen sich in die Felsenwand verlieren. Der Boden war weich und ziemlich eben; die Wände sowie die Decke waren ebenfalls nicht rauh und unregelmäßig; aber was die Aufmerksamkeit aller vorzüglich beschäftigte, war die unzählige Menge von Knochen und Zähnen, die den Boden bedeckten. Viele waren völlig er-

halten, an anderen sah man Spuren der Verwesung und die, welche aus den Wänden hin und wieder hervorragten, schienen steinartig geworden zu sein. Die meisten waren von ungewöhnlicher Größe und Stärke.

Der Alte freute sich über diese Überbleibsel einer uralten Zeit; nur den Bauern war nicht wohl dabei zumute, denn sie hielten sie für deutliche Spuren naher Raubtiere, so überzeugend ihnen auch der Alte die Zeichen eines undenklichen Altertums daran aufwies und sie fragte, ob sie je etwas von Verwüstungen unter ihren Herden und vom Raube benachbarter Menschen gespürt hätten und ob sie jene Knochen für Knochen bekannter Tiere oder Menschen halten könnten.

Der Alte wollte nun weiter in den Berg, aber die Bauern fanden es für ratsam, sich vor die Höhle zurückzuziehen und dort seine Rückkehr abzuwarten. Heinrich, die Kaufleute und der Knabe blieben bei dem Alten und versahen sich mit Stricken und Fackeln. Sie gelangten bald in eine zweite Höhle, wobei der Alte nicht vergaß, den Gang aus dem sie hereingekommen waren, durch eine Figur von Knochen, die er davor hinlegte, zu bezeichnen.

Die Höhle glich der vorigen und war ebenso reich an tierischen Nesten. Heinrich war schauerlich und wunderbar zumute; es gemahnte ihn, als wandle er durch die Vorhöfe des inneren Erdenpalastes. Himmel und Leben lag ihm auf einmal weit entfernt, und diese dunklen weiten Hallen schienen zu einem unterirdischen seltsamen Reiche zu gehören. Wie, dachte er bei sich selbst, wäre es möglich, daß unter unseren Füßen eine eigene Welt in einem ungeheuren Leben sich bewegte, daß unerhörte Geburten in den Westen der Erde ihr Wesen trieben, die das innere Feuer des dunklen Schoßes zu riesenmäßigen und geistesgewaltigen Gestalten auftriebe? Könnten dereinst diese schauerlichen Fremden von der eindringenden Kälte hervorgetrieben, unter uns erscheinen, während vielleicht zu gleicher Zeit himmlische Gäste, lebendige, redende Kräfte der Bestirne über unseren Häuptern sichtbar würden? Sind diese Knochen Überreste ihrer Wanderungen nach der Oberfläche oder Zeichen einer Flucht in die Tiefe?

Auf einmal rief der Alte die anderen herbei und zeigte ihnen eine ziemlich frische Menschenspur auf dem Boden. Mehrere konnten sie nicht finden, und so glaubte der Alte, ohne fürchten zu müssen, auf Räuber zu stoßen, der Spur nachgehen zu können. Sie waren eben im Begriff, dies auszuführen, als auf einmal, wie unter ihren Füßen, aus einer ferneren Tiefe ein vernehmlicher Gesang anfang. Sie erstaunten nicht wenig, doch horchten sie genau auf und verstanden jedes Wort eines wunderbaren frommen Liedes.

Alle waren auf das angenehmste überrascht und wünschten sehnlichst, den Sänger zu entdecken.

Nach einigem Suchen trafen sie in einem Winkel der rechten Seitenwand einen abwärts gefenkten Gang, in welchen die Fußstapfen zu führen schienen. Bald dünkte es sie, eine Helligkeit zu bemerken, die stärker wurde, je näher sie kamen. Es tat sich ein neues Gewölbe von noch größerem Umfange als die vorherigen auf, in dessen Hintergrunde sie bei einer Lampe eine menschliche Gestalt sitzen sahen, die vor sich auf einer steinernen Platte ein großes Buch liegen hatte, in welchem sie zu lesen schien.

Sie drehte sich nach ihnen zu, stand auf und ging ihnen entgegen. Es war ein Mann, dessen Alter man nicht erraten konnte. Er sah weder alt noch jung aus, keine Spuren der Zeit bemerkte man an ihm, als schlichte silberne Haare, die auf der Stirn gescheitelt waren. In seinen Augen lag eine unaussprechliche Heiterkeit, als sähe er von einem hellen Berge in einen unendlichen Frühling hinein. Er hatte Sohlen an die Füße gebunden und schien keine andere Kleidung zu haben als einen weiten Mantel, der um ihn herumgeschlungen war und seine edle große Gestalt noch mehr heraus hob.

Über ihre unvermutete Ankunft schien er nicht im mindesten verwundert; wie ein Bekannter begrüßte er sie. Es war, als empfing er erwartete Gäste in seinem Wohnhause.

„Es ist doch schön, daß Ihr mich besucht,“ sagte er. „Ihr seid die ersten Freunde, die ich hier sehe, solange ich auch schon hier wohne. Scheint es doch, als finge man an, unser großes wunderbares Haus genauer zu betrachten.“

Der Alte erwiderte: „Wir haben nicht vermutet, einen so freundlichen Wirt hier zu finden. Von wilden Tieren und Geistern war uns erzählt, und nun sehen wir uns auf das anmutigste getäuscht. Wenn wir Euch in Eurer Andacht und in Euren tiefsinnigen Betrachtungen gestört haben: so verzeiht es unserer Neugierde!“

„Könnte eine Betrachtung erfreulicher sein,“ sagte der Unbekannte, „als die froher, uns zusagender Menschengesichter? Haltet mich nicht für einen Menschenfeind, weil Ihr mich in dieser Einöde trefft. Ich habe die Welt nicht geflohen, sondern ich habe nur eine Ruhestätte gesucht, wo ich ungestört meinen Betrachtungen nachhängen könnte.“

„Hat Euch Euer Entschluß nie gereut, und kommen nicht zuweilen Stunden, wo Euch hange wird und Euer Herz nach einer Menschenstimme verlangt?“

„Jetzt nicht mehr. Es war eine Zeit in meiner Jugend, wo eine heiße Schwärmerei mich veranlaßte, Einsiedler zu werden. Ich hoffte, volle Nahrung meines Herzens in der Einsamkeit zu finden. Aber ich merkte bald, daß

man eine Fülle von Erfahrungen dahin mitbringen muß, daß ein junges Herz nicht allein sein kann, ja daß der Mensch erst durch vielfachen Umgang mit seinem Geschlecht eine gewisse Selbständigkeit erlangt."

Der Einsiedler führte sie näher an seinen Sitz, der nahe an der Höhlenwand war. Sie sahen mehrere Bücher auf der Erde liegen, auch eine Zither, und an der Wand hing eine völlige Rüstung, die ziemlich kostbar zu sein schien. Der Tisch bestand aus fünf großen steinernen Platten, die wie ein Kasten zusammengesetzt waren.

Der Einsiedler fragte seine Gäste nach ihrem Vaterlande und wie sie in diese Gegenden gekommen wären. Er war sehr freundlich und offen und verrät eine große Bekanntschaft mit der Welt.

Der Alte sagte: „Ich sehe, Ihr seid ein Kriegsmann gewesen, die Rüstung verrät Euch."

„Die Gefahren und Wechsel des Krieges, der hohe poetische Geist, der ein Kriegsheer begleitet, rissen mich aus meiner jugendlichen Einsamkeit und bestimmten die Schicksale meines Lebens", erwiderte der Greis. „Vielleicht, daß das lange Getümmel, die unzähligen Begebenheiten denen ich beiwohnte, mir den Sinn für die Einsamkeit noch mehr geöffnet haben: die zahllosen Erinnerungen sind eine unterhaltende Gesellschaft und dies um so mehr, je veränderter der Blick ist, mit dem wir sie überschauen."

„Wie wahr und einleuchtend ist Eure Rede", setzte der Alte hinzu. Sie kamen in ein kluges und freundliches Gespräch. Der Einsiedler erzählte von seinen Kriegszügen und Erlebnissen und wie er sich nach dem Tode seines geliebten Weibes mit ihren sterblichen Überresten in diese Einsamkeit zurückgezogen und hier Ruhe gefunden hatte. Er lebte nur noch der Erinnerung und erfrischte seinen Geist durch Erforschen der Geschichte und Lesen von Werken der hohen Dichtung. Andere Bedürfnisse fühlte er nicht mehr. Der alte Bergmann aber berichtete, was sein Beruf ihm in den verschiedenen Ländern der Welt gezeigt hatte.

„So seid auch Ihr weit umhergekommen und müßt viele denkwürdige Dinge erlebt haben", versetzte der Einsiedler.

„Unsere Kunst macht es nötig, daß man sich weit auf dem Erdboden umsieht. Es ist, als triebe den Bergmann ein unterirdisches Feuer umher. Ein Berg schießt ihn dem andern. Er wird nie mit Sehen fertig und hat seine ganze Lebenszeit an jener wunderlichen Baukunst zu lernen, die unseren Fußboden so seltsam gegründet und ausgetäfelt hat. Unsere Kunst ist uralt und weit verbreitet. Sie hat überall mit anderen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und da immer das Bedürfnis den menschlichen Geist zu klugen Er-

findungen gereizt, so kann der Bergmann überall seine Einsichten und seine Geschicklichkeit vermehren und mit nützlichen Erfahrungen seine Heimat bereichern."

"Ihr seid beinah verkehrte Astrologen", sagte der Einsiedler. "Wenn diese den Himmel unverwandt betrachten und seine unermesslichen Räume durchirren: so wendet Ihr Euren Blick auf den Erdboden und erforscht seinen Bau. Jene studieren die Kräfte und Einflüsse der Gesteine, und Ihr untersucht die Kräfte der Felsen und Berge und die mannigfaltigen Wirkungen der Erd- und Steinschichten. Jenen ist der Himmel das Buch der Zukunft, während Euch die Erde Denkmale der Urmwelt zeigt."

"Es ist dieser Zusammenhang nicht ohne Bedeutung", sagte der Alte lächelnd. "Die leuchtenden Propheten am Himmel spielen vielleicht eine Hauptrolle in jener alten Geschichte des wunderlichen Erdbaus. Man wird vielleicht sie aus ihren Werken und ihre Werke aus ihnen mit der Zeit besser kennen und erklären lernen."

"Seitdem ich in dieser Höhle wohne," fuhr der Einsiedler fort, "habe ich mehr über die alte Zeit nachdenken gelernt. Es ist unbeschreiblich, was diese Betrachtung anzieht, und ich kann mir die Liebe vorstellen, die ein Bergmann für sein Handwerk hegen muß. Wenn ich die seltsamen alten Knochen ansehe, die hier in so gewaltiger Menge versammelt sind: wenn ich mir die wilde Zeit denke, wo diese fremdartigen, ungeheuren Tiere in dichten Scharen sich in diese Höhlen hereindrängten, von Furcht und Angst vielleicht getrieben, und hier ihren Tod fanden; wenn ich dann wieder bis zu den Zeiten hinaufsteige, wo diese Höhlen zusammenwuchsen und ungeheure Fluten das Land bedeckten; so komme ich mir selbst wie ein Kind des ewigen Friedens vor. Wie ruhig und friedfertig, wie mild und klar ist gegen diese gewaltsamen, riesenmäßigen Zeiten die heutige Natur! Und das furchtbarste Gewitter, das entschuldigste Erdbeben in unseren Tagen ist nur ein schwacher Nachhall jener grausenvollen Geburtswehen. Vielleicht daß auch die Pflanzen- und Tierwelt, ja die damaligen Menschen selbst, wenn es welche gab, eine andere, festere und rauhere Bauart hatten, – wenigstens dürfte man die alten Sagen von einem Riesenvolke dann keiner Erdichtungen zeihen."

"Es ist erfreulich," sagte der Alte, "jene allmähliche Beruhigung der Natur zu bemerken. Ein immer innigeres Einverständnis, eine friedlichere Gemeinschaft, eine gegenseitige Unterstützung und Belebung scheint sich allmählich gebildet zu haben, und wir können immer besseren Zeiten entgegensehen. Es wäre vielleicht möglich, daß hin und wieder noch alter Sauerteig gähe und noch einige heftige Erschütterungen erfolgten; indes sieht man doch

das allmächtige Streben nach freier, einträchtiger Verfassung, und in diesem Geiste wird jede Erschütterung vorübergehen und dem großen Ziele näher führen.

Mag es sein, daß die Natur nicht mehr so fruchtbar ist, daß heutzutage keine Metalle und Edelsteine, keine Felsen und Berge mehr entstehen, daß Pflanzen und Tiere nicht mehr zu so erstaunlichen Größen und Kräften aufquellen. Je mehr sich ihre erzeugende Kraft erschöpft hat, desto mehr haben ihre bildenden, veredelnden und geselligen Kräfte zugenommen, ihr Gemüt ist empfänglicher und zarter, ihre Fantasie mannigfaltiger und sinnbildlicher, ihre Hand leichter und kunstreicher geworden. Sie nähert sich dem Menschen, und wenn sie ehemals ein wildgebärender Fels war, so ist sie jetzt eine stille, treibende Pflanze, eine stumme menschliche Künstlerin. Wozu wäre auch eine Vermehrung jener Schätze nötig, deren Überfluß auf undenkliche Zeiten ausreicht.

Wie klein ist der Raum, den ich durchwandert bin, und welche mächtigen Vorräte habe ich nicht gleich auf den ersten Blick gefunden, deren Benutzung der Nachwelt überlassen bleibt! Welche Reichtümer verschließen nicht die Gebirge nach Norden, welche günstigen Anzeichen fand ich nicht in meinem Vaterlande überall, in Ungarn, am Fuße der karpathischen Gebirge und in den Felsentälern von Tirol, Österreich und Bayern! Ich könnte ein reicher Mann sein, wenn ich das hätte mit mir nehmen können, was ich nur aufzuheben, nur abzuschlagen brauchte. An manchen Orten sah ich mich wie in einem Zaubergarten. Was ich ansah, war von köstlichen Metallen und auf das kunstreichste gebildet. In den zierlichen Locken und Ästen des Silbers hingen glänzende, rubinrote, durchsichtige Früchte, und die schweren Bäumchen standen auf kristallenem Grunde, der ganz unnachahmlich ausgearbeitet war. Man traute kaum seinen Sinnen an diesen wunderbaren Orten und ward nicht müde, diese reizenden Wildnisse zu durchstreifen und sich an ihren Kleinodien zu ergötzen."

„Als Kriegsmann,“ erwiderte ernst der Einsiedler, „gibt man nicht so genau auf die Adern und Klüfte der Berge acht, indes habe ich doch zuweilen meine Betrachtungen über diese glänzenden Streifen gehabt, die wie seltsame Knospen auf eine unerwartete Blüte und Frucht deuten. Wie hätte ich damals denken können, wenn ich froh über das Licht des Tages an diesen dunkeln Behausungen vorbeizog, daß ich noch im Schoße eines Berges mein Leben beschließen würde. Oft scheint eine Begebenheit sich zu endigen, wenn sie erst eigentlich beginnt, und dies hat bei meinem Leben stattgefunden. Gott ver-

leihe Euch allen ein seliges Alter und ein so geruhiges Gemüt wie mir!"
Damit schloß der ehrwürdige Greis.

Heinrich und die Kaufleute hatten aufmerksam dem Gespräche zugehört, und der erstere fühlte eine neue Entwicklung seines ahnungsvollen Innern. Manche Worte, manche Gedanken fielen wie belebender Fruchtstaub in seinen Schoß und rückten ihn schnell aus dem engen Kreise seiner Jugend auf die Höhe der Welt. Wie lange Jahre lagen die eben vergangenen Stunden hinter ihm, und als er aus der Höhle schied, glaubte er nie anders gedacht und empfunden zu haben. —

Der Solnhofer Knabe

Von Karl Stöber (Aus dem 16. Jahrhundert)

In den Plattenkalkbrüchen von Solnhofen an der Altmühl in Bayern wird seit Jahrhunderten der berühmte Stein für lithographische Druckplatten bergmännisch gewonnen. Er findet in der Welt nirgend seinesgleichen. Die geringeren Schichten des Gebirges liefern Dach-, Boden- und Tischplatten, Schalltafeln und dienen als Polier- und Gerbersteine, sowie ähnlichen Zwecken. — Die folgende Sage berichtet über die Entdeckung des wertvollen Gesteins im Mittelalter. —

An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solnhofen in Bayern ist eine Glashütte in Gang. Das Holz zu den Öfen kann leicht über die jähen Bergwände herabgelassen werden, und der reine zuckerweiße Sand findet sich da und dort unter dem Rasen. Ehe man aber anfing, diesen Sand in Glas zu verwandeln, bestreuten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden damit und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solnhofen gruben und in kleinen Säcklein zum Verkauf in die umliegenden Orte trugen.

In den ältesten Zeiten befaßte sich eine Zeitlang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel. Oft trug sie über fünfzig Pfund auf dem Rücken aus und brachte nur ein paar Heller in der Tasche dafür heim. Es war eine Witwe im mittleren Alter. Sie hatte einen Knaben von zwölf Jahren, der im Sommer die Ziegen des Ortes hütete und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felsklüften Sandnester aussuchte und ausbeutete, wenn man trotz Schnee und Eis in den Boden kommen konnte. Einmal, in einem besonders harten Winter, wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden bald so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, daß sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrat von Sand, den sie sich im Herbst gegraben hatten, ging zu Ende und mit ihm das Brot, das sie sich für die erlösten Pfennige aus den benachbarten Orten mitzubringen pfl egten.

An der Südseite der Berge, wo die Februarsonne die dünnen Schneeschichten weggeleckt hatte, fingen sie nun an zu schürfen, doch überall ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen, und sie hatten noch kein weißes Sandkorn gefunden. Dazu ging das Futter für die beiden Ziegen auf die Neige, und in der Hütte waren nur vier Geschöpfe, denen der Hunger aus den Augen sah. Das einzige, was sie noch unter sich teilen konnten, war eine Rufe mit eingestampften Rüben und weißem Kohl. Aber auch diese stritten schon mit der Verwesung, weil sie nur wenig gesalzen waren. Die Geißen erhielten ihren Anteil roh, wie er aus der Rufe kam; die Portionen für sich und ihren Knaben kochte die Witwe und salzte sie oft mit ihren bitteren Kummertränen. Denn es war damals unter ihrem Dache, wie in der Hütte der Witwe von Zarpath, als sie dem Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebt, ich habe nichts Gebackenes, nur eine Hand voll Mehl im Topfe und ein wenig Öl im Kruge. Und ich habe Holz aufgelesen und will mir und meinem Sohne zureichten, daß wir essen und dann sterben.“

Der Knabe liebte seine Mutter und bewies seine Liebe am meisten dadurch, daß er nie über seinen Hunger klagte. Geduldig wartete er von einer Mahlzeit auf die andere und vermied und verbarg alles, was ihr das Herz noch schwerer machen konnte. Aber fast die ganze andere Hälfte seines Herzens war den Ziegen zugewendet. Es wollte ihm brechen, wenn er sah, wie sie, vom Hunger getrieben, an der Rufe hinaufsprangen und vergebens Hals und Zunge ausstreckten, um die Neige darin zu erreichen. Hätten sie von seinen schönen Worten und Bertröstungen auf den nahen Frühling satt werden können, dann hätten sie mehr als genug gehabt. Aber so wurden sie immer magerer, und der Knabe entschloß sich endlich, für sie zu tun, was er noch nicht einmal für seine Mutter getan hatte.

In Solnhofen war ein Benediktiner-Kloster. An die Pforte desselben pochte der Knabe mit dem schweren eisernen Klöpsel, der daran hing. Dem Bruder Pförtner, der nach seinem Begehr fragte, antwortete der Knabe, daß er mit dem Abt selbst reden müsse. Er wurde vor diesen ehrwürdigen Diener Gottes geführt, küßte ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch nur erlauben, das Heu aufzulesen, das die Klosterkühe in die Streu wüfren; denn seine zwei Ziegen seien am Verhungern. Den Abt überraschte anfangs diese Bitte. Gar leicht konnte deren Gewährung mißbraucht oder wenigstens zu einer Versuchung werden. Doch bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu tun habe. Er fragte unter anderen Dingen nach dem Wenigen, was nach den damaligen Anforderungen der Kirche ein Christ wissen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vater-

unser nebst einigen anderen kürzeren Gebeten gut her und beantwortete munter etliche Fragen aus den Evangelien. – Nun sprach der Abt: „Mein Söhnlein, du darfst alle Tage, wenn unsere Rüche zur Tränke getrieben werden, kommen und holen, was sie unter der Krippe liegen lassen. Und wenn der Bruder Rüchenmeister etwas übrig hat, so wird er es dir auch mitgeben für dich und deine Mutter.“ Dann segnete er den Knaben und entließ ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Witwe hatte nun die Not ein Ende, und der Hungertod, der seine hohlen Augen auf die zwei Ziegen gerichtet hatte, mußte mit leerer Hand abziehen. Bald erschien dafür der warme und freundliche Frühling. Die Witwe entdeckte wieder eine ergiebige Sandgrube, und ihr Benedikt trieb als gemietetes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die hohen, lustigen Berge. In die Kost ging er bei den einzelnen Besitzern der Ziegen der Reihe nach. Sein Osterlamm aß er im Kloster, seinen Pfingstlamm kaufte ihm die Wirtin, seinen Kirchweihschmaus hielt er in der neuen Mühle, und seinen Namenstag feierte er wieder mit den Benediktinern. An Unterhaltung fehlte es ihm auch auf den einsamen Höhen nicht. Da lag der damals noch unbenützte Kalkschiefer so zu Tage, daß es ihm leicht ward, Platten davon herauszuheben. Mit einem kleinen Hammer, den ihm noch sein verstorbener Vater gemacht hatte, fertigte er daraus regelmäßige Vierecke.

Ein Zufall führte nun den Knaben zu einer wichtigen Entdeckung. Benedikt legte einmal eine Schieferplatte, wie er sie aus dem Boden gebrochen hatte, auf seinen Schoß, zeichnete mit Kohle von seinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf und sprach dann bei sich: „Fünzig solche viereckige Tafeln – wenn ich die hätte, könnt ich meinen ganzen Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner scharren, wenn es draußen regnet.“ Und während er dies dachte, klopfte er mit seinem Hämmerlein auf dem einen schnurgeraden Kohlestrich sanft auf und ab. Denn er freute sich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer, wie bei einer zersprungenen Glocke, und zuletzt sprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlestriches entzwei.

„Ist das so gegangen,“ dachte Benedikt, „so kann es auf den übrigen drei Seiten ebenso gehen!“ Er hämmerte auch auf dem zweiten Kohlestrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nachdem er noch einige Minuten so fortgemacht hatte, lag eine vollkommen viereckige Platte auf seinen Knien. Eine zweite gelang ebenso und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schieferstücke aneinander gerieben, um sie zu glätten. Er hatte gefunden, daß er damit am schnellsten zustande kam, wenn er von

dem Sande, womit seine Mutter handelte, etwas dazwischen tat und Wasser dazu nahm. Die frühere Erfindung wandte er nun auf die Pflastersteine an und gewann so einige sehr schöne Platten.

Indes trieb er dies alles als eine bloße Spielerei und sagte davon niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verberg er da und dort unter einem Busch.

Eines Abends, als er seine Ziegen heimgetrieben hatte, saß er mit seiner Mutter an der Suppenschüssel. Sie erzählte ihm, daß sie mit Sand in Eichstädt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe.

„Was sagte er denn?“ fragte der Knabe.

„Er stand,“ antwortete die Witwe, „mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen lassen, und beratschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der eine riet dies und der andere das, bis der hochwürdige Herr zuletzt sagte: „Nun, morgen um die elfte Stunde haben wir die fremden Steinmehzen hierherbestellt und wollen die Proben schauen, die sie von allerlei Sand- und Marmorsteinen bei sich haben. Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unseren bischöflichen Säckel zu teuer kommen. Wir werden uns wohl die Backsteine gefallen lassen müssen.“

„So, so!“ versetzte Benedikt, warf seinen Löffel von Horn in die Tischlade, wünschte der Mutter eine gute Nacht und ging unter das Dach hinauf in seine Schlafstätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstädt etliche Steinmehzen, die der Bischof aus Tirol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kasten nach und stellten sie nebeneinander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert hatten und nun auch bei dem Pflaster noch ein übriges tun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit seinen Geistlichen und den weltlichen Beamten hinter sich. Und als alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine Kirchenversammlung gehalten werden, so viele waren da. Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus den Kästlein, eine nach der anderen, und es war keine darunter, die ihm nicht gefallen hätte. Auch waren zum Teil die kleinen Marmorsteine in den Schubladen so nebeneinander gelegt, weiße und schwarze, gelbe und graue, bunte

und einfarbige, daß man schon im Kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im großen ausfallen würde.

Als aber die fremden Steinmessen nacheinander sagten, was der Quadratfuß davon koste, und als der Baumeister an den Fingern berechnete, wieviel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeister die Gesamtsumme in Goldgulden aussprach, fuhr der Bischof mit der Hand hinter das Ohr, sein Schatzmeister schüttelte mit dem Kopf, und die Grafen und Herren machten große Augen. Ja, ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller in dem Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug im ersten Schrecken ein Kreuz. Alle standen und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblick entstand unter dem Hauptportal der Kirche ein Geräusch. Zwei Soldaten des Fürstbischofs wollten einen barfüßigen Bauernknaben nicht hereinlassen und hielten ihre Spieße vor. Aber der Knabe duckte sich und schlüpfte darunter hinweg wie eine Henne unter der Gartentür. Dann drängte er sich ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stand, dem er den Saum des Kleides küßte. Seine Mühe nahm er zwischen die Knie, drei viereckige und zolldicke Schieferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorirte, nahm er aus der Schürze und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naß; denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten und zeigten, wie schön die Steine erst dann würden, wenn eine kunstgeübte Hand sie bearbeitete. Seine Waren zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nötig, sondern er schaute nur einem von den Umstehenden nach dem anderen ins Gesicht und wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn. Als aber der Bischof ansah, ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach:

„Ich gehöre dem Sandweib von Solnhofen, und die Steine hab' ich auf dem Berge hinter dem Kloster gemacht. Und wenn Ihr noch mehr braucht, so dürft Ihr mir nur Eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müssen.“

Der Knabe war Benedikt, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abend-suppe, bei der ihm die Mutter von der neuen Kirche in Eichstätt erzählte, nicht mehr geschlafen. Sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Essen gekommen war, trieb ihn durch die Hintertür hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen. Von da lief er in der mondhellen Nacht gen Eichstätt, wohin er den Weg von dem Sandhandel her genau kannte. Seine Mutter erschrak freilich, als sie ihn in aller Frühe wecken wollte und das Nest leer fand. Und sie konnte nicht einmal gehen, ihn zu suchen oder ihm nachzufragen; denn die

Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelassen und standen meckernd auf der Gasse oder naschten von den Blumenstöcken an den Fenstern des Pfarrhauses. Sie mußte tun, als wäre ihr Benedikt krank. Sie nahm Geißel und Stecken und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte. Aber als sie abends hinter der gehörnten Schar das Dorf hinunterging, kamen einige Maultiere herauf, ihr entgegen. Und auf dem vordersten saß ihr Benedikt hinter einem Knechte des Fürstbischofs und zwar so munter, daß die Witwe sogleich sah, es müsse ihm den Tag über nicht schlecht gegangen sein.

Und so war es auch. Der Bischof hatte sich sogleich für die Pflastersteine des Sandbuben entschieden und die fremden Steinmessen in ihre Heimat entlassen. Den Knaben aber hatte er mit sich in sein Haus genommen, gespeist und versichert, daß er für ihn und seine Mutter sorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeister, der das Steinlager untersuchen sollte, nach Solnhofen zurückgehen lassen. Der Bischof hielt Wort. Benedikt ging zu einem Meister Steinmész in Eichstätt in die Lehre. Dann ließ er sich in Solnhofen nieder und hatte fortwährend so viele Bestellungen an Pflaster- und Quadersteinen, daß es ihm und seiner Mutter nie mehr an dem täglichen Brote fehlte. —

Die Wünschelrute

Von Hippolyt Haas (Um das Jahr 1625)

Der Hentker hol' die Hundearbeit! Und Verdienst? Zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben! Arbeit' wer mag, ich nicht!"

Damit warf der Häuer Konrad Detering sein Bergeisen auf das harte Gestein, daß es klirrte und die hellen Funken hervorsprühten, und schlug die Arme übereinander, um sich zu wärmen. Ihn froh, denn es war kalt im Schacht. Der November ließ sich dieses Jahr besonders rauh an.

„Und dabei eine Kälte, nicht zum Aushalten! Wenn's wenigstens besser wär', wenn man nach Hause kommt! Keine warme Ecke! Nichts, gar nichts! Daheim friert man nicht minder als hier. Unsereiner muß überhaupt froh sein, wenn er sich für die paar lumpigen Heller, die er in der Schicht verdient, nur notdürftig sattfressen kann. Zum Holzkauf langt's nicht mehr! Dabei stehen die Berge voll von Bäumen; ja, aber nicht anrühren! Daß Gott erbarm! Die Wälder gehören dem Herzog. Ha ha! Dem Herzog! Dem ist's einerlei, ob seine Bergleute an Hunger, Frost, an Pestilenz oder an sonst was verrecken! Wenn er nur zu fressen und zu saufen hat, wenn er nicht friert! Was scheert's ihn, den Herrn Friedrich Ulrich in seinem Wolfenbütteler Schloß, was aus uns wird? Wir könnten allesamt vor die Hunde gehen, er rührte kein Fingerglied darum. Aber, ich hab's gesagt, ich hab's satt! Ich arbeit' nicht mehr. Weiß schon, was ich tu, weiß schon!"

Unmutig setzte er sich auf die Erde und streckte die langen Beine weit von sich. Es war in einer der Eisengruben am Iberg. Die Arbeit war knapp und die Zahl der Bergleute auf's äußerste beschränkt worden. Des Meisters Mittel waren beinahe erschöpft, und der Schichtlohn wurde von Tag zu Tag länglicher. Mit Detering zusammen arbeiteten Dittrich und der alte Stauer. Das zornige Berede des Häuers war ihnen nicht neu, sie hatten es schon des

öfteren zu hören bekommen, darum erwiderten sie nichts auf seine wilden Worte und arbeiteten schweigend weiter.

„Ihr haltet natürlich das Maul, ihr traurigen Gesellen, ihr! Laßt euch alles gefallen! 's könnt' noch so bunt werden, ihr sagt kein Wörtlein dazu! Geduldige Schafe! Seid's drum nicht besser wert, als ihr's habt!“

Mit einer verächtlichen Gebärde wandte er sich um und machte sich mit seinem Eisen zu schaffen.

Staufer setzte sein Gezeu ab. Seine Arbeit war hart und mühsam, und er wollte einige Augenblicke verschmausen. Man kannte zu jenen Zeiten nur Schlägel- und Eisenarbeit im Schacht; denn das Schießen war noch nicht im deutschen Bergbau eingeführt. Erst an zwanzig Jahre später hat Kaspar Morgenstern den ersten Sprengschuß in einem Harzer Bergwerk abgetan. Mit der Wasserhebung war's auch noch traurig bestellt.

„Ihr seid ein Narr und ein unzufriedener Gesell', Detering!“ ließ sich der Tiroler nach einigen Momenten der Ruhe vernehmen. „Den ganzen Tag über murt ihr und ergeht Euch in Scheltworten, die Euch doch nichts nützen und auf die niemand hört. Ihr werdet für Eure Arbeit bezahlt, und dabei macht Ihr mehr Liegestunden als Schichten. Wähnt Ihr, durch Euer Geschwätz die Verhältnisse zu ändern? Dann haltet Eure Zunge lieber im Zaum! Wenn Ihr die Arbeit bei uns satt habt, wie Ihr immer sagt, so kehrt Euch in Gottes Namen von der Grube hier ab und sucht Euch anderswo eine bessere Schicht, so Ihr sie findet! Uns aber laßt unsere Pflicht in Ruhe und Frieden tun und belästigt uns nicht immer mit Euren müßigen Worten! Die haben wir satt, schreibt's Euch hinter die Ohren! Es gibt Leute genug, die froh wären, wenn sie um die jetzige Zeit Arbeit und Verdienst hätten!“

Er nahm sein Gezeug wieder auf und hieb mit wuchtigen Schlägen ins Gebirg ein. Detering tat so, als ob ihn die Worte des Tirolers überhaupt nichts angingen; in scheinbarer Ruhe blieb er sitzen und pfiff trotzig vor sich hin. Nach einer Weile hielt Staufer mit der Hauerarbeit wieder ein. Das gebrochene Gestein und Erz warf er in seinen Hund und schob ihn dann zum Füllort. Diesen Augenblick schien Detering abgewartet zu haben. Raun war der Alte im Stollen verschwunden, als er rasch aufsprang, sich dicht vor Klaus Dittrich hinstellte und ihm zuflüsterte:

„Donnerwetter, Klaus, laß dich doch von dem Alten nicht immer bevorzugen! Tu wie ich! Wirf Fäustel und Eisen weg und folg' mir! Ich weiß Besseres als diese Fronarbeit! Mir ist ein Mittelchen bekannt, um ein reicher und angesehener Mann zu werden, ohne daß man sich dabei zu schinden braucht. Wär' recht so was für dich, Kamerad! Oder glaubst etwa nicht, daß

Reichtum und Ehre dir gerade jetzt zu paß' käm', wo dir der Faktor die Tür gewiesen und deiner Liebelei mit der blonden Eva ein Ende gemacht hat? Ein armer Häuer ist ihm nicht genehm! Wenn du aber Taler und Goldgulden in deiner Truhe hätt'st, so wär'st du ihm lang recht! Will dir den Weg weisen; denn du dauerst mich! Komm!"

Der Angeredete wandte sich um.

„Kein Wort mehr, Detering, ich will Euch nicht hören! Und den Faktor mit seiner Tochter laßt mir aus dem Spiel, verstanden? Sonst –!“

Eine drohende Bewegung mit dem eisenbeschwertem Arme begleitete Klaus Dittrich's Worte. Doch der andere lehrte sich daran nicht.

„Gemach, Kamerad, gemach! Nur nicht gleich aufbrausen! Was hab' ich denn Schlimmes von dem Faktorstöchterlein gesagt? Weiter nichts, als was jedermann im Städtchen weiß. Oder willst du's leugnen? Die Späßen pfeifen's ja auf den Dächern, und ohne Grund wird Römer seine Eva nicht aus dem Städtchen fortgetan haben.“

„Schweig, du Hund! Ich will's dich lehren!“

Er hatte aber seine Rechnung ohne den Wirt gemacht. Mit einem Ruck warf der viel stärkere Detering den Anstürmenden zu Boden, und auf ihm knieend hielt er ihm beide Hände fest.

„Dummkopf, der du bist!“ raunte er ihm ins Ohr. „Siehst, nun hab' ich dich fest und könnt' dir einen Denktettel geben. Hätt'st ihn auch weidlich verdient! Aber ich trag's dir nicht nach. Tußt mir wirklich leid! Steh' auf!“

Detering ließ Dittrich los. Der erhob sich langsam und sagte trotzig:

„Diesmal bist du der Stärkere gewesen. Das nächste Mal kommt's anders. Sieh' dich vor! An deine Hilfe glaube ich nicht. Welchen Anlaß hätt'st auch, mir zu helfen! Willst mich doch nur foppen! Soll'st dich schämen, Detering! Jetzt geh' beiseite! Wenn du auf der faulen Haut liegen willst, so hindere wenigstens nicht andere an der Arbeit!“

Er hatte sein Gezüge wieder erfaßt und holte zum Schlage auf das in der Felswand bräunlich schimmernde Erz aus. Detering fiel ihm in den schon erhobenen Arm.

„Anhören sollst du mich erst! Übrigens ist's bald Zeit zum Ausfahren. Du versäumst nicht viel. Aber das sage ich dir: der Alte darf von dem nichts wissen, was ich dir jetzt vermelde. Auch sonst niemand! Es muß ein tiefes Geheimnis zwischen uns beiden bleiben. Willst du das versprechen? So schlag ein!“

Er hielt ihm die Rechte hin. Aber Klaus Dittrich stuzte.

„Kommt drauf an, was es ist! Vorderhand versprech ich nichts!“

Noch immer lag viel Trotz in seiner Stimme.

„Ich kann dich zu deinem Glück nicht zwingen. Wenn du nicht willst, wie ich dir sag', mußt du's eben bleiben lassen. Wird dich reuen!“

Detering nahm sein Bergeisen vom Boden auf und sein Grubenlicht zur Hand.

„Sol ich fahr jetzt aus. Muß noch einen kleinen Gang zur obersten Grube machen. In einer halben Stunde bin ich zurück und will im Zechenhaus auf dich warten. Vielleicht besinnst du dich. Dann erzähl ich's dir auf dem Heimweg. Glück auf!“

Rasch stieg er die rohgezimmerten Fahrten hinauf. Dittrich sah ihm nach, bis der letzte Schimmer von Deterings Licht oben im engen Schachtloch verschwunden war, dann machte er sich wieder an die Arbeit. So sehr war er dabei in Gedanken über die Worte des Genossen, daß er den Tiroler nicht beachtete, der vom Füllort zurückkam. Dieser mußte ihm auf die Schulter klopfen, um sich bemerkbar zu machen.

„Was ficht dich an, Klaus?“ fragte er teilnehmend. „Hast wieder Herzenskummer? Solltest, mein' ich, doch allmählich Herr darüber werden. Alles Ding auf Erden hat seine Zeit. Auch Liebeschmerz! Sei ein Mann und überwind's! Es gibt noch Schlimmeres. Geb's Gott, daß dir die Pein erspart bleib'! Jetzt pack dein Gezeug zusammen und komm mit nach oben; es ist Schicht. Wir werden ohnehin wieder die letzten sein.“

Die übrige Belegenschaft war schon ausgefahren, als die beiden im Zechenhaus ankamen. Nur der Kunststeiger, der die Wache hatte, war noch am Ort. Als sie aus der Tür ins Freie traten, stand richtig Detering davor und wartete. Mit einem Wink hielt er Dittrich zurück, bis der Tiroler einige Schritte vorausgegangen war, dann trat er dicht an seine Seite und schritt neben ihm den frischbeschneiten, steilen und steinigigen Bergweg hinab, der vom Schacht ins Tal führte. Es war eine sternenhelle Nacht.

Eine Weile gingen sie still nebeneinander. Da unterbrach Detering das Schweigen.

„Hast dir's überlegt, Kamerad?“

Klaus nickte mit dem Kopfe.

„Hab's gewußt, daß du klug würdest“, gab ihm der zurück. „Nun sollst du's auch gleich erfahren; doch bevor das Versprechen!“

Wiederum hielt er ihm die Rechte hin. Klaus Dittrich schlug diesmal verstohlen ein. Im gleichen Augenblick hatte sich Staufer umgewandt und den Vorgang bemerkt. Er sagte aber kein Wort dazu und schritt, als ob er nichts gesehen hätte, weiter.

Detering fing leise an:

„Weißt doch, daß ich weit rungekommen bin, Kamerad! In Böhmen, wo ich auch mal gearbeitet, bin ich mit 'nem Pfaffen, einem Kapuziner, bekannt geworden. Der wußte mehr als andere Leute, ist in der schwarzen Kunst sehr bewandert gewesen. Schaust mich so ungläubig an, Kamerad? Hältst nichts davon, was? Ich aber; und weiß auch, warum! Aber das sind Dinge, von denen ich vorerst nicht mit dir reden kann. Ein ander Mal. Jez zur Sache und hör' gut zu! Mein Kapuziner hat mich so allerlei gelehrt, so auch die Hantierung mit der Rute. Weißt ja doch wohl, was das ist, nicht?“

Dittrich gab ein bejahendes Zeichen, worauf der Häuer in seiner Rede fortfuhr:

„Ist ein kleiner Zwieselstab von der Haselstaude oder sonst einem Baum, je nach dem Erz, das man damit finden will. So eine Sommerlatte, weiter nichts. Wenn's aber der Richtige ist, der sie schneidet, wenn er's am rechten Tage und zur rechten Stunde verrichtet und wenn bei dem Geschäft ein kräftiger Zauberspruch getan wird, dann hat der Zwieselstab eine gar geheimnisvolle Kraft. Dann zeigt er verborgene Schätze an und dann macht er den, der damit umzugehen weiß, zum reichen Mann. Sie schlägt aber nicht einem jeden, die Glücksrute, das laß dir gleich gesagt sein! Und eben darum hörst du zuweilen die Leute schwagen, es sei Teufels- und Hexenspul dabei im Spiel. Das ist aber nicht wahr! Das hat mir der Pfaffe deutlich erklärt. Schau dir mal die Sterne oben an! Da sind verschiedene darunter, große und kleine und eine ganz besondere Art, die man Planeten nennt. Sie sind von großem Einfluß auf die Menschen und ihren Lebensgang, und so hat ein jeder von uns seinen Planeten, in dessen Zeichen er geboren ist und der ihn regiert, so lange er auf Erden weilt.

Es scheint dir das sonderbar vorzukommen, Kamerad? Leuchtet's dir nicht ein? Nun, es wird schon kommen, laß mich nur weiter reden!

Siehst, ein jeder dieser Planeten hat Freunde und Feinde unter seinesgleichen, und diese Liebe und Abneigung geht auch auf die Menschen über, die unter diesem oder jenem Planeten stehen. Die Kraft, die in der Wunschelrute steckt, ist bestimmten Planeten aber gar feindlich gesinnt. Darum dreht und wendet sich der Zwieselstab nicht in den Händen von solchen Leuten, die unter diesen Sternen geboren sind. Die Rute hat aber auch große Freunde unter den Planeten, und den Männern, die unter deren Zeichen stehen, schlägt sie gut. In der Stunde meiner Geburt hat Jupiter am Himmel regiert, und darum gehöre ich zu den Auserlesenen. Ich hab's probiert und erfahren, daß es so ist. Mir schlägt die Glücksrute!

Aber hör' noch mehr! Als ich vor einigen Monaten in des Meisters Auf-
trag in Andreasberg gewesen bin, hat mir dort ein alter Bergmann, den ich
schon seit langer Zeit kenne, ein altes Pergament eingehändigt. „Ich selbst,“
so hat er gemeint, „kann damit nichts mehr anfangen. Ich bin zu bejahrt
dazu und taue nicht mehr viel. Dir aber kann's nützen. Lies es durch, wenn
du lesen kannst, und wenn nicht, so geh' zu einem, der's versteht und laß dir
den Inhalt erklären!“ Das hab' ich getan. Der Krugwirt von Windhausen,
der Lesen und Schreiben besser gelernt hat als ich, der hat mich's deuten
gelehrt, was in dem alten Pergament steht. Ich will's dir jetzt vermelden!

Ein alter Italiener hat die Schrift gefertigt, ein Bergmann aus dem
Lande Venetia. Der hat einmal mit der Rute droben am Iberg in einer alten
Pinge einen reichen Schatz entdeckt mit soviel Gold drin, daß es gar kein
Ende damit nehmen kann. Da er sich mehr davon herausgeholt hat, als er
für sein Lebenlang brauchte, hat er die Nachricht von seinem Fund für seine
Kameraden niedergeschrieben. Einer von des Italieners Freunden hat das
Pergament meinem Gewährsmann geschenkt. Der aber ist durch Krankheit
und Alter abgehalten, den Goldschatz zu heben. So will ich's tun. Nur ist
die Sache nicht leicht. Einer allein kann's nicht, es muß noch ein anderer da-
bei sein. Auf dich ist meine Wahl gefallen, ich hab' dir vorhin gesagt, warum.
Willst du mir helfen? Bedenk wohl, was alles für dich daran hängt!”

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte Dittrich der Erzählung Konrad De-
terings gelauscht. Von dem Gehörten wirbelte es ihm im Kopfe. Noch traute
er dem andern nicht, und große Zweifel an der Wahrheit seiner Darstellung
waren in ihm aufgestiegen. Auch graute ihm vor dem Gebrauch des Zwiesels.
Den hielt er für ein höllisches Instrument, das ein christlicher Bergmann nicht
in die Hand nehmen dürfe. Er besann sich eine Weile.

„Ist das wirklich wahr? Ich vermag's noch nicht recht zu glauben. Du
meintest auch, daß beim Umgehen mit der Rute kein Teufelswerk dabei sei.
Ich hab's immer anders gehört. Ein frommer Bergmann muß sich vor solchen
Dingen hüten, so bin ich gelehrt worden. Wie magst du mir nun zutrauen, dir
bei so verwerflichen Dingen Beistand zu leisten und mein ewig Heil aufs
Spiel zu setzen! Brauchst dich nicht weiter zu bemühen, ich tu nicht mit! Und
dir geb' ich den Rat: laß deine Hand davon! Du verschreibst deine Seele dem
Bösen!”

„Um mich sei unbesorgt,“ gab Detering zurück, „mein Seelenheil braucht
dir keine Kopfschmerzen zu machen! Es ist nicht in Gefahr. Die Kräfte der
Rute hab ich dir zu erklären versucht. Aber du willst entweder nicht verstehen,
oder du bist zu dumm dazu! Sonst müßtest du mit beiden Händen zugreifen.

Mancher wär froh, wenn ich so mit ihm redete. Oder bist du ein Feigling? Glaubst wohl, der Gottseibeius holt dich vom Fleck weg, wenn du mich beim Rutengehen begleitest? Bei mir ist's nicht der erste Gang, aber vom Teufel hab' ich bisher dabei noch nichts bemerkt. Doch mich deucht, ich rede in den Wind. Muß mir eben einen anderen suchen! Wird gewiß nicht schwer sein! Wenn aber die Eva dein Weib nicht wird, Klaus, wenn sie ein anderer heimführt, dann kannst du dir ruhig sagen, daß es deine eigene Schuld ist! Glückauf!"

Sie waren bei den ersten Häusern von Grund angelangt. Detering wandte sich ab, um einen Seitenweg einzuschlagen. Sein ärmliches Heim stand abseits der Straße, am Abhang des Berges. Dittrich hielt ihn am Leder zurück. Seine schroffe Ablehnung wurmte ihn schon. Noch wollte er sich aber nicht bestimmt entscheiden.

„Laß mir noch Zeit, Kamerad,“ sprach er leise, „es soll nicht mein letztes Wort gewesen sein!“

„Meinetwegen,“ erwiderte Detering, „es hat ohnehin keine Eile. Nicht jede Nacht taugt zu unserem Vorhaben, und noch vielerlei Vorbereitung wird nötig sein. Brauchst dich nicht zu übereilen. In einigen Wochen frage ich wieder an. Aber reinen Mund halten, verstanden! Besonders bei dem da!“

Mit einer raschen Handbewegung wies der Häuer auf den Tiroler, der eben stehen geblieben war, um Dittrich zu erwarten.

„Abgemacht!“ flüsterte Dittrich seinem Kumpanen zu, der seitwärts abbog und seiner Wohnung zueilte. Als Staufer den jungen Häuer an seiner Seite hatte, blickte er ihn scharf an und sprach:

„Du hast mir soeben nicht gefallen, Klaus. Hast Geheimnisse mit dem Detering?“

Dittrich schwieg.

„Nun, das geht mich ja nichts an. Bist alt genug, Klaus, um zu wissen, was du tust. Aber warnen will ich dich dennoch. Laß dich mit dem Konrad Detering nicht ein! Mein Freund ist der nicht; der Bergmeister traut ihm auch nicht über den Weg. Treibt er doch allerlei unlautere und verbotene Dinge, die ein guter Christ nicht treiben darf! Gott verhüte es, aber ich fürchte, der wird einmal kein gutes Ende nehmen. Sprich ein frommes Gebet, bedor du dich zur Nachtruhe legst, Klaus, das hilft gegen Anfechtungen!“

„Ihr seht Gespenster, Staufer! Auch hier! Euer Mißtrauen ist gänzlich ungerechtfertigt. Ubrigens bin ich mein eigener Herr, und Ihr habt Euch in meine Angelegenheiten nicht zu mischen. Merkt es Euch für die Zukunft!“

Dittrich sprach es in barschem Ton. Der Tiroler schaute ihn erstaunt an. Von ihm war er solche Worte nicht gewöhnt, und es war das erstemal, daß Klaus ihm so entgegentrat. Inzwischen waren sie vor ihrem Hause angelangt. Sie traten ein, und ohne den gewohnten Handschlag und Gruß suchte jeder sein Nachtlager auf. Es war ein eisiger Hauch auf ihre bisherige Freundschaft gefallen.

Auf der Spitze des Iberggs lagen mehrere, schon längst verlassene Eisensteingruben ganz versteckt in den grünen Tannen, die das breite Haupt dieser Harzwarte krönen. In unseren Tagen ist des Iberggs Höhe ein vielbesuchter Fleck deutscher Erde.

In den damaligen Zeitläuften war es ein ander Ding mit dem Bergsteigen. Wer auf den Höhen nichts zu suchen hatte, der ging nicht hinauf. Die Menschen im Harz hatten anderes zu tun, als den etwa in ihnen aufkeimenden Gelüsten nach weiter Fernsicht Raum zu geben. So brauchten denn auch die beiden Bergknappen, die in der Dämmerstunde des 10. Februars 1626 die letzte Steigung zum Iberggipfel erklimmen und sich mühsam und beschwerlich durch den hohen Schnee arbeiteten, keinerlei Befürchtungen zu hegen, daß sie bei ihrem abendlichen Gang einem Naturschwärmer begegnen würden, oder daß gar jemand sie in der Arbeit stören könnte, die sie, oben angekommen, sofort in Angriff genommen hatten. Um die verlassenen Schachtlöcher auf der Höhe hatten sie einen weiten Kreis im Schnee gezogen, ihn daraus fortgeschafft und den Rand der Pingen ebenfalls soviel als möglich freigelegt. Eine Riesenfackel leuchtete ihnen bei ihrem Tun und warf die Schatten der emsig schaufelnden Bergleute gespenstig auf die weiße Erde. Mittlerweile hatte sich auch der graue Himmel etwas aufgeklärt, und aus dem halbdurchsichtigen Wolkenschleier trat der Mond hervor. Wie silberne Fäden fielen seine Strahlen durch das im Schmuck der Schneekristalle glitzernde Tannengezweig und bildeten einen eigenartigen Kontrast zu dem rötlichen Licht des harzigen Fackelscheites. Schweigend hatten die beiden bisher ihre Arbeit verrichtet; nunmehr legten sie die schweren Eisenschaufeln hin. Konrad Detering schleppte einen mitgebrachten Ledersack herbei und legte ihn in die Mitte des schneefreien Kreises. Dort kniete er auf dem Boden nieder, band den Sack auf und zog allerlei Gegenstände hervor, einen langen Strick, eine Grubenlampe, verschiedenes Gezähe, eine Rolle Bindfaden, ein Feuerzeug und ein in Leinen eingeschlagenes Päckchen von länglicher Gestalt. Vorsichtig wickelte er das darin eingehüllte Gerät heraus. Es war ein gabelförmig gebildetes Stück einer Haselstaude, etwa anderthalb Fuß lang und von Fingerdicke. Die bei-

den Äste waren ein wenig länger als das gerade Ende, in dem sie ausliefen. Sein Begleiter trat neugierig hinzu und blickte verwundert auf das sonderbare Werkzeug. Detering war inzwischen wieder aufgestanden und hielt den Zwieselstab in seinen Händen.

„Es ist eine zweijährige Latte,“ sprach er zu Klaus Dittrich, „und es ist kein Knoten daran. So muß eine gute Rute beschaffen sein. Ich hab’ sie in der letzten Christnacht zwischen Mitternacht und ein Uhr geschnitten; es traf sich gut, denn es war noch dazu ein Mittwoch, und Merkerius stand hell am Himmel. Das ist die beste Zeit und Stunde dazu. Jahre können vergehen, bevor eine so günstige Gelegenheit sich wiederfindet. Ich bin gut eingeweiht in solche Dinge; der böhmische Vater hat noch nie einen so gelehrigen Schüler gehabt, wie mich. Der verstand’s. Merk’ darum auf, Kamerad, wie man’s anstellt, damit du auch Bescheid weißt, wenn du’s selbst einmal probieren wolltest. Wer den rechten Glauben daran hat, den betrügt die Glücksrute nie.“

So du dir also eine Rute zurechtmachen willst, so mußt du beim Schneiden dein Gesicht der aufgehenden Sonne zukehren. Nur drei Schnitte darfst du tun, nicht mehr und nicht weniger. Du wirfst dabei einen besonderen Spruch sagen. Der lautet:

Gott grüße dich, du edles Reis! Mit Gott dem Vater such’ ich dich, mit Gott dem Sohne find’ ich dich! Ich beschwöre dich, Rütelein, bei der Kraft des Allerhöchsten, daß du mir wolltest zeigen, was ich dir gebiete, und solches so gewißlich und wahr, so rein und klar, als Maria, die Mutter Gottes, eine reine Jungfrau war, da sie unseren Herrn Christum gebar. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen.

Auch die Zeit, da du die Rute brauchen willst, sollst du dabei bedenken. Am günstigsten ist eine Vollmondnacht zwischen dem Christfest und Ostern, aber vor der zehnten Abendstunde. Sonst wird’s zu spät. Dann geht der Rute die gute Witterung verloren. Heute trifft alles zu. Blick auf; der Mond bricht durch das Gewölk; diese Stunde ist die richtige. Es wird gelingen!”

Der Häuer legte die Wunschelrute wieder aus den Händen und beugte sich abermals zu seinem Ledersack herab. Ein vergilbtes Stück Pergament griff er heraus. Dann zog er seinen Genossen unter das brennende Holzschicht.

„Nun höre weiter, Kamerad!“ fuhr er fort. „Dies ist das Pergament des Venedigermännleins, von dem ich dir erzählt habe. Ich les’ dir’s vor.“

Er entfaltete das Blatt und las. In großer Spannung lauschte Dittrich den mühsam buchstabierten Worten. Sie lauteten:

„Eine wahrhaftig – und gründliche Beschreibung von dem Venetianer-Loche auf dem Iberg bey Grunde nicht weit von Bitteld am Harze gelegen.“

Wann du hinein wilt, so sey nur getrost und wende dich gleich anfangs, so du hinunter gefahren bist, auf die linke Hand, da steig weiter in die Tiefe, und gehe 12 Schritte fort, alsdann kriech auf die rechte Hand hinein, so wirst du an einem Stein 2 Finger stehen sehen. Es ist ein Wässerlein auch da, kriech auf dem Wässerlein fort, alsdann gehe gleich zur linken Hand, so kommest du in einen schmalen Gang, dort wirst du graue Felsen antreffen, und wird oben daran eine Fünffe stehen. Daselbst wird gleich vor dir ein Loch hinunter gehen, steig hinab, und wann du hinunter bist, so krieche gleich zur linken Hand auf dem Bauche hinein und stoß an die Mauern, oder lehne dich daran, so wird die V aufwärts weisen. Gehe gleich fort, so wirst du noch in einen schmalen Gang kommen, und wird gleich am Ende daselbst ein Loch hineingehen, so mit Steinen verworffen ist. Das mußt du aufräumen, und wann du es aufgetrazt, krieche hindurch, so wirst du in einen Gang von ungefehr 30 Klaftern weit kommen. Da werden dir zween Bergmänner mit Grubenlichtern begegnen, fahre nur kühnlich vorbei und rede nicht, sie weichen dir an die Seite. Daraußf gehe noch weiter fort, so wirst du in weiße Felsen kommen, da wird ein rund Loch seyn, da mußt du hindurch kriechen, so kommst du wieder in die Weite. Gehe darinnen fort, so wird ein Mönch an der Ecke stehen und eine Picken in der Hand haben, und wird nach dem Wasser zu weisen, und wann du hinein kommest, bey das Wasser (ohngefehr einer guten Klafter breit), da werden zween Hölzer darüber liegen. Gehe hinüber, es wird zur linken ein schwarzer Fels seyn, der gemeiniglich gediegen Silber hält. Und wann du davon loß machest, glänzet es helle, machest du es aber schwarz mit dem Lichte, so wird's einen Schall von sich geben: Ich fresse dich. Da kehre dich aber nicht dran und gehe weiter auf die linke Hand und krazte allda ein wenig mit der Picken, so wird ein Stein loß fallen und ein edicht Loch durchgehen. Da mußt du durch, und wenn du da hindurchkommst, so wird dort ein Mönch stehen, mit der Picken unter sich weisend auf ein Erz, das Pfund vor 30 Reichsthaler. Wann dir das nicht genug ist, so gehe 100 Schritt weiter fort, so wird es hinten am selben Orte anzusehen seyn, als wann du in einen guldenen Kelch kämest, und werden die Felsen gediegen Gold halten. Schlage nur ab nach deinem Gefallen und fürchte dich nicht, siehe aber, daß du dich wieder herausfindest, wenn es leichtlich einen darinnen verführen kann, wie ich von selbstem wohl weiß, indem ich 3 Personen darinnen todt liegend gefunden, die sich nicht wieder herausfinden könnten, und dieses ist leicht geschehen, wann einem das Licht verlöschet.

Darum mußt du vor allen Dingen ein gut Feuerzeug im Vorrath haben, und vorn im Eingang einen Bindfaden binden, und solchen also nach sich

ziehen, oder du kannst auch Heckerling streuen, so kann's einem nicht leichtlich
nächst Gott fehlen: Bete fleißig, sey getrost und gib den Armen.

Ich bin aus Venedig, ein gebobrenener Italiäner, schreibe dieses aus Liebe
bewogen meinen Kameraden zur Nachricht, weil mirs nicht schaden kann,
indem des Gutes überflüssig am selben Orte, also daß es kein Ende nehmen
wird, ich vor meine Person habe genug davon abgehohlet, daß ich auch nicht
wieder hinzureisen verlange."

Detering hatte zu Ende gelesen. Bedächtig faltete er sein Pergament
wieder zusammen und steckte es in sein Wams.

„Fürchte dich durchaus nicht, Kamerad!" sprach er zu Klaus Dittrich, dem
es bei Anhörung des Gelesenen etwas schwül geworden war. „Du hast bei
der Sache nichts weiter zu tun, als hier oben aufzupassen und mir den Strick
hier zu halten, an dem ich mich hinablassen will. Das übrige vollbringe ich
allein, den Fund aber teilen wir redlich."

Er schritt zu den Pingen. Dunkel gähnte es aus ihnen herauf.

„Eines von diesen Löchern muß es sein," sagte er zu seinem Genossen,
„andere gib't's hier auf dem Gipfel des Berges nicht. Die Rute soll uns das
richtige weisen. Frisch an's Werk!"

Damit hatte Detering den Zwieselstab ergriffen. Mit beiden Händen hielt
er ihn fest, in waagerechter Richtung von sich gekehrt. Seine Finger waren
nach oben eingebogen, dergestalt, daß die Äste des Gerätes in seiner flachen
Hand unter dem Goldfinger hindurchliefen und zwischen Daumen und Zeige-
finger wieder herauskamen.

Langsam und bedächtigt, die Rute stets sorgfältig in der gleichen Lage
haltend, umging Detering nun die erste Pinge.

„Rute, Rute, ich frage dich, wo der beste Schatz mag liegen?" murmelte
er im Gehen leise dreimal vor sich hin.

Das Gerät rührte sich nicht in seinen Händen. In gleicher Weise umschritt
er die zweite Grube, abermals sprachen seine Lippen die zauberischen Worte.
Auch jetzt war nicht die leiseste Bewegung des Instruments bemerkbar.

Der Häuer näherte sich der dritten Vertiefung. Diesmal kam eine latei-
nische Beschwörungsformel aus seinem Munde.

„Jupiter, Mercurius, Saturnus! Usus habet laudem, crimen abusus!"

Er sprach es laut und aufgeregt. „Usus!" gab's ihm das Echo von den
Tannen des Winterbergs deutlich zurück. Eine innere Bewegung hatte ihn
erfaßt, die wuchs, je näher er der Pinge kam. Wie in heftigem Fieber hob
sich sein Puls, in seinen Händen aber fing das Instrument zu zittern an, als
ob eine geheimnisvolle Macht es ihm entreißen wolle. Die Rute krampfhaft

festhaltend, setzte Detering beherzt seinen Weg bis zum Rande der Grube fort. Kaum aber hatte er denselben betreten, als auch schon seine Arme nach abwärts gezogen wurden. Mit Blitzesschnelle senkte sich die Spitze der Glücksrute hinab und schlug rasch hintereinander dreimal auf die Erde. Detering hielt in seiner Hantierung inne; er war sehr erregt, kalter Schweiß perlte ihm auf der Stirn, in unheimlichem Glanze funkelten seine Augen.

„Dies ist die Pinge! Ich wußte wohl, daß meine Rute die gute Witterung haben würde!“

Ein kaum merkliches Beben lag in seiner Stimme. Dem Klaus Dittrich war das nicht entgangen. Mit zunehmendem Unbehagen hatte er die Verrichtungen seines Kameraden verfolgt, nunmehr aber war ihm unheimlich zu Mut geworden.

„Detering,“ sagte er leise, „ich fürchte mich. Du versuchst Gott, denn mit rechten Dingen kann das nicht zugehen, was du hier treibst. Mir graut vor deinem Beginnen. Laß' davon ab, ich bitte dich darum. Noch ist es Zeit!“

„Memme!“ höhnte der Angeredete, „du willst mich vielleicht gar im Stich lassen? Feiger Patron! Was ist denn dabei? Meinst wohl, der Satan sei hier zwischen uns beiden? Bild' dir doch nichts ein! Der hat Gescheiteres zu tun, als sich mit uns zweien abzugeben! Zauberwerk ist's nicht, verlasse dich darauf! Was ich da unten tue, Klaus, das ist lediglich meine Sache, und das geht dich nichts an. Morgen bist du ein reicher Mann. Jetzt aber hilf mir!“

Detering band sich den mitgebrachten Strick um den Leib, das andere Ende gab er Dittrich in die Hand.

„Halt den Strick fest, Kamerad, bis ich dir von unten zurufe. Alsdann bind' ich mich los, und du magst ihn heraufziehen, bis ich dir zum andern rufe, damit du mir das Seil wieder zuwirfst. Laß' dich durch nichts irre machen, Gesell!“

Er zündete die Grubenlampe an. Unruhig flackerte diese im Windeszug hin und her. Hierauf steckte er Feuerstahl und Schwamm zu sich, ergriff sein Gezähe und trat zur Öffnung der Grube.

„In Gottes Namen denn!“ sprach er. „Glückauf!“

„Glückauf!“ gab ihm Dittrich zur Antwort. Er hatte sich vorgenommen, mutig zu sein.

Detering war in die Grube eingestiegen. Behutsam ließ er sich am Seil hinab. Das Licht warf seine Schatten gespenstisch auf die grauen Wände der Pinge. Nunmehr war er am unteren Ende des alten Schachtbaus angelangt.

„Hallo, Kamerad,“ schallte es aus der Tiefe herauf, „hallo! Hier kommt der Querschlag. Das verfaulte Gezimmer ist zusammengestürzt. Ich muß mich durcharbeiten!“

Harte Schläge gegen Holzwerk erklangen aus dem Schacht. Nach einer kleinen Weile hörten dieselben auf. Detering mußte das Hindernis nunmehr wohl bei Seite geschafft haben. Klaus beugte sich über die Öffnung. Er sah nichts. Da wiederholten sich die Schläge; plötzlich aber erhellte ein Lichtschein grell die Dinge, eine bläuliche Flamme züngelte hinauf, und ein dumpfer Knall, wie von fernem Donner, ertönte im Berg. Entsetzt sprang Dittrich zurück. Ein neues Aufleuchten, und ein nochmaliges Getöse und Donnern im Untergrund. Rauchwolken drangen aus der Öffnung, Gestein und morsche Holzstücke wurden mit Gewalt aus dem Schacht geschleudert. Den Häuer schwindelte; ihm war, als ob sich die Höllenpforten vor ihm öffneten. Seine Sinne schwanden. Dittrich fiel besinnungslos zu Boden. Als er nach Stunden wieder zu sich kam, war alles still. Von Detering aber hörte niemand mehr. Er war in der Tiefe begraben.

Der Bergmann von Falun

Von Joh. Peter Hebel (um das Jahr 1750)

Fu Falun in Schweden lebte vor hundertfünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann, der hatte eine hübsche Braut. Als der Jüngling eines Morgens in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging – der Bergmann hat sein Totenkleid immer an – da klopfte er zwar noch einmal an ihr Fenster und sagte ihr „guten Morgen“, aber keinen „guten Abend“ mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie säumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeitstag. Als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie.

Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der Siebenjährige Krieg ging vorüber, und Polen wurde geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, Amerika wurde frei. Die französische Revolution und der lange Krieg fingen an; Napoleon eroberte Preußen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt.

Als aber die Bergleute in Falun im Jahre 1809 zwischen zwei Schächten eine Öffnung durchgraben wollten, gruben sie aus dem Schutt den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war. Seine Gesichtszüge und sein Alter konnte man noch völlig erkennen, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre bei der Arbeit. Vater und Mutter, Freunde und Bekannte waren schon lange tot; kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen.

Als man ihn aber zutage gefördert hatte, da kam die ehemalige Verlobte des Bergmanns, der eines Tags auf die Schicht gegangen und nimmer zu-

rückgekehrt war. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke auf den Platz und erkannte ihren Bräutigam. Mehr mit freudigem Entzücken, als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen, heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, sagte sie endlich: „Es ist mein Verlobter, um den ich fünfzig Jahre lang getrauert habe, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer wiedergekommen.“

Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmut und Tränen ergriffen. Sie sahen die ehemalige Braut, jetzt in der Gestalt des hingewellten, kraftlosen Alters, und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne. In ihrer Brust war nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwacht, aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen. Und endlich ließ sie ihn von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen, als die einzige, die ihm angehöre und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei.

Den andern Tag, als das Grab gerüstet war und die Bergleute ihn holten, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Dann als man ihn ins Grab legte, sagte sie: „Schlase nun wohl noch einen Tag oder zehn im kühlen Bett, und laß dir die Zeit nicht lang werden! Ich habe nur noch ein wenig zu tun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten“, sagte sie, als sie fortging und sich noch einmal umschaute.

Die Feuermaschine

Von Robert Kurpiun (Um das Jahr 1800)

Unterhalb Jahre weilte Peter Korda bereits in dem Schlosse seines gräflichen Wohltäters, da theilte der Berghauptmann dem Grafen Wallenberg mit, daß die neue Feuermaschine in kurzem fertig sei und in Betrieb gesetzt werden könne.

Zu jener Zeit leitete in ganz Schlesien noch die Bergbehörde nicht nur die staatlichen, sondern auch alle privaten Hütten und Gruben, weil schlechterdings sonst niemand dieser Aufgabe gewachsen war.

Die Feuermaschine auf der Karlsgrube war nicht nur die erste auf einem privaten Bergwerk, sondern auch die erste überhaupt, die allein aus schlesischen Rohstoffen und von einheimischen Kräften erbaut worden war. Bisher hatte man die Maschinen ganz oder teilweise aus England beziehen müssen. Endlich, nach vielen Mühen und Mißerfolgen, war es der zähen Tatkraft des Maschinenmeisters Holzhausen, eines Harzer Kindes, gelungen, sich von den Briten unabhängig zu machen.

Zu dem wichtigen Tage der Maschinenweihe hatte Graf Wallenberg die angesehensten Männer der Umgegend eingeladen, und sie hatten gern zugesagt. Auch der Kuratus mit seinen drei Zöglingen und Monsieur le Corbeau durften an der Feierlichkeit teilnehmen.

An einem taufreichen Frühlingmorgen, da die linde Luft in Erstehungsfreuden und Blütenträumen webte, machte man sich zur Karlsgrube auf. Durch weiten, dichten Wald ging die frohe Fahrt; denn noch war vom Bergbau der Boden nicht unterwühlt, noch wehten die Lüfte, vom Industrierauch nicht vergiftet, rein und erfrischend über das jungfräuliche Land.

Nachdem sie den Wald durchfahren hatten, erblickten die Reisenden in der Ferne am Hang eines Hügels ein hohes turmartiges Gebäude, rechts und links von je einer Esse überragt. Gleich Wahrzeichen einer neuen Zeit redeten

die Essen ihre steinernen Glieder in den klaren Morgen hinein, als wollten sie sagen: wir sind jung und stark; wir können und wollen schaffen; uns gehört die Zukunft! Wer sich mit uns verbündet, dem werden wir die Herrschaft erringen über die ganze Welt.

Je näher die Reisenden kamen, desto stolzer hob sich der vielstöckige Turm mit seinen beiden in die Höhe gestreckten Armen aus der Umgebung niederer Häuschen. Jetzt stieg dicker, schwarzer Rauch aus den Essen empor, wehte in zwei schwarzen Fahnen grüßend über das Feld, wurde vom Winde erfaßt und zerstob fern am Himmelsaum.

Bald hielt der Wagen vor dem Grubentore. In dem mit Grün und Fahnen geschmückten Zehensaale empfing Graf Wallenberg seine Gäste, den Adel der Umgebung, höhere Bergbeamte, sowie einige Fremde, die das wichtige Ereignis herbeigezogen hatte. Graf Reden und der Erbauer der Maschine, Meister Holzhausen, waren die ersten zur Stelle gewesen und hatten die ganze Anlage unter Jasmuths Führung noch einmal eingehend geprüft.

Graf Wallenberg begrüßte die Gäste als Besitzer des Werkes und Gastgeber, der Berghauptmann als oberster Betriebsleiter. In einer Ansprache wies er darauf hin, wie die Dampfmaschine durch ihre gewaltige Kraft immer weitere Kreise des Gewerbes in ihren Bann ziehe, und daß auf Grund dieser großen Erfindung sich in Zukunft unabsehbare Entwicklungsmöglichkeiten für alle Betriebe böten. Er sehe in vorahnendem Geiste eine glückliche Zukunft voraus, wo die tierische und Menschenkraft nach und nach durch die des Dampfes ersetzt sein werde. Dann würden noch andere schlummernde und unbekannte Kräfte der Natur erforscht und dem Menschen dienstbar gemacht werden. Ein glückliches Zeitalter werde anbrechen, wo die stöhnende Qual des Sklaven durch das befreiende Schaffen des alle Tiefen durchschürfenden Menschengestes beseitigt sein werde.

„Und in diesem Ringen,“ fuhr Reden stolz fort, „steht unser schlesisches Land nicht an letzter Stelle. Es scheint ihm vielmehr eine führende Rolle vorbehalten zu sein. Wohl ist diese Dampfmaschine nicht die erste ihrer Art hier und anderswo. Aber sie ist die erste nicht nur in Schlesien und Preußen, sondern im ganzen Reiche, die aus heimischem Stoff mit eigenen Arbeitskräften hergestellt worden ist. Unsere Staatswerke in Gleiwitz und Malapané haben sich von England frei gemacht und auch das letzte und schwierigste Stück der Maschine, den Dampfzylinder, selbst gebohrt. Heute soll er zum ersten Male zeigen, ob er seiner Aufgabe gewachsen ist. Und wenn er seine Probe besteht, so wird der Staat des Großen Königs hier in der äußersten Südostecke des Reichs ‚fern vom gebildeten Menschen‘, wie uns jüngst gesagt

wurde, der erste Dampfmaschinenbauer des europäischen Festlandes werden. Arbeit und Tatkraft werden in diesem bisher so stiefmütterlich behandelten Lande einen Riesen aufrichten. Seine Arme werden weithin über die Grenzen greifen und Ordnung, Zucht und Bildung auch unter das Volk dieses Landes bringen. Dazu: Glückauf! meine Herren."

Lebhafter Beifall folgte den begeisterten Worten des Berghauptmanns. Jeder fühlte, wie Reden mit Leib und Seele bei seiner Arbeit stand. Peter Rorda hatte jedes Wort verschlungen. Wie ein Strom von Wahrheit war es auf ihn eingedrungen. Wie konnte jener Fremde von diesem verachteten Lande mit solcher Hingebung sprechen, wenn er es nicht selbst von Herzen liebte!

Peter fühlte es heiß in sich aufsteigen. Aufrichtige Verehrung und tiefer Dank schlug aus seinem Herzen dem Berghauptmann und jenen Männern entgegen, die ihre schöne Heimat verließen und sie aus reiner Freude am Werk für ein unwirtliches Land hingaben. Dann aber kam eine fast angstvolle Scheu über ihn, wie vor etwas Großem, Geheimnisvollem. Und sie begleitete ihn den ganzen Tag, wurde noch verstärkt durch das, was er dann sah, und machte ihn zweifelnd und unsicher.

Jetzt sammelten sich die Anwesenden vor einer großen Zeichnung, die an der Wand hing und die Feuermaschine darstellte. Meister Holzhausen trat vor und erklärte an ihr eingehend den Bau und das Leben der Maschine. Sie nickten alle mit den Köpfen, als ob sie alles verstünden, und war doch das Ganze den meisten dieser Köpfe noch so neu und fremd wie eine ferne, unbekannte Welt. Monsieur le Corbeau, das Glas vor die Augen haltend, den Kopf vorgeneigt, musterte mit Kennermiene die Zeichnung, und sein wohlgepudrter Kopf wackelte verständnisvollen Beifall.

Darauf begab man sich zu dem turmartigen Gebäude, worin die Maschine stand. Noch immer spieen die beiden Essen Wolken schwarzen Qualms. Auf dem Grubenhofe war die ganze Belegschaft versammelt, etwa siebzig Mann, außer den Harzer Bergleuten eingeborene Oberschlesier, die man angelernt hatte. Noch unterschieden sich die meisten in Tracht und Haltung wesentlich von den Ansiedlern. Trugen jene ihr altüberkommenes heimisches Knappenkleid mit Fahrleder und Schachthut und schritten aufrecht und selbstbewußt einher, so traten diese noch in ländlichen Leinwandkitteln und Bundschuhen auf und neigten sich entblößten Hauptes tief zur Erde, als die Herren aus dem Zechenhause traten.

Einige der Eingeborenen, schon äußerlich durch die Sorgfalt ihrer Kleidung von ihresgleichen unterscheidbar, folgten ohne Scheu den voranschreitenden

den Gästen in den Maschinenturm und nahmen dort ihre angewiesenen Plätze ein. Bei ihnen hatte das Beispiel ihrer Lehrmeister bereits die Furcht vor der Zaubermaschine überwunden. Die Mehrzahl der Einheimischen hielt sich jedoch in respektvoller Entfernung nah bei Türen und Fenstern, um sich nötigenfalls schleunigst in Sicherheit zu bringen. Denn dem unheimlichen Wunderdinge da drin war nicht zu trauen. Mitgebaut hatten sie es wohl; da war es aber noch ohne Seele gewesen. Wenn es die jedoch bekäme, wer konnte wissen, welcher Teufelspud in ihm verborgen sei!

Mit einiger Beklemmung trat auch Peter Rorda in den Maschinenraum. Nicht Furcht war es und Zagen, sondern die natürliche Scheu vor dem größten technischen Wunder der damaligen Zeit. Und was er beim Eintritt erblickte, trug auch nicht dazu bei, die Scheu zu beseitigen.

Da stand solch ein gewaltiger Riese, von denen der Berghauptmann vor dem wohl gesprochen hatte, mitten in dem hohen Raume und rechte seinen aufrechten Körper, eine dicke, steingemauerte Säule, bis unter das Dach. Oben aber ragte nach rechts und links, wie des Riesen Arme, je ein schwerer Eichenbalken aus dem Körper hervor, in den Schultern des Riesen drehbar befestigt. An den Enden des Balkens starre je eine Faust aus Holz und Eisen, rund gebaut; um jede dieser Fäuste legte sich eine wuchtige Eisenkette, sie gingen hinab, die eine rechts zu dem Pumpengestänge in den tiefen Schacht, die andere links zu einer blanken runden Eisenstange, die unten in ein wohl acht Fuß hohes stehendes Rohr aus Eisen hinabtauchte.

„Das ist der Zylinder,“ erklärte Meister Holzhausen, „der wichtigste Teil der Feuermaschine, in dem sie ihre Arbeit leistet. Er hat vier Fuß inneren Durchmesser und läßt einen luftdicht schließenden Kolben, an der runden Eisenstange befestigt, im Innern auf- und niedergehen.“

Dann wies der Erklärer auf zwei weitere Kettenzüge hin, die von den Armen des Riesen dicht bei den Schultern ausgingen und im Mauerwerk des Erdbodens verschwanden.

„Der eine öffnet und schließt die Dampfleitung zum Zylinder, der andere betreibt eine kleine Pumpe und schafft Wasser für die Maschine herbei.“

Meister Jasmuth war mit Peter zu einer engen Plattform dicht neben dem Zylinder emporgestiegen. Von dort konnten sie den ganzen Maschinenraum nebst den Kesseln übersehen. Langgestreckt lagen drei derselben nebeneinander zu den Füßen des Riesen, gigantischen Feuerdrachen gleich, seinem Winke gehorsam und zum Angriff bereit. Von Zeit zu Zeit öffnete einer oder der andere sein eisernes Maul. Dann quoll feurige Blut heraus und umleuchtete die geschwärzten Glieder eines herkulisch gebauten Heizers. Es war

eine Lust zu sehen, wie des Mannes Augen im Glutschein glänzten, als stünde er im Kampfe. Da ergriffen seine sehnigen Fäuste eine schwere Schaufel, die Muskeln der nackten Arme strafften sich und in weitem, geschicktem Schwunge schleuderte er die schwarze Kohlenspeise in des feuerschnaubenden Drachen geöffnetes Maul.

Des Franzosen kunstbegeisterter Blick betrachtete den Feuermann von allen Seiten. Er nahm das Glas nicht von den Augen. Der Mann schien ihn viel mehr zu interessieren als die ganze Maschine.

„Der Heizer unten kam nicht mit Euch ins Land, Meister Jasmuth?“ fragte Peter.

„Nein! Der Bartel ist einheimisch. Er hat sich schnell in den Dienst gefunden. Aus ihm ist etwas zu machen.“

Der Heizer hatte die Tür geschlossen. Sausend sog die aufgeschürte Flamme die Luft durch die Löcher der Feuerung. Das brodelnde Wasser hub drinnen geheimnisvoll zu singen an; hin und wieder zwängte sich ein Dampfstrahl zischend durch die Enge des Sicherheitsventils. Dräuend stand der Riese aus Stein und Erz mit seinem feurigen Drachen da, jede Muskel gestrafft, zum Angriff gerüstet, des Befehls seines Schöpfers gewärtig.

„Achtung oben!“ schallte da Meister Holzhausens Stimme durch den Raum. Mehrere Knappen nahmen eilig ihre Stellungen an der Maschine ein. Lautlose Stille entstand in demselben Augenblick. Gespannte Erwartung, gemischt mit einem unbestimmbaren Gefühl geheimer Furcht, sprach aus manchem Gesicht. An der Tür bekreuzten sich mehrere der Einheimischen. Der Mann vor dem Feuer aber, auf seinen langen Schürhaken gestützt, schaute ruhig lächelnd auf die Furcht unter sich.

„Dampf auf!“

Zwei Fäuste bewegten sich. Ein Zischen, leise beginnend und schnell stärker werdend, kam von den Kesseln her, schien unter dem Boden hinzukriechen und in den Zylinder zu steigen.

„Stützen weg!“

Zwei dumpfe Schläge oben an des Riesen Armen. Und nun trat Leben in seine Glieder. Leise knackend und knirschend senkte sich der rechte Arm mit dem Pumpengestänge. Der linke aber hob sich mit der blinkenden Kolbenstange aus dem Zylinder hervor. Der Dampf ist unter den Kolben getreten und hilft dem Gegengewicht des Pumpengestänges den Kolben in die Höhe ziehen.

Immer schneller und schneller, fauchend und schnaufend wie ein wildes, von der Kette gelöstes Tier bewegt sich die gewaltige Masse. Es stöhnt, rauscht

und zischt der Dampf; es rasselt, knattert und klirrt das Kettenzeug; die Gestänge knacken, knirschen und klingen. Ist eine Hölle von Unholden aus der Tiefe des schwarzen Schachtes aufgestiegen, die kleinen, ängstlichen Geister oben zu schrecken?

Jetzt ist die linke Faust des Riesen bis ins Dachgesparr emporgefahren. Der Kolben hat seine höchste Stellung erreicht; das Pumpengestänge ist in den Schacht untergetaucht.

Da verstummt plötzlich der Lärm, eine sekundenlange, unheimliche Stille unterbricht das tosende Spiel der Kräfte. Alles atmet befreit einen Augenblick auf. Was bringt der nächste?

Der Dampf im Zylinder ist durch Einspritzen kalten Wassers niedergeschlagen worden, ein luftleerer Raum entstanden. Den will die äußere Luft sofort für sich beanspruchen, dringt in den oben offenen Zylinder hinein, trifft auf den Kolben und drückt ihn mit aller Gewalt in den luftleeren Raum hinab.

Da senkt sich, vom Kolben gezogen, des Riesen linker Arm; langsam hebt sich der rechte und saugt stöhnend und glucksend mit dem Pumpengestänge das Wasser aus der Tiefe. Dasselbe Getöse wie vorher, vielleicht noch zorniger, stürmischer. Immer tiefer senkt sich des Riesen linker Arm.

Plötzlich ein dröhnender Stoß, ein dumpfer Schlag, daß der Erdboden erzittert, die Fenster klirren und das Haus in seinen Grundfesten erbebt.

„Jesus Maria!“

Die am Eingang stehenden einheimischen Arbeiter sind wie der Blitz kopfüber zur Tür hinaus. Einer findet sie nicht schnell genug, springt auf ein Fenster, die Scheiben klirren und er verschwindet Hals über Kopf durch die Scherben. Ein anderer hat weder Tür noch Fenster getroffen, sich in eine finstere Ecke geflüchtet und erwartet bebend sein Schicksal. Geduckt knieend, die Mühe in zitternd gefalteten Händen, wagt er kaum zu dem unheimlichen Zauberriesen emporzublicken, murmelt halbunterdrückte Stoßgebete, daß der Tod an ihm vorübergehe.

Aber auch die Gäste, trotzdem sie vorher auf das unvermeidliche Aufschlagen des Schwingbalkens gegen sein Widerlager – damit der Kolben den Zylinder nicht zerstöre – hingewiesen waren, hatte kein gelinder Schreck bei dem Stoße gepackt. Monsieur war kreidebleich geworden, das Augenglas seiner Hand entfallen. Indem er es aufhob, überlegte er schnell, wie er am besten seinen Schreck vor den anderen maskiere. Und da Bartel, durch den Stoß nicht im geringsten aus seiner Ruhe gebracht, soeben die dem Hofmeister nächste Feuertür öffnete, hielt es Monsieur für höchst wirkungsvoll, das Innere des Feuerraumes durch sein Glas angelegentlich zu betrachten. Er

sah zwar nichts, denn das Glas war beschmutzt, doch es entging ihm auch, daß just zur selben Zeit der Heizer eine Schaufel Kohlen auf den Kofst werfen wollte.

Durch den Franzosen behindert, warf er zu kurz. Eine dicke, schwarze Qualmwolke schlug aus dem Ofen zurück, und um die Puderlocken, die blendende weiße Halskrause und die zarten Wadenstrümpflein von Monsieur war es mit einem Schlag geschehen.

Auch Peter Korda, nah dem Zylinder stehend und den Schlag aus nächster Nähe empfangend, war zuerst erschrocken zusammengefahren. Da hatte sich Meister Jasmuths Hand auf seine Schulter gelegt und ihm die Sicherheit wiedergegeben.

Denn abermals hatte sich des Riesen Arm erhoben und gesenkt, abermals war der dumpfe Schlag erfolgt, und so ging es in gleichmäßig langsamem Spiele weiter. Eine kurze Ruhe, ein klirrender Atemzug, eine Pause, wieder ein Atemzug und dann ein betäubender Stoß – das schien des Unhold's Wesen auszumachen.

Jetzt aber rauschte es aus der Tiefe und quoll und plätscherte herauf, fiel in eine Rinne und gurgelte durch eine enge Öffnung der Mauer ins Freie hinaus, das Wasser der Tiefe, von der Feuermaschine gehoben.

Eine lange Weile beobachteten die Gäste den Gang der Maschine, stiegen die Treppen zu den Plattformen empor und bewunderten das neuartige Lebewesen. Allgemach gewöhnten sie sich an das Getöse. Auch ein Teil der Eingeborenen, da sie sahen, daß nichts von dem Schrecklichen geschah, das sie gefürchtet, kam vorsichtig herbei und warf durch Tür und Fenster schüchterne Blicke in den unheimlichen Raum. Die letzten von ihnen aber vermochten erst nach Tagen dem Riesen ohne Furcht zu nahen.

Der Steiger

Von Paul Ernst (um das Jahr 1800)

Das Erz, welches in der Erde gefunden wird, kommt bekanntlich auf verschiedene Art vor. Die wohl häufigste Art ist die gangweise; in dem tauben Felsen zieht sich eine stärkere oder schwächere Ader des erzführenden Gesteins hin; dieses wird aus dem tauben Felsen herausgeschlagen und an die Oberfläche befördert, so daß nun an Stelle der Ader ein hohler Gang vorhanden ist, welcher von den Bergleuten beim Licht ihrer Lämpchen immer weiter geführt wird, so lange das erzführende Gestein reicht. Je nach der Stärke der Ader ist dieser Gang hoch und breit oder schmal und niedrig; es kommt vor, daß er so niedrig und schmal ist, daß nur ein Bergmann in ihm arbeiten kann, und auch nur liegend, weil noch nicht einmal zum Rauern Raum genug über ihm bleibt.

Wenn das erzführende Gestein zu Ende ist, dann ist die Grube abgebaut und muß geschlossen werden; der letzte Bergmann steigt aus dem Schacht, die Leitern werden herausgeholt, die Tonnen gehen nicht mehr auf und ab, die Wasser werden nicht mehr geleitet, das Einfahrthaus wird zugeschlossen und verfällt allmählich, in Schacht und Stollen faulen die Hölzer, mit denen die Wände gesteißt sind, das Gestein bricht zusammen, und nach hundert Jahren zeugt nur noch eine Halde, mit einer leichten Vertiefung in der Mitte, von der alten Grube, in welche so viele Bergleute in schwarzem Kittel, mit Hinterleder, Schachthut und Grubenlicht eingefahren sind.

Aber ob das erzführende Gestein wirklich zu Ende ist, das kann man nicht genau wissen, denn vielleicht ist es auch nur verworfen. In Urzeiten ging hier vielleicht ein Riß durch, die beiden Seiten der Felsen verschoben sich, und man findet die Fortsetzung des Ganges deshalb weiter oben oder weiter unten, weiter rechts oder weiter links. Es sind noch andere Möglichkeiten vorhanden,

die aufzuzählen nicht nötig ist, denn es würde nur verwirren, wenn man sich die Erdbewegungen der Urzeiten vorstellen sollte.

Wenn man einen schön sauber ausgetuschten geologischen Querschnitt einer Gegend ansieht, dann erkennt man freilich ganz genau, wie so ein Sachverhalt ist; aber wenn man mit einem einsamen flackernden Grubenlämpchen in das dunkle Loch steigt, unten im Stollen entlang geht und sich nun vor Ort befindet, dann sieht die Sache anders aus. Heute haben in diesen Dingen die Leute, welche in die Grube steigen, nicht mehr viel zu sagen. Die Wissenschaft ist auch hier fortgeschritten; oben über Tag in seiner Amtsstube sitzt ein Mann mit der Brille, der Karten und Zahlen vor sich hat; der entscheidet heute, und er kann entscheiden, ohne in der Grube gewesen zu sein.

Früher mußte der Mann, auf dem die Verantwortung ruhte, das im Gefühl haben, was der Mann über Tag heute wissenschaftlich weiß. Man kann an eine Ähnlichkeit denken. Die Steiger hatten früher auf ihrem Schachthut einen Reiherbusch; dessen Zweck war, daß sie beim Behen in den Stollen, wie die Käfer durch ihre Fühler, merkten, wenn der Stollen niedriger wurde. Es ist doch für den gewöhnlichen Menschen nicht zu bemerken, wenn eine zarte Feder, die er auf seinem Hut hat, anstreift; der Steiger hatte ein so feines Gefühl, daß er es merkte; so merkte er auch mit dem Gefühl, ob ein Gang verworfen war und wie er weiter strich. Nur ist der Unterschied von früher und heute, daß der Mann heute seine Vorgesetzten durch seine Karten überzeugen kann, während er damals Niemandem beweisen konnte, daß es richtig war, was er sagte.

In meiner Heimat war zu meiner Zeit die reichste Grube der Silbersegen; sie warf Hunderttausende ab. Von dieser wurde folgende Geschichte erzählt:

Etwa am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hatte sie einige Jahre hindurch immer geringere Erträge gegeben, endlich hörte das Erz ganz auf. Beim Oberbergamt war man überzeugt, daß die Grube abgebaut sei, und man beschloß, sie eingehen zu lassen.

Der damalige Steiger Schöll, welcher die Grube unter sich hatte, zog seine Festtracht an mit dem silbernen Hinterlederschilde, dem silbernen Häckel, der verschnürten Puffjacke und dem grünsamtenen Schachthut und ging zum Oberbergamt, um den Herren seine Ansicht vorzustellen. Sie beharrten bei ihrer Meinung; Schöll wurde endlich so erregt, daß er weinte; er war ein alter Mann von über sechzig Jahren, mit einem langen weißgrünlichen Bart, in den die Tränen über die grauen, gefurchten Wangen liefen. Der Berghauptmann war eigentlich nur ein vornehmer Herr, der gar nichts vom Bergwesen verstand; er hatte sich auf seine Bergräte verlassen; als er den alten Mann

weinen sah, da konnte er es nicht über das Herz bringen, ihn ohne Tröstung fortzuschicken, und so erlaubte er denn Schöll, daß er noch einen Monat lang mit seiner Belegschaft suchen konnte, wo er meinte, daß der Gang sich wiederfinden müsse.

Nach einem Monat war der Gang immer noch nicht wiedergefunden, und nun sollte endgültig Schluß gemacht werden.

Schöll hatte ein Haus, das fünfhundert Taler wert war. Er bekam von einem Verwandten eine Hypothek in der Höhe des Wertes und erbot sich, für sein eigenes Geld weiterzusuchen. Der Berghauptmann redete ihm zu, daß er sich an seinen Kindern versündige, aber er konnte ihn nicht von seinem Vorhaben abbringen, denn er sagte, wenn man ihm die Erlaubnis verweigere, dann stürze er sich selber in den Schacht, und dann komme sein Blut auf das Haupt seiner Vorgesetzten.

Auch die fünfhundert Taler waren aufgebraucht, noch immer war nichts gefunden. Die Bergleute wußten wohl, von wem sie zuletzt ihren Lohn erhalten hatten; sie traten zusammen und sagten dem Steiger, vierzehn Tage wollten sie jetzt umsonst arbeiten, denn wenn er Opfer gebracht habe, dann wollten sie auch Opfer bringen, und mehr könnten sie nicht, weil sie kein Vermögen hätten.

Als die vierzehn Tage um waren, am Sonnabend, da war noch immer alles so, wie es gewesen.

Am Sonntag früh fuhr der Steiger Schöll allein in die Grube. Er kam vor Ort, hielt das Eisen an und schlug und bohrte das Schiefloch. Dann setzte er es mit der Ladung zu, zündete die Zündschnur an und ging aus dem Weg. Nachdem die Sprengung geschehen war, kam er zurück und räumte auf; da sah er an einer großen Wand, die abgesprengt war, ein Stückchen das erzführenden Gesteins.

Nun packte er sein Gezäh zusammen und fuhr wieder zutage. Er ging, wie er war, im Arbeitsanzug, zum Berghauptmann und meldete ihm, daß der Gang wiedergefunden sei.

Das Gerücht von dem Fund verbreitete sich, noch während Schöll beim Berghauptmann war, auf unverständliche Weise in der Stadt, bei den Beamten und den Bergleuten. Die Menschen in meiner Heimat sind ruhige und stille Leute; aber nun standen sie in Gruppen auf der Straße, redeten miteinander, es füllten sich sogar die Wirtschaften, denn jeder wollte Neues von dem wichtigen Vorfall wissen. Die Belegschaft der Grube versammelte sich in der Wohnung des Steigers, sie kam von selber; und als Schöll vom Oberbergamt zurückkehrte, da erzählte er ihnen Alles, was zu sagen war.

Noch an demselben Tage war Befahrung. Es stellte sich richtig heraus, daß der Gang wieder angebrochen war.

Der Berghauptmann fragte den Steiger, was er sich als Belohnung wünsche. Schöll sah ihn groß an und sagte: „Ich habe nichts zu verlangen, ich habe nur meine Pflicht getan. Meine fünfhundert Taler muß ich wieder haben, und die Belegschaft hat noch ihren Lohn für vierzehn Tage zu kriegen, sonst sind für den Fiskus keine Unkosten.“

Förster und Wilddieb

Von Paul Ernst (um das Jahr 1800)

Eine kleine Ortschaft im Harz war zum großen Theile von Bergleuten bewohnt, welche entweder in den staatlichen Manganerzgruben beschäftigt waren, oder als Eigenlöhner in Tagebauen, den Pingen, auf Eisenstein arbeiteten. Eine solche Pinge kann man sich vorstellen als eine Art Steinbruch von sehr großer Tiefe. Die Eigenlöhner hatten zum größten Theil ein eigenes Häuschen mit etwas Acker und Wiese, hielten wohl eine Kuh und ein paar Schweine, und bildeten so die eigentlichen Anfässigen in der Ortschaft. Die Manganbergleute wohnten meistens zur Miete und hatten nur sehr selten Besitz; sie waren zum großen Theil erst zugezogen, als die Mangangruben in Aufnahme kamen.

Die Ortschaft mit ihrer Feldflur lag mitten im Wald. Damals, als die nachfolgende Geschichte spielte, am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, verband noch keine Landstraße sie mit der übrigen Welt. Die angefessenen Leute waren seit alten Zeiten berühmte Wilddiebe; man kann sich vorstellen, daß in diesem entlegenen Gebiet jahrhundertlang niemand außer ihnen Anspruch auf das Wild gemacht hatte; und wenn heute ein Mann abends auf seine Wiese ging und einen kapitalen Hirsch sichernd austreten und aufs Geäß ziehen sah, dann war es wohl schwer für ihn, nicht am anderen Abend mit seiner alten Büchse, die er noch vom Urgroßvater geerbt, auf Anstand zu gehen.

In einer herbstlichen hellen Mondnacht kniete ein Wilderer vor einem geendeten Hirsch und schnitt ihm eben mit seinem Taschentief das Kurzwildbret aus; sein zweiläufiges Gewehr lag vor ihm, der eine Lauf noch geladen. Der Hirsch war am Rand eines Abgrundes gestürzt, des tiefsten der Tagebaue in der Nähe der Ortschaft; ein morsches Gatter, mit langherabhängenden Flechten bewachsen, lief um den äußersten Rand des Abgrundes, der senkrecht nach unten fiel.

Plötzlich sprang dem Knienden der Förster entgegen mit der gespannten Büchse in der Hand; er setzte den Fuß auf das Gewehr des Bergmanns und rief: „Gib dich!“

Der Wilderer schnellte auf, griff sein Messer fester; der Förster hob die Büchse an die Wange; der andere ließ die Arme sinken und sagte mutlos, mit dem Fuß den einen Lauf des Hirschszes zur Seite stoßend: „Ich kann nicht aus.“

„Du tust mir leid,“ erwiderte der Förster, „aber ich kann nicht anders.“ „Ja, ja, schon gut“, antwortete der Bergmann. „Es ist mir nur leid um die Frau und die Kinder. Es sind ja nicht nur die zwei Jahre, aber das Haus wird alle. Dann kann mein Junge auf die Mangangrube gehen und meine Frau kann Holz lesen.“ – „Was soll ich machen?“ entgegnete der Förster. „Du bist der Schlimmste, das weißt du selber. Ich muß meine Pflicht tun.“ „Dein Glück, daß du so ein schlauer Hund bist,“ schloß der Bergmann, „sonst wäre ich auch noch zum Mörder an dir geworden; davor hat mich Gott nun behütet.“

Der Förster befahl dem Mann, sich umzudrehen und ihm voraufzuschreiten. Als aber der Mann das getan und er sich nun bückte, das Gewehr des Wilderers aufzuheben und ihm zu folgen, ging der noch geladene Lauf los. Unwillkürlich prallte der Förster zurück, stieß hart an das Gatter, der morsche Pfosten brach über der Erde, er verlor das Gleichgewicht und stürzte vorwärts über das Gatter; er griff mit den Händen in die Luft, überschlug sich, seine Hände faßten eine Wurzel, die aus dem Gestein hervorragte; mit einem fürchterlichen Ruck hingte sich sein Körper an die Arme; ein losgelöstes Gatterstück hing schwingend eine kurze Zeit über ihm, fiel dann über ihm fort in die Tiefe.

Der Bergmann legte sich oben glatt nieder und sah nach unten. In dreiviertel Mannshöhe hing der Förster, das Gesicht nach vorn gerichtet; er hing an der äußersten Wurzel einer alten Fichte, die genau am Abgrund überhängend stand; kleine Steinchen bröckelten über ihn hin.

„Hab Erbarmen mit meinen Kindern, hilf mir, daß ich hoch komme“, rief der Förster.

Der Wilderer schnallte seinen Leibriemen ab und legte ihn um die freiliegende Lende der Fichte und befestigte ihn, indem er ihn ganz durch die Schnallenöse laufen ließ; es war eine schmale und zähe Wurzel quer über die Lende gewachsen und verhinderte so das Abgleiten. Dann nahm er den Riemen von seinem Gewehr und schnallte ihn an den anderen Riemen; jetzt

fragte er den Förster: „Kannst du dich an mir hochziehen?“ Die Wucht des Sturzes hatte dem Förster die Armgelenke taub gemacht, er wußte noch nicht einmal, ob er sich nur würde halten können. Nun machte der Wilderer noch zwei Knoten in seine Riemen, um einen Griff zu haben, und ließ sich dann langsam über dem Förster hinab; der Förster ließ erst die eine Hand von seiner Wurzel los und klammerte sich an den Fuß des Wilderers, klammerte sich dann mit dem anderen Arm, und so trug nun der zusammengesetzte Riemen die beiden aneinander hängenden Männer.

Vorsichtig zog der Wilderer sich an dem Riemen in die Höhe, bis er den ersten Knoten fassen konnte, zog sich dann weiter hoch, bis er den zweiten Knoten faßte, immer den Förster an den Füßen, zog sich dann höher, bis er die Lende des Baumes mit dem einen Arm umklammerte, dann mit dem anderen Arm, und nun schob er sich weiter auf das Ebene, sich in Wurzeln einhakend, und wie er seine Beine hochzog, da kamen die Hände des Försters zum Vorschein, dann der Kopf, und endlich hatte er auch den Förster auf dem Ebenen oben; der hielt aber seine Arme noch eine Weile um die Beine des Mannes geschlungen, dann erst ließ er los.

„Das war ein saures Stück Arbeit“, sagte der Wilderer und besah seine Hände; von drei Fingern an jeder Hand waren ihm die Nägel ausgerissen. „Meine Kinder,“ stammelte der Förster, „meine Kinder.“ „Du bist ja wie betrunken?“ fragte ihn der Wilderer. Der Förster holte seine Schnapsbottel heraus, trank dem Bergmann zu und reichte sie ihm; der trank gleichfalls und sagte: „Der tut gut.“ „Habe ich denn geschrien?“ fragte der Förster; „ich habe von gar nichts gewußt.“ „Von deinen Kindern hast du gesprochen,“ antwortete der Wilderer, „und daß du dich nicht an mir hochziehen kannst; deshalb habe ich dich mit hochziehen müssen.“

Es entstand eine Pause; der Förster sah auf den geendeten Hirsch und sagte: „Er sieht gut aus am Leibe.“ Plötzlich erinnerte er sich, wischte über sein Gesicht und fuhr fort: „Ach so.“

Der Wilderer schwieg eine geraume Weile, dann sagte er: „Nun läßt du mich doch aus. Den Hirsch schickst du an den Oberförster, das Gehörn ist dein. Es ist ein ungerader Vierzehnder.“ Der Förster schüttelte den Kopf und erwiderte: „Ich habe geschworen.“ „Wer das alles glaubt, was die Pastoren sagen!“ antwortete ihm achselzuckend der Wilderer. „Es ist nicht deshalb, aber Ordnung muß sein“, sagte der Förster. „Du hast mir das Leben gerettet, ohne dich war ich hin. Aber wenn der Mensch seine Pflicht nicht mehr tut, dann ist alles aus.“

Plötzlich stürzte sich der Wilderer auf den Förster, kniete ihm auf der Brust und umklammerte ihm mit den blutigen Händen die Kehle, indem er schrie: „Dann mußt du doch hinunter“, aber durch die heftige Bewegung kamen die Körper ins Gleiten, der Wilderer fiel zur Seite, schnell warf sich der Förster auf ihn, mit der einen Hand packte er seine Kehle, mit der anderen ergriff er einen schweren Stein und schlug ihm auf den Kopf, daß ihm die Sinne schwanden; neben ihm hingen noch die zusammengeschnallten Riemen, er löste sie vom Baum, wälzte den Mann um und verschnürte ihm die beiden Hände auf dem Rücken. Dann nahm er den abgeschossenen Doppelläufer, denn seine eigene Büchse lag unten in der Pinge, lud, sah den Feuerstein nach; der Wilderer hatte sich wieder aufgerichtet, das Blut lief ihm über die Augen; der Förster zog sein Taschentuch, wischte ihm die Augen, verband die Stienwunde und setzte ihm die Mütze auf. Dann erhob sich der Wilderer, und indem der Förster ihm mit gespanntem Hahn folgte, gingen die beiden zur Ortschaft hinunter. Die Hunde bellten. Alle Häuser waren dunkel. Als sie am Hause des Wilderers vorbeikamen, fragte der Förster: „Willst du deine Frau und Kinder noch einmal sprechen?“ Der Mann schüttelte finster den Kopf und erwiderte: „Ich habe keine Lust auf das Geklär.“ So gingen die beiden weiter auf dem Weg, den die Eisenwagen und Kohlenkarren fuhren bis zur Eisenhütte; der Lichtschein glühte durch die Fenster und offene Thür der Hütte; der Mond ging unter, sie schritten im Sternenlicht weiter. „Kannst du vor die Füße sehen?“ fragte der Förster; der Bergmann antwortete nicht; gegen Morgen kamen sie in der Stadt an; der Förster schlug an das Gefängnißtor; er sagte noch: „Daß du mich gerettet hast, will ich vor Gericht erzählen, das andere braucht keiner zu wissen, das ist meine Sache. Verrate dich nicht, denn wenn ich gefragt werde, so muß ich's sagen.“ „Es ist gut“, antwortete der Bergmann. Das Tor wurde geöffnet, der Förster lieferte seinen Gefangenen ab und ging zurück.

In der Gerichtsverhandlung wurde alles erzählt, außer dem letzten Angriff des Wilderers; es ging nicht anders, als daß man den Mann verurteilte, aber die Richter empfahlen ihn dem Herzog zur Begnadigung.

Man mußte, daß der Herzog Wilderer nicht begnadigte. Der Förster zog seine Staatsuniform an und fuhr in die Hauptstadt; er erhielt eine Audienz beim Minister; der Minister sagte: „Ich fühle menschlich“, setzte sich gleich mit ihm in den Wagen und fuhr zum Schloß; die Beiden mußten in einem großen Saal warten; der Herzog erschien, der Minister sagte ihm ein paar Worte und forderte dann den Förster auf, zu erzählen. Schweigend, auf die

Erde blickend, mit ungeduldigem Gesichtsausdruck hörte der Herzog zu; wie der Förster seine Erzählung beendet hatte, sagte er langsam, ihn gleichgültig ansehend: „Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, keinen Wilderer zu begnadigen. Anders kann das Laster nicht ausgerottet werden.“ Dem Förster schwoll die Ader auf der Stirn. „Das Laster?“ rief er, „Hoheit gehen selber auf die Jagd. Meinen Hoheit, die armen Leute sind aus anderem Teig gebacken?“ Erstaunt trat der Herzog einen halben Schritt zurück und sah auf den Minister. Dieser warf vorlegen ein: „Der Mann hat doch dem Förster das Leben gerettet mit eigener Lebensgefahr. Der Förster hat es für seine Pflicht gehalten, ihn trotzdem zu verhaften.“ „Ich weiß, ich weiß“, antwortete der Herzog. „Was soll ich tun? Der Förster tut mir ja leid, lassen Erzellenz ihm eine Anweisung auf zwanzig Taler ausschreiben.“ Der Förster trat ungestüm vor und schrie: „Bin ich ein Menschenverkäufer?“ Plötzlich riß er seinen Uniformrock auf, zog ihn aus, warf ihn dem Herzog vor die Füße und fuhr fort: „Da liegt der grüne Rock.“ Der Minister zitterte, der Herzog lächelte, wie er den wütenden Mann in Hemdsärmeln und den bebenden Beamten sah; dann ging er auf den Förster zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Er ist ein Kerl, wie er sein muß. Zieh Er Seinen Rock wieder an, der Wilderer wird begnadigt, Seine zwanzig Taler soll er doch haben.“ Dann winkte er den beiden Fassunglosen zu und ging aus dem Saal. Der Minister nahm den Förster wieder in seinen Wagen, aber die beiden sprachen unterwegs kein Wort.

Als der Bergmann nach Hause kam, sagte der Förster zu ihm: „Wir sind quitt, jetzt geht eine neue Rechnung an.“ Der Wilderer schüttelte ihm die Hand, dankte ihm und sprach: „Ich habe genug von dem Schreck, noch einmal mag ich das nicht erleben.“ „Wer's glaubt, daß es anhält!“ erwiderte der Förster, rückte seine Büchse zurecht, piff seinem Hund und ging weiter.

Nach einem Jahr wurde der Förster erschossen gefunden. Männer hieben zwei junge Tannen ab, flochten aus Zweigen eine Bahre und trugen ihn in den Ort; die Försterin stürzte aus dem Haus, raufte sich die Haare, die Kinder folgten ihr, schrien und weinten, die Frau warf sich auf den toten Mann; wie sie aufblickte, sah sie dem Wilderer gerade ins Gesicht; er war in der schwarzen Bergmannstracht mit dem Schachthut, er kam eben von der Arbeit. Er ging auf der anderen Seite der Straße und tat, als ob er den Auflauf nicht sehe. Die Frau zeigte mit dem Finger auf ihn und schrie: „Der, der, für den ist er zum Herzog gegangen, hat seine Stelle in die Schanze geschlagen, an seine Kinder hat er nicht gedacht, er hat nur an den gedacht.“ Der Mann ging stumm vorüber, die Leute sahen ihm still nach, die Witwe warf sich wieder jammernd über den Toten.

Der Wilderer trat in sein Haus, ein Kind wich scheu zur Seite; die Frau kam; er herrschte sie an und verlangte sein Waschwasser; dann wusch er in der Wohnstube den roten Arbeitsschmutz ab, zog sich aus, ging in den Stall, wo die beiden Kühe standen; sie wendeten ihm die Köpfe zu, er streichelte sie; dann stieg er die Leiter zum Heuboden hoch, knüpfte einen Strick an einen Dachsparren und erhängte sich.

Die Versöhnung

Von Peter Rosegger (Um das Jahr 1850)

Im „Roten Hahn“ zu Eisenerz gab es wilden Streit. Die Wirtin und die Kellnerin liefen atemlos im Orte umher und fahndeten nach der Polizei. Der dicke Hahnenwirt war ganz behende vor Angst, lief zur Haustür aus und ein, ergriff in der Vorkammer einen Haustiroler, warf ihn wieder weg, ergriff einen Besen, schleuderte ihn wieder in den Winkel, schlug die Hände zusammen, begütigte und beschwor, drohte auch und begütigte wieder; zuletzt suchte er wenigstens seine Gläser und Bänke und Fenster zu schützen. „Wenn ihr schon etwas zusammenschlagen wollt,“ rief er, „so schlagt euch die Köpfe ein, aber meine Sachen laßt in Ruh! Jesses, jetzt haut dieser welsche Sakra richtig auf einen Kopf los! Und würgen! Würgen, das auch noch! Du bringst ihn ja um, Pölli! Kennt ihr ihn denn nicht, den lieben Leibestheil, den Gott zum Drauffschlagen erschaffen hat? Schaut's, die Rinnwieser Knappen wissen's! Jetzt haben sie ihn. – Nur auf die Bank, den Welschen, und daß das Sitzfleisch gen Himmel schaut, ob die Sonne scheint!“

Ganz wüthig wurde er, der rote Hahnenwirt, als er sah, daß sich die Kampflust zugunsten seiner Geräte bloß gegen Personen wendete.

„Da ist der Ochsenziemer!“ rief er und schleuderte die Geißel Gottes unter die raustollen Gefellen.

„Und da ist er wieder zurück!“ schrie einer der Burschen und ließ das Ding einmal über des Wirtes Rücken winseln.

Jetzt kam die heilige Hermandad in Gestalt zweier Amtsdieners.

„Ach Gott!“ klagte ihnen der Hahnenwirt entgegen, „euch zertreten sie wie Schwabenkäfer. Wo sind denn die Standarn (Gendarmen)?“

„Die sind beim Seewirt draußen, dort wird auch gerauft,“ berichteten die Amtsdieners, mit ihren Säbeln rasselnd. Der eine wollte vom Leder ziehen,

aber der Säbel mochte meinen: Ich bin drei Jahre lang in der Scheide geblieben, ich will auch im vierten nicht heraus! Und behauptete sich mit Erfolg.

Der andere, der durch die Türe ein wenig in das wilde Gedränge hineingelugt hatte, war nun der Meinung, man solle die Leute nicht noch mehr erbittern.

„Das ist's auch!“ sagte der erste, „nur nicht noch mehr erbittern, da müssen wir vernünftiger sein.“ Hierauf schlichen die Amtsdienere wieder davon.

Als sich die elektrischen Funken über den Welschen stark entladen hatten, ergab sich die Dämpfung von selbst. Mägde lehrten die Scherben und Trümmer zusammen, die Knappen setzten sich wieder zu neugefüllten Gläsern oder reinigten draußen am Brunnen ihre besleckten Gesichter. Einer wurde mit Essig gelabt. Der Italiener war davongeschlichen.

Um was sich's nur heute wieder gehandelt hat? – Um was wird sich's handeln bei den Bergknappen im Wirtshaus, wenn's Sonntag ist. Um die Weibsbilder! Liebesangelegenheiten, die mit Prügeln geschlichtet werden, was für die natürliche Zuchtwahl stets von großem Vorteile ist, weil der Schwächere ausgesondert wird und der Stärkere zum Weib kommt. Darum ist's allemal ein frevelhafter Eingriff in die Naturentwicklung, wenn Gendarmen derlei Kämpfe ums Dasein unterbrechen.

Doch halt und guck! Weiber sind nicht die einzige Unruh' in der Weltenuhr; heute beim „Roten Hahn“ ging es nicht der Weiber wegen her, sondern einer Sache halber, um die sich zu prügeln gewöhnliche Arbeiter auf eigene Faust kein Recht haben, weil solches Recht ganz anderen Herren vorbehalten ist. Darum hätten doch die Gendarmen da sein sollen, als die Bergknappen von Eisenerz heute in einen politischen Streit entbrannten.

Die Seuche liegt ja in der Luft. Des Erzes wegen hatten sie gestritten, die Knappen des Erzberges. Da hatte der Italiener Dzzotti, ein belesener Mann, aus dem friaulischen Lande herbeigekommen, um sich hier Geld zu verdienen, mit sehr lauter Stimme, aber in sehr schlechtem Deutsch, behauptet, der Erzberg gehöre schon gar am wenigsten den Deutschen.

„Wem denn?“ fragten die Burschen des Tales.

Eher den Kelten, die ihn wohl zuerst angestochen hätten.

So sollten sie immerhin kommen, die Herren Kelten und den Erzberg auf einem Schubkarren davonschieben.

Kommen? Das können sie nicht, meinte der Welsche, denn sie wären – was man so aus den Büchern lesen könne – tot samt und sonders. Hingegen seien die Römer die Erben der Kelten geworden!

„Und die Deutschen die Erben der Römer?“ warf der Schichtenschreiber ein.

„Wieso das?“ eiferte Dzzotti, „das wäre ein neuer Brauch, jemanden zu beerben, bevor er tot sei. Die Römer lebten noch sehr frisch in den heutigen Italienern fort und würden ihr Recht in Noricum schon wieder zurückverlangen.“

Das wäre sauber! rief nun der Bergknappe Peter Oberdorfer, so ein welscher Raßelmacher, der in Osterreich geboren sei und sein Fortkommen finde, der im Auslande sich als Osterreichler brüfte, weil er als solcher und nur als solcher gern gesehen sei; der die Deutschen heimtüdtisch hasse, aber vor ihnen kriechen und sie recht gern aufsuche, wenn er Geld braucht, ein solcher nenne sich einen Römer!

Dzzotti war aufgefahren, daß seine weiten, fahlen Zwilchhosen und sein grobes Streifenhemd zitterten; sein sonnenverbranntes Gesicht wurde noch dunkler, seine scharfen unruhigen Augen noch unruhiger und zuckender, die Finger vergrub er krampfhaft in sein Gewand, zu sehen, als wollte er ein Messer suchen und hervorziehen. Nicht der eigentliche Vorwurf hatte ihn so sehr empört, als vielmehr das Wort „Raßelmacher“. Er wußte zwar gar nicht, was es heißen und sagen sollte, wohl so wenig, als der es wußte, der es ausgesprochen; aber es galt einmal als Schimpfname gegen die Welschen, in den man allen Spott und Hohn, die Andeutung aller Schleicherei und Falschheit und alle Verachtung zu legen pflegte. Die Menschen haben ja noch immer zu wenig Waffen in den Arsenalen ihrer Sprachen, um einander zu verletzen, sie müssen immer noch welche aufbringen, um besonders ihren Parteien- und Rassenhaß, für den die Völkersprachen gar keine rechten Worte haben, giftigen Ausdruck zu verleihen.

Raßelmacher!

Jetzt handelte sich's beim kochenden Welschen nur mehr ums Messer. Denn dadurch auch unterscheidet sich der feurige Südländer von dem kühleren Nordländer; er stößt lieber mit Stahl zu, denn mit giftigen Worten.

In Ermangelung eines erwünschten Instrumentes schleuderte er dem Gegner über den Tisch hin ein paar Biergläser zu, mit denen er aber wegen der sich während des Wurfes entleerenden Flüssigkeit nichts Wesentliches traf. Jetzt fiel man ihm alsogleich in die Arme, er stieß, schleuderte die Angreifer mehrmals wild von sich, wobei im Anprallen einige Stuhlfüße und Fensterscheiben brachen; er kämpfte mit fünf von solchen, wovon er einem schon erlegen wäre, wenn es sich nur um seine persönliche Haut gehandelt hätte. Aber heute war es die Haut der Nation, die er zu Markte getragen und die er verteidigen mußte! Daß römisches Blut in seinen Adern rollte, mußte er zeigen, und er zeigte es auch. Etliche bekamen ein klingendes Fauststück an

den Kopf, und den, der das Wort „Kagelmacher“ gebraucht, erwischte der durch Wein und Streit erhitzte Italiener am Halstuch, und das ist eine vorteilhafte Handhabe für den Angreifer! Schon lag der Angegriffene auf dem Fußboden, röchelnd, dunkelblau im Gesichte, schon setzte ihm Dzzotti das Knie an die Brust und seine Faust wand das Halstuch noch immer enger zusammen, wobei seine Augen in einer wahren Lustgier funkelten.

Der Friauler hatte auch etliche Kameraden, ebenfalls aus seiner Gegend, diese drängten die Burschen zurück, und so wollte es kaum gelingen, den Italiener von seinem Opfer loszulösen, bevor es zu spät war. Endlich erlag er der Übermacht und kam nun rasch in jene Stellung, in welcher „auf der Bank das Sitzfleisch gen Himmel schaut, zu sehen, ob die Sonne scheint“.

Sie war jedoch von allzu kurzer Dauer, denn die „Kagelmacher“ sind wirklich wie die Kagen – glatt und schlau entschlüpfen sie, während man sie fest zu haben glaubt.

So war's gekommen, und so war's verlaufen. Dann wieder das fröhliche Sonntagszechen. Nur dem Peter Oberdorfer wollte das Bier nicht recht durch die Gurgel rinnen, er hatte noch lange das Gefühl, als würge ihn einer mit dem Halstuch. Er rieb sich die liebe Kragehaut mit der Hand, er ging in die freie Luft, um stark Atem zu holen; man riet ihm sogar, daß er sich auf den Kopf stellen solle, damit die Gurgel wieder auseinandergedrückt werde, aber es wollte alles nicht viel fruchten. Die meiste Erleichterung verschaffte ihm noch der Gedanke: Na, wart', welscher Hund, es ist noch nicht finster!

Es ist noch nicht finster! Das war Peters Sprichwort, und es war als solches bekannt und berüchtigt. Im gewöhnlichen Sinne galt es als Bestätigung und Bekräftigung von etwas, das der Peter meinte, und wenn er etwas mit dem Worte: Es ist noch nicht finster! versprach, so war es so gut, wie seine Namensunterschrift. Wenn er's aber im Zorn ausrief, dann war es wie ein Fluch und wilder Schwur, eine Drohung, vor der mancher schon gezittert hatte.

Es ist noch nicht finster, mein lieber Dzzotti! – Er murmelte dieses Wort heute oftmals vor sich hin, selbst als auf dem hohen Pfaffenstein das Alpenglühen längst verblaßt war, als die Bergriesen des Reichensteins, des Kaiserschilds, der Seemauer nur mehr wie schwarze Massen in den Sternenhimmel hineinragten.

Es ist noch nicht finster, mein lieber Dzzotti! . . .

Daß der Mensch im Grabe noch hassen kann! Fragt den Bergmann, wie das kommt.

Freund und Feind arbeiten in den Gründen des roten Berges. Wochenlang hören sie keinen Vogelsang, sehen kein Taglicht.

Glück auf! Glück auf! Keinem ist der Gruß seiner Zunft so ernst, als dem Bergmann. —

Noch ist es nicht finster! meint Peter Oberdorfer und arbeitet munter und kräftig und denkt an was Besseres, als ans Verderben und Sterben. Er hat draußen im Sonnenschein Weib und Kind. Dieses Glück ist ja so groß, daß schon das flüchtige Gedanken dran die frostigen Tiefen, in denen er atmen muß, warm und helle macht.

Wohl sah er schon manchen toten Kameraden an sich vorübertragen zur letzten Grubensfahrt, da sprach er ein kurzes Gebet für ihn — für sich, Glück auf! und grub und hämmerte weiter — noch ist es ja nicht finster! Und wenn er endlich aus dem Berge hervortrat und es Nacht war über dem Hochgebirge, und nur die Sterne oder der Mond ihm noch Zeugenschaft stellten, daß in Gottes Welt das Licht noch nicht versiegt sei — da eilte er der jungen Mutter mit dem Kinde zu.

Aber dieses klare Gemüt war nun getrübt worden, seit eine gewaltsame Hand sich an seinen Leib gelegt hatte. Peter war armer Leute Kind gewesen und hatte manchen harten Tag erlebt, und abgehärtet war sein Körper von Wetter und Arbeit, und abgehärtet sein Herz gegen Weichmut und Empfindsamkeit. Aber die Gewalttat roher Menschen hatte er bisher noch nicht erfahren, wenigstens nicht an sich. Harmlos wie er war, hatte er damals im Wirtshaus auf das hochmütige Gebaren des Welschen rasch erregt das Wort hineingerufen, noch halb im Scherz sogar. Und das hatte ihm den Würger an den Hals gesetzt! Eine Witwe und eine Waise weinten heute in seiner Hütte, wenn ... Verfluchter Welscher, du! Warte, warte, noch ist es nicht finster! —

Wenn die beiden Männer — der Peter und Dzzotti, der Italiener — am Sonntag in den Ortsgassen, oder am Werktag auf dem Wege „zur Schicht“ aneinander vorüberkamen, da tauschten sie kurz und scharf ihre finsternen Blicke, aber jeder hielt den Atem ein — was die Zunge kann, ist hier nicht am Platz.

Der Schichtenmeister merkte es am besten, was zwischen den beiden vorging, und er teilte dem Bergverwalter seine Meinung mit: Es dürfte klug sein, den Welschen zu entlassen.

Der Verwalter wieder war der Ansicht, daß man die halbe Knappenschaft entlassen mußte, wenn man auf den Troß und Hader dieser Gesellen Rücksicht haben wollte.

So blieb Dzzotti in Eisenerz. Wohl mied er das Wirtshaus „Zum roten Hahn“, das freilich auch der Peter Oberdorfer seit jenem Streite nicht mehr betreten hatte. Und doch kam der Tag. —

Wegen Auflassung einer Partie in den oberen Bergwerken wurden mehrere Knappen übersezt. So kam auch Peter in einen neuen Stollen, und er arbeitete jetzt im Hubertusstollen, der durch mehrere Schächte gekreuzt wurde. Er war mit seinem Plaze noch ziemlich unbekannt und hatte darauf zu achten, daß er sich in den zahllosen Gängen und Höhlungen zurechtfinde. Wenn er einmal die Haue einen Augenblick ruhen ließ und nichts die schwüle Luft und die kleine Flamme in der Grubenlampe bewegte, da konnte er aus den Nebenstollen das Pochen und Scharren der Kameraden vernehmen.

In einer solchen Ruhepause war es, als den Schacht nieder, der seinen Stollen kreuzte, das bekannte Holzgestell, der Schragen, gebaumelt kam, auf dem ein einziger Mann stand. Der hielt das Grubenlicht an seiner Brust, und seiner gleichgültigen Miene war es nicht anzumerken, daß er in die grauenhafte, stidklusterfüllte Tiefe fahre, in der zu arbeiten sich manch anderer weigerte. Er war eben Bergmann durch und durch und wollte nicht geringer sein als seine Vorfahren, die vor keiner Gefahr zurückschreckten, das norische Eisen zu heben.

Peter, der, von dem anderen nicht bemerkt, in seiner Nische unbeweglich stand, hatte den Mann sofort erkannt. Doch kein „Glück auf!“ rief er ihm zu, sondern er drückte sich an das Gezack der Erzwand. Auf dem niederfahrenden Schragen stand sein Todfeind, der Italiener.

Aber noch bevor sich Peter recht bewußt werden konnte, daß hier eine Gelegenheit gekommen, den Welschen zum Kampf zu fordern und sich zu rächen, versank der Schragen auch schon in der Tiefe, nur daß er ihm nachmurmelte: „Noch ist es nicht finster, mein lieber Dzzotti!“

Das Seil, an dem der Senkschragen hing, schien sich kaum zu bewegen, nur daß es mitunter durch die schwere Last, die es trug, stramm gespannt, ein wenig surrte, so oft der Schragen bei seinem Niederwärtschweben an einen Wandbalken prallen mochte.

Dieses Seil, das ist jetzt sein Lebensfaden! fiel es dem Peter plötzlich ein. Wenn ich es durchhaue, so fährt er in den Grund hinab und zerschellt. Ich schlage mich eilends in den anderen Stollen hinüber und nichts kommt auf. Ein altes Seil kann morsch werden und von selber brechen. Es kann auch an ein Gezack streifen und so entzwei geschnitten werden. Der Bergmann steht ja immer mit einem Fuße im Grabe — das müssen wohl auch die alten Römer schon gewußt haben, mein lieber Dzzotti! —

Diese Gedanken waren dem Knappen durch den Kopf geschossen, wie Eulen und Fledermäuse über das Dorf schwirren, wenn es dunkel wird.

Aber oft eine einzige Wendung des Körpers genügt, daß Gedanke und Gemüt eine andere Richtung nehmen. Ein paar Schritte machte er hastig in den Hintergrund, dann blieb er stehen und sagte: „Peter! Was ist das gewesen? Was ist dir jetzt eingefallen? So schlecht wärest du? Zum Aufhaken wärest du! Bei der Arbeit im Schacht einen umbringen! Von rücklings umbringen! – Peter, das ist dein Ernst nicht gewesen. Im Wirtshaus schlagst ihn tot, wenn er weiß, warum's ihm geschieht! So teuflhaft denken! – Kann's nicht jeden treffen im Bergwerk? Im Wirtshaus schlagst ihn tot. 's ist noch nicht finster!“ –

Er ging wieder an seine Arbeit und hieb und hämmerte. Und als er später innehielt, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen, murmelte er in sich hinein: „Du wärest mir lieber gewesen, Peter, wenn dir der höllische Gedanke nicht wär' gekommen. Auf wen soll der Mensch denn ein Vertrauen haben, als auf sich selber! – Wie wirst heute deinem Weib ins Gesicht schauen können? – Hinterwärts umbringen! Im Bergwerk! Verdammter Wicht!“ –

Er arbeitete wieder und schlug und hieb, als kämpfte er mit seinem Werkzeug noch hart gegen die Versuchung oder gegen die Vorwürfe des Gewissens.

Von diesem Tage an war seine Empfindung eine andere, wenn ihm der Italiener einfiel. Es war ihm fast wie in Furcht und Angst, der Welsche könne ihn vor Gericht belangen, oder gar den südländischen Brauch der Blutrache einführen. Denn jetzt wäre ja an dem Welschen die Reihe. – Das Würgen an der Gurgel fühlte der Peter Oberdorfer nicht mehr seit jener Stunde im Schacht. Die schlimme Tat mit einem noch schlimmeren Gedanken gesühnt!

So wollte Peter nun nichts mehr, als den Welschen vergessen, oder ihn zuhöchst – weil es dem Kerl doch nicht ganz geschenkt bleiben sollte – bei guter Gelegenheit ein wenig durchbläuen.

So war es, als eines Tages in den Tiefen des Erzberges, unweit des Hubertusstollens, böse Wetter ausbrachen, die Knappen in Wirrnis die Flucht ergriffen und die beiden Männer sich plötzlich gegenüberstanden.

„Er muß doch mein Unglück sein!“ stöhnte Peter und stürzte zu Boden, denn die Sticlufst hatte ihn bereits betäubt.

Der Italiener raffte den Ohnmächtigen vom Boden auf, warf ihn über die Achsel und eilte mit solcher Last im Labrynth der Stollen hin und her – die Grubenlampe war ihm verloschen, die Orientierung hatte er auch schon verloren, Grubendunst beengte ihm die Brust. Er rüttelte den Peter: „Kannst du gehen, Kamerad? Kannst du? Niente? O, jetzt ist es finster geworden!“

Schon wollten auch ihm die Sinne vergehen, als aus einem Seitenstollen roter Lichtschimmer winkte. Dort ist Rettung. Wo Licht noch brennt, ist Leben!

In der nächsten Minute waren die beiden bei Genossen, die sie ans Tageslicht beförderten. Sie waren gerettet. – Als der Peter Oberdorfer zu sich gekommen war, neben sich den Italiener sah, da fragte er doch, was mit ihm vorgegangen sei? Er wäre ja unten in seinem Stollen gewesen! Wer ihn herausgetragen hätte?

Der Kugelmacher! Mit diesem Worte wollte der Welsche schon antworten, aber er schlug es nieder. – Sagst was Besseres, dachte er, du hast dem armen Schelm das Leben gegeben, er ist dein Kind geworden.

Jetzt richtete sich der Peter auf und starrte dem Dzzotti mit einer Miene höchster Verblüffung ins braune Gesicht. „Wenn du es bist, du, der mich heraufgetragen hat?“ fragte er, „wenn du es bist?!“

„Was weiter?“

„Dann – dann! – der Teufel hol' mich, du bist ein braver Kerl!“

„Du hättest umgelehrt auch mich getragen, gewiß, gewiß!“ rief der Italiener. „In den Gruben sind wir alle Kameraden.“

Peter hielt ihm beide Hände hin: „Wir wollen es auch außer den Gruben sein. Willst du? Du bist ein guter Mensch, und noch ist's nicht finster!“

Ein Riese des Gebirges

Von Johann Falkberget (Aus Norwegen um 1870)

Er hieß Ingebrigt Anderfen Heggeli. Geboren in Hessedalen um das Jahr 1819. Als ganz junger Bursche kam er hinauf nach der Königsgrube *), um sein täglich Brot zu verdienen. Es ist ja nichts besonders Merkwürdiges von ihm zu erzählen. Aber ich möchte doch einen kleinen Umriss von dieses Mannes Leben geben.

Seine Lebensaufgabe war, mit dem Pferde aus den tiefen Grubenstollen die blinkenden Erze an den lichten Tag hinaufzufahren. Und er war treu und fest wie selten einer in seinem geringen und doch so bedeutungsvollen Lebensberuf. Darum nennen wir auch seinen Namen mit Ehren. Und wir geben seinem Andenken Raum unter den vielen, vielen Tausenden getreuen Arbeitern, die das Land gebaut haben hier oben im Norden.

Da es auch mein Schicksal war, in dieser Grube für das tägliche Brot zu fronen, kam ich oft mit Ingebrigt zusammen, der damals schon ein alter Mann war.

Es ist merkwürdig, wie die Menschen dort oben in den hohen Bergen einander nahe kommen. Da wird nicht viel auf Rang und Alter gesehen. Abgesperrt von der Außenwelt und preisgegeben der unfruchtbaren, harten Natur, lebt man sich zusammen zu einem Volk, gleich als wäre man vom selben Blut entsprossen – ein Geschlecht aus der Urzeit.

Ingebrigt war ein Riese. Maß gut seine drei Ellen in der Höhe. Und dazu war er mit einer verhältnismäßig anständigen Breite ausgestattet. Er besaß einen Mut, mit Göttern anzubinden – und ein kindliches Gemüt.

*) In den Bergwerken zu Rödös in Norwegen. Die Grube ist seit dem Jahre 1651 in Betrieb.

Als ein Beispiel dafür, wie riesenstark er war, kann ich erzählen:

Wir fuhren, jeder mit seinem Pferd, an einer gefährvollen Stelle der Grube. Lose hing das Gewölbe über uns und ringsherum knackte und knisterte es. Jeden Augenblick konnte das Ganze zusammenstürzen und dann würden wir zerschmettert und begraben unter dem Bergsturz liegen. Wir sprangen an die Seite unserer Pferde und trieben sie an. Und sie zogen, daß der Schaum in Massen am Geschirr herunterrann.

Es galt ja das Leben!

Da lief mein Förderwagen aus dem Gleise. Ich stieß einen Schrei aus. Nun eilte Ingebrigt herbei – breit und mächtig. Niemals sah ich eine Hünenbrust, wie seine in diesem Augenblick. Er preßte sich an den Wagen, packte ihn und hob ihn mit einem einzigen Ruck. Und dann ging es wieder vorwärts in schwer stampfendem Trabe. Wir kamen im letzten Augenblick davon. Der ganze Bergstollen stürzte donnernd hinter uns zusammen.

War etwas recht Ernstes zu unternehmen – etwa wenn Menschenleben in Gefahr schwebten – und alle standen bleich, und keiner wollte es wagen, da war Ingebrigt immer der Unererschrockene. Beim Helfen war er der erste...

Eines Tages war ein Arbeiter vor Ort von einem Sprengschuß getroffen worden. Blutend und arg zugerichtet wurde er hinauf in die Bergstube getragen. Aber es tobte gerade ein furchtbares Unwetter im Gebirge. Ein Schneesturm, so dicht und rasend, daß man nicht eine Mannslänge weit sehen konnte. Zum Doktor nach Röros waren es gegen zwei Meilen. Alle hielten es für unmöglich, in solchem Wetter dorthin und zurück zu kommen. Aber einer war da, der es nicht für unmöglich ansah. Es war Ingebrigt. Der Doktor mußte geholt werden, und wenn er durch die Hölle mit ihm fahren sollte!

Das Pferd wurde angespannt vor den Riemenschlitten. Und Ingebrigt fuhr davon...

Er kam wohlbehalten über das Gebirge nach Röros. Und er schlug mit geballter Faust an die Doktorpforte, daß das ganze Haus erzitterte. Ein Mädchen kam und machte auf. Sie fuhr förmlich zusammen beim Anblick des gewaltigen Riesen, der da draußen im Schneegeföber stand.

„Ist der Doktor da, Mädèl?“ schrie er.

„Ja, ja, er ist im Kontor“, antwortete sie und machte die Pforte hinter ihm zu. Ohne den Schnee abzuschütteln, ging Ingebrigt in Finnschuhen und Schafspelz geradeswegs hinein.

Der Doktor erhob sich vom Stuhl.

„Ach ja, es kam so, daß ich fort mußte!“

Ingebrigt sprach langsam und pflückte die Eiszapfen aus seinem langen Haar.

„Aber es steht schlimm auf der Grube. Der Doktor muß sich wohl was überziehen und mitkommen!“

Der Doktor kratzte sich im Haar und sah hinaus durchs Fenster.

„Solch ein Wetter auch noch“, sagte er vor sich hin.

„Es gilt ein Menschenleben“, fiel Ingebrigt ein.

Vom Schnee auf seinem Pelz stieg ein weißer Dampf auf.

„Nun ja, da gehe ich mit, Ingebrigt!“

Der Doktor wandte sich nach der Tür und Ingebrigt ging voran.

Im nächsten Augenblick saß der Doktor mit Finnschuhen an den Füßen und eingepackt in einen Wolfspelz draußen auf dem Riemenschlitten. Die Medizinflasche wurde mit einer Lederschnur festgebunden.

Schwer und mühsam ging es die Berghalde hinauf. Aber droben im Gebirge war es schlimmer. Denn das Unwetter trat ihnen hier viel stärker entgegen.

Ingebrigt ging und leitete das Pferd am Zaum über die Hochebene. Und der Doktor mußte, auf Knien und Ellbogen liegend, aufpassen, daß der Sturm den Schlitten nicht umwarf.

Beißend und brennend wie Peitschenhiebe fuhr ihnen der Schneesturm ins Gesicht. Und die Finsternis wurde am Abend immer undurchdringlicher. Sie mußten bald nicht mehr, wo sie waren. Aber dem Sturm nach zu urteilen, mußten sie sich nördlich halten.

Da hielt Ingebrigt an und lauschte.

„Ich mein', die Grubenglocken zu hören“, rief er dem Doktor auf dem Schlitten zu.

Der Doktor erhob sein Haupt.

„Ja, es läutet nordwärts, Ingebrigt“, rief er zurück.

Und weiter ging's. Mit der einen Hand führte Ingebrigt das Pferd am Zügel, und in der anderen hielt er einen Krückstock. Der Sturm spielte mit seinem Pelzrock, und der Doktor hockte wieder im Schlitten und gab acht auf die Sturmschläge.

Aber in Ingebrigts Gemüt stiegen unheimliche Gedanken auf. War es die Totenglocke, die sie gehört hatten? Der Klang glich mehr dem der Kirchenglocken in Aalen. Wenn es nur nicht die Totenglocken waren! Dergleichen war schon geschehen, daß Menschen eine Art Vorbotenschaft ihres nahen Todes erhalten hatten. Der Schnee wurde zu einer Eisdecke an den Kleidern. Und der Pelz drückte immer schwerer auf den Schultern.

Er hielt das Pferd wieder an und lauschte. Und der Doktor erhob sich wieder von neuem. Diesmal richtete er sich ganz empor auf den Knien. Ja, nun hörten sie beide lange, schwere Glockenschläge.

Es mußte doch die Grubenglocke sein!

Des Pferdes Hufe schlugen noch fest und sicher in den Schnee. Der Sturm heulte wilder und wilder. Da sah Ingebrigt einen Lichtschein in der dicken Finsternis. Sie waren nahe dem Ziel und doch noch weit entfernt davon.

Eine Grubenlampe! Und nun spürte er auch schon den Fichtenholzrauch. Da ward er froh und lief so darauf los, daß das Pferd hinter ihm herspringen mußte.

Eine halbe Stunde später waren sie an der Berghüttentür angelangt. Der Doktor sprang vom Schlitten und ging hinein. Ein Gestank von Schmutz und nassen Kleidungsstücken schlug ihm entgegen. Er warf Pelz und Handschuhe ab und war sogleich bei dem verstümmelten Körper. Er spritzte Morphium ein; er wusch und schnitt und vernähte Wunden. Er verband Fleischwunden und Knochenbrüche, alles mit sicherer, behutsamer Hand.

Unterdessen hatte Ingebrigt das Pferd in den Stall gebracht. Er hatte den Kaffeekessel über das Feuer gehängt. Und er nahm die Kaffeetüte aus der Tischschublade und tat doppeltes Maß in den Kessel. Wahrhaftig, der Doktor sollte starken Kaffee haben! Und er goß ein in eine Tasse, die kohlschwarz war von allerlei Schmutz. Holte einen braunen Zuckerklumpen herab von einem Besims, schlug ihn mit seinem Dolchmesser in Stücke und legte sie auf eine Zeitung. Es mußte ein bißchen fein gemacht werden für den Doktor, den gelehrten Mann.

„Ja, der Doktor möge nicht verschmähen“, sagte er und schenkte sich selbst Kaffee ein in eine noch schwärzere Tasse. Der Doktor schielte nach dem Getränk und sah auf Ingebrigt. Er murmelte zufrieden und trocknete seine Instrumente. Er war ein gemütlicher, vollstümliger Mann, geehrt und beliebt bei allen, die mit ihm in Berührung kamen.

„Aber sollten wir nicht etwas starkes in den Kaffee haben, Ingebrigt“, fragte der Doktor mit einem Lächeln um den Mund.

„Ja, wenn man's nur hätte, Doktor.“

Ingebrigt schmunzelte. Wahrhaftig, dieser Doktor war ein guter Kerl – das war bombensicher! Da nahm der Doktor aus der Brusttasche seines Pelzes eine volle Flasche, schraubte den Metallstößel ab und goß ein. Erst für Ingebrigt und dann in seine Tasse. Sie prosteten und tranken.

Ingebrigt trank seine Tasse mit einem Zuge aus und schmunzelte. Und seine gewaltige Brust zeigte sich wieder in ihrer vollen Breite.

„Das sind starke Sachen, die der Doktor hat“, sagte er.

Der Doktor nickte lächelnd. Von neuem goß er eine kräftige Dosis in die Tassen. Da wurde Ingebrigt munter und lebhaft wie ein Junger.

„So'n Doktor gibt's nicht mehr im ganzen großen Norwegen“, behauptete er steif und fest und schlug auf den Tisch. „Prost, Doktor!“

„Prost, Ingebrigt Heggeli!“ Der Doktor lachte.

*

Es war Weihnachtsabend auf der Grube. Einige schwedische Arbeiter, die gerade vom Holzschlag im Herjaatal gekommen waren, hatten ein ganzes Faß Branntwein über die Grenze geschmuggelt. Diese Männer waren fast wie wilde Tiere. Im Rausch waren sie leicht dabei, ihre Messer zu gebrauchen. Aber in nüchternem Zustande konnten sie sehr nett und gutherzig sein. Die Küchenmädchen mußten Punschwasser kochen in den großen Waschkesseln. Und nun wurden todstarke Getränke gebraut und getrunken. Die Wildheit stieg den Männern ins Blut. Wer nicht mittrinken wollte, wurde ohne Schonung dazu genötigt. Sonst gab's Prügel, die noch nächste Weihnachten in den Gliedern liegen sollten. Einer, der die Fiedel spielte, wurde ohne Schonung auf ein Milchfaß in der Ecke plaziert. Wollte er nicht trinken und die wildesten Stücke spielen, die er gelernt hatte, so sollte er auf der Stelle zuschanden geschlagen werden. Furchtsam und bleich stand er da und brachte aufregende Töne auf den Saiten hervor. Und der Tanz ging mit schwerem Getöse auf der Diele der Bergstube, und heiße Rufe erschallten im Wirbel.

Sie alle tanzten, wie sie von der Grube heraufgekommen waren. Mit schweren eisenbeschlagenen Holzschuhen an den Füßen. In Englisch-Lederhosen und Arbeitsblusen. Die Gesichter waren kohlschwarz von Dynamit- und Lampenqualm.

Nun sollte einmal Weihnachten gefeiert werden, daß es vorhielt! Solch Fest kam ja nur einmal im Jahr.

Die Küchenmädchen drehten sich halbvoll und schweißdampfend an der Seite der finstern Männer herum. Im Wiegen des Tanzes wurden sie mit solcher Gewalt an die breite Brust gedrückt, daß sie schrien vor Schmerz.

Und sie wurden unter Jauchzen und glühenden Blicken gehoben und hoch emporgeschwungen zur Dachwand. Und in den lachenden schwarzen Gesichtern glänzten die weißen Zahnreihen. Tische und Bänke wurden umgestürzt und an die Wand geworfen. Leere Flaschen und Tassen schmiß man zum Fenster hinaus, daß die Scherben klirrten. Die Öfen wurden voll Kohlen geschaufelt,

daß sie von oben bis unten in Blut standen. Und es wurde so heiß, daß man die Türe aus den Angeln riß und sie draußen auf die Schneehügel warf.

Ein junges dunkeläugiges Rückenmädel – Zigeunerin ihrer Herkunft nach – trieb ein gefährliches Spiel mit zweien der wildesten Kerle. Sie lachte und spielte mit beiden. Sie ließ sich umfassen und legte selbst die schmutzigen Arme um den Hals der Männer. Alles, wie es sich gerade am besten machte. Aber den beiden Männern stieg der Zorn ins Gemüte. Sie fluchten innerlich und heiß aufeinander, bis sie zuletzt ernstlich loslegten. Die Messer wurden aus der Scheide gezogen, und der scharfgeschliffene Stahl blinkte und zitterte im Lampenlicht. Da erhob sich am Tische eine mächtige Gestalt. Das war der alte Ingebrigt. Seine Stimme war rau und wild:

Wollten sie nicht Frieden halten, so sollten sie es wahrhaftig mit ihm zu tun kriegen. Aber sie lehrten sich nicht daran.

Da knirschte er mit den Zähnen und schlug mit geballter Faust so kräftig nach dem einen, daß der bewusstlos hinstürzte. Dann packte er den andern an der Kehle und warf ihn gegen einen der glühenden Öfen.

Der ward von Schreck ergriffen und gab Ruhe.

Denn Ingebrigt verstand Zucht zu halten, wenn er einmal Ernst machte. Tanzen und trinken, das konnten sie wohl machen. Aber solche Schändlichkeiten, wie Hurerei und Messerstechen – davon wollte er nichts wissen!

Als der Weihnachtsmorgen graute, lagen Männer und Weiber durcheinander auf der Diele und schnarchten wie müde Tiere. Der Spielmann war von der Milchtonne herabgestürzt und die Fiedel lag unter ihm.

Aber sicher auf den Füßen und stark im Rücken stand Ingebrigt mitten auf der Diele der Bergstube und lachte. Das war ein weichlich Geschlecht heutzutage, das nicht einmal Weihnacht feiern konnte, ohne liegenzubleiben wie Mehlbeutel! Nein, anders war es in seiner Jugend! Da konnten die Leute trinken und tanzen Tag und Nacht hindurch. – –

Nun ist Ingebrigt tot.

Er wurde krank an einem Frühjahrstag zur Zeit der Schneeschmelze. Er hustete Blut und litt an Stichen in der Brust. Aber hartnäckig, wie er war, brachte er selbst seine Pferde über das Gebirg nach seinem Heim in Hessedalen.

„Das ist sicher das letztemal, daß ich von der Grube komme“, sagte er.

„Da ist nichts mehr zu machen“, fügte er hinzu.

„Denn wenn man an die Neunzig kommt, ist es vorbei.“

Ein paar Tage darauf schief er ruhig ein für immer. Und er wurde begraben auf dem Kirchhof in Alalen, wo sein Geschlecht seit langer Zeit die letzte Ruhestätte gefunden hat. – – –

Abschied

Von Karl Emil Schwenk (um das Jahr 1900)

Sein Pensionierungsantrag war mit Wirkung vom 1. Oktober ab bewilligt worden. — Jetzt blieben dem alten Obersteiger nur noch wenige Tage bis zum Abschied.

Er hatte es nicht so machen wollen wie viele andere, die sich dann entweder krank meldeten oder Urlaub nahmen oder unter sonst irgendeinem Vorwand über die Bitternisse dieser letzten Wochen und Tage leichter hinwegzukommen suchten. Er hatte bis zuletzt ausgehalten und ihn ganz durchkosten wollen, diesen kurzen und doch für ihn so bedeutungsschweren Zeitraum bis zur Abschiedsstunde, auch den allerletzten, schwersten Augenblick, der ihn losreißen sollte aus seinem altgewohnten Leben, aus dem liebgewordenen Arbeitsfeld, das alle Wurzeln seiner Persönlichkeit so fest und tief umklammert hielt. Es schien ihm so etwas wie Fahnenflucht darin zu liegen, wenn er seinen Posten vorzeitig verließe. Den Vorwurf konnte und durfte er aber nicht auf sich sitzen lassen. Der hätte gar nicht zu ihm gepaßt, auch dem Veteranen von Sedan und Beaumont schlecht gestanden, der in den zerschossenen und zerstampften Gärten von Bazeilles sein Eisernes Kreuz empfangen und es dann weiter getragen hatte bis vor Orleans.

Noch ein Anderes, Stärkeres, Zwingenderes war es, das ihn fort und fort hier fesselte, das ihn nicht gehen ließ und ihm Herz und Sinn immer wieder erfüllte mit einem wunderbaren, zauberhaften Klang und mit brausenden Melodien voll Lebensmut und Herzensfrische. Das war das jauchzende, fröhliche Lied der Arbeit, das Tag und Nacht hier rings um ihn her erklang. Dem wollte er sein altes, müdes Herz noch einmal weit öffnen, um den köstlich belebenden Ton mit aller Inbrunst in sich aufzunehmen, damit er in seinen alten Tagen davon zehren könnte, bis sie ihn einst ins Grab legten.

So machte sich der Obersteiger an einem der letzten Tage mit schwerem

Herzen auf, noch einmal seinen alten, wohlvertrauten Weg rings um seine Grube herum zurückzulegen. – Weithin ist der Abendhimmel gerötet vom Widerschein der tausend Lichter und Feuer der weit ausgedehnten Betriebsanlagen, und zwischendurch fliegen gewaltige Wolkenballen von Dampf und Rauch, voll Qualm und Ruß aus den himmelan starrenden Kaminen. Scharen von Lichtern, bald zu Sternenhaufen versammelt, bald zu Ketten und Schnüren gereiht, blinken und flimmern von nah und fern, dazwischen einzelne rote und grüne Sterne, und alles miteinander umflossen und übergossen von dem bläulich schimmernden, frostigkalten und bleichen Licht der elektrischen Bogenlampen. – Wie oft war der Obersteiger diesen Weg nach dem Zechenhaus gegangen! Bei Tag und bei Nacht; im Frühschein des jubelnden Maimorgens und im stumpfen Dämmerlichte des Dezembertages; bei sengender Hitze, in Regen und Sturm und bitterkaltem Ost. Als er noch ein junger, schneidiger Mann gewesen, im kräftigstem Alter, wie oft war er da in atemloser Hast das kurze Wegstück hinuntergerannt, wenn schwere Störungen des Betriebes gemeldet waren, wenn nicht alle Räder so liefen, wie sie sollten, wenn es in der Arbeiterschaft gärte, oder wenn schlagende Wetter, Grubenbrand und Wasserstrot drohten und zu rascher Tat gemahnten. Später waren dann die behäbigeren Jahre gekommen, wo die Beine nicht mehr so recht wollten. Bitter und beschwerlich war ihm der Weg durch Wind und Wetter manchmal geworden, und jetzt war seine Zeit erfüllt und bald, ganz bald würde er ihn zum allerletzten Male gehen müssen.

Der Alte seufzt schwer und bleibt bedächtig stehen. Mit väterlicher Liebe ruhen die Augen auf seinem imposanten Werk. Was hatte er nicht alles entstehen sehen von all den stolzen Gebäuden und Eisenkonstruktionen dort unten. Wie mancher Plan war seinem Kopf entsprungen, bei ihm zum Projekt herangereift und auch durch ihn zur Ausführung gelangt! – Eine Regung stolzen Selbstbewußtseins mischt sich mit seinen wehmütvollen Abschiedsgedanken, ein wenig von dem hochfahrenden Herrschergeist, der in dem alten Streiklied der Bergleute klingt: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm nicht will.“ – Was nicht so auch hier bei ihm? Hat er nicht die Macht über die dreitausend Mann dort unten in Händen, über die Räder und die Wagen und die Maschinen! Gehorchten sie nicht alle seinem Befehl! Hörten sie nicht alle auf seinen Ruf! – Gewiß, er war immer der getreue Diener und die rechte Hand seiner höheren Vorgesetzten gewesen. Aber hier, in seinem engeren Kreise, da war er der unumschränkte Herr und Gebieter. Und auch die Vorgesetzten wußten, was sie an ihm hatten, wußten, welchen Einfluß ihr alter Obersteiger auf alle Beamten und Arbeiter und alle An-

gehörigen des Werkes auszuüben verstand und wie er in allen Dingen seine Hand hatte und bis in die fernsten Winkel seiner Grube hinein wie kein anderer Bescheid mußte. —

In dreimal vierundzwanzig Stunden würde das alles vorüber sein. Dann gehörte er der Vergangenheit an, ein Faktor, mit dem man nicht mehr zu rechnen brauchte. Dann hatte der alte, entthronte König für immer sein Reich verlassen und kam nicht mehr zurück; dann würde er bald in der eilenden Hast des Betriebes vergessen sein; sie hatten nicht Zeit, sich dergleichen Erinnerungsgedanken hinzugeben. Hier aber würde alles bleiben, wie es gewesen war, als wäre gar nichts geschehen.

Dann kamen ihm andere Gedanken. — Er hatte jetzt ja ein Recht auf Ruhe, hatte ein Leben voll Mühe und Arbeit zurückgelegt, nun winkte ihm ein ruhiger, sonniger Lebensabend voll beschaulicher Behaglichkeit im Kreise derer, die ihm noch geblieben waren. — „In allen Lebenslagen den rechten Gleichmut bewahren, wie so ein alter, rechter Philosoph!“ hatte der Berginspektor zu ihm gesagt. — „Das Unvermeidliche mit Fassung tragen! — Von Ihrem künftigen Wohnsitz aus werden Sie die ferneren Geschicke der Grube wie von einer erhabenen Warte aus verfolgen können. — Sie haben jetzt das Recht und die Zeit, sich auszuruhen mit der lächelnden Überlegenheit des Weltweisen.“ — Ja, wer das so könnte! War es ihm bei seiner letzten Grubensfahrt nicht gewesen, als müsse er in den tiefen Schacht hineinspringen, als müsse sich die Firste über ihm jählings öffnen und ein Bruch über ihn hinfallen, als müsse seine alte, liebe Grube seinen Leib noch im Tode umfassen, auf daß sie beide ewig miteinander vereint blieben! —

Ja, seine letzte Grubensfahrt vorgestern! Welch tiefes, bitteres Weh hatte ihn da erfüllt! Wie war sie ihm doch ans Herz gewachsen, seine alte, liebe Grube! Hätte er je gedacht, daß ihm der Abschied einmal so schwer fallen würde!

Eine lange, lange Fahrt war es gewesen. Über die ganze Hauptfördersohle war er da gegangen und hatte sich noch einmal berauscht an all dem gewaltigen, ruhelosen Treiben dort unten, an dem nimmermüden Pulsschlag des Betriebes. Hatte mit frohen Augen geschaut, wie die zahllosen Förderwagen mit den schwarzen Kohlen beladen durcheinander rollten, die Pferdezüge vorüberzogen, die Benzinlokomotiven mit ihren großen grünen Augen auftauchten, schnell vorbeiratterten und mit ihren leuchtenden roten Schlußlaternen wieder im Dunkel verschwanden. —

Alles, alles war gewesen wie sonst. Meldungen wurden ihm gemacht wie immer. Steiger und Förderaufseher kamen und gingen, und mehrmals mußte

er selbst eingreifen und mit Hand anlegen bei entgleisten Wagen und schlecht gestellten Weichen, so wie er's immer getan hatte, wenn er durch seinen Betrieb gegangen war. – Und weiter war er dann geschritten, vorbei an surrenden Ventilatoren, die den Arbeitspunkten die nötigen Luftmengen zubliesen, vorbei an seuzenden Pumpen, die unablässig die zusammenfließenden Wasser schluckten, und noch immer weiter schlucken würden, wenn längst niemand mehr an den alten Obersteiger dachte. – Dann kam er an einen Punkt, wo die Förderstrecke neu verzimmert und ausgebaut wurde. Zwei alte Zimmerhauer setzten neues Holz und grüßten den Obersteiger mit freundlichem Glückauf. Die Glücklichen wußten nicht, wie gut sie es hatten. Sie konnten noch Jahr und Tag hier weiterschaffen und dachten an keine Abschiedsstunde. – Allmählich war er in den Abbau gekommen, an den Kohlenstoß, wo die einzelnen Kameradschaften reihenweise an der Gewinnung der Kohle schafften. Alles flott bei der Arbeit. Die einen schrämten und unterhöhlten die Kohlenbank, die andern rissen schwere Abdrücke und Kohlenstücke aus dem Flöz herein, andere wieder schaufelten sie in die Förderwagen. Wie freundlich und wohlvertraut klangen ihm heute die kreischenden, stoßenden, knarrenden und knisternden Geräusche! – Aber die Leute blickten ihn alle so seltsam von der Seite an und blinzelten so eigen mit den hellen Augen aus den kohlenstaubbedeckten, schwarzen Gesichtern. Mancher mochte wohl darunter sein, der dachte: Es ist gut, daß der Alte jetzt geht. Lieber heute als morgen! –

Der Steiger kam und hielt ihm einen Vortrag, wie der Abbau sich an dieser Stelle so gut entwickelt habe, daß man bald die Bedingelöhne werde heruntersetzen können, und wieviel Reingewinn dann die Grube abwerfen werde. – Ja, das war dann nicht mehr seine Sache. Der Nachfolger konnte das alles vielleicht viel besser. Dann würde er später in den Zeitungen lesen, daß die Grube einen großen Aufschwung genommen, daß die Leistung erhöht worden, die Förderziffer gewachsen sei, daß neue, moderne Fördereinrichtungen geschaffen, viele Verbesserungen getroffen worden seien, an die auch er schon lange gedacht, die aber immer wieder liegen geblieben waren, weil man nicht recht dazu gekommen war. Und die Leute würden dann wohl meinen: Der Mann war allmählich alt geworden und seine Grube mit ihm. – Bei diesen trüben Gedanken ging der alte Obersteiger recht niedergeschlagen und zusammengedrückt daher. – Ihm war es immer die Hauptsache gewesen, das ihm vor Jahren anvertraute stolze Schiff so, wie es war, mit starker Lotsenhand sicher durch alle Klippen zu steuern. Gewiß, es war im Laufe der Jahre hier vieles veraltet, manches sogar sehr. Aber es war gut so gewesen die langen Jahre hindurch, und die Vorgesetzten hatten ihn immer gewähren

lassen. – Für eins jedoch konnte er voll und ganz einstephen: Der Geist war gut unter seinen Beamten wie unter den Arbeitern. Das wußte er, und darauf hatte er sein Leben lang gehalten. Man konnte sich auf sie alle verlassen. Und wenn einmal die Parole ausgegeben würde, die Förderung solle steigen, die Grube noch mehr Kohlen hergeben, alle würden am selben Strang ziehen. Dann rollten die Räder und surrten die Ketten, dann hämmerten die Bohrer, und Tausende von starken Armen schafften noch einmal so schnell. – Bei dem Gedanken hatte der Alte sich wieder emporgeredt, stand hochaufgerichtet, und ein Leuchten lag in seinen Augen. –

Ja, eine wehmütige letzte Grubenfahrt war es gewesen. Zuletzt hatte er noch ganz oben auf die Wettersohle gestanden, wo alle die engen Wetterstrecken zusammenlaufen, mit dem Sturmwind warmer, verbrauchter, von Modergeruch und Kohlenstaub durchsetzter Luft erfüllt. Heute atmete er das feuchtwarne Element mit einem gewissen Wohlbehagen ein, als wolle er die altgewohnte Grubenatmosphäre noch einmal voll und ganz genießen, bevor er für immer Abschied nahm. Dann aber war er in tausender Fahrt durch den Schacht zu Tage gefahren. Da wars ihm gewesen, als hätte im dröhnenden Schacht, unsichtbar, doch mit gewaltigem Griff, die Riesensaust des Berggeistes nach ihm gefaßt, ihn festzuhalten und nimmer hinauszulassen aus seinem düsteren Reich.

In tiefen Gedanken war der Alte langsam weitergeschritten, bald stehenbleibend und nachsinnend, bald um sich spähend und lauschend auf die tausend Regungen des betriebsamen Lebens, das von den Schächten der Grube her zu ihm herüberklang.

Jetzt stand er wieder auf seinem altgewohnten Beobachtungsposten oberhalb des Zechenhauses und überschaute durch den abendlichen Lichterschein das rastlose Leben und Treiben in der Rätterhalle, wo die von den Fördereschächten zutage gebrachten Kohlenmassen, wie in einem ununterbrochenen schwarzen Strome, von allen Seiten zusammenflossen, um durch die Separation in die einzelnen Verkehrsforten getrennt und dann in die Eisenbahnwaggons verladen zu werden. Schier unentwirrbar war das Gewimmel der klirrenden Ketten und kreisenden Becherwerke, der schwingenden Transmissionen und kreisenden Wipper, und zwischendurch zahllose kleine Förderwagen, die in geschäftiger Hast, scheinbar ungeordnet und regellos, aber doch nach einem bestimmten System emsig durcheinanderschwirrten. Dazu gab das große, schwere, lange Transportband, das in einem mächtigen Eisengerüst auf zahllosen kleinen Rollen gleitend quer über dem ganzen Gewimmel hingelagert war, eine nie verstummende, eintönige und schwermütige Grund-

melodie, die immer wieder hervorklang, so oft sie auch durch all das Poltern und Stampfen, Kreischen und Klirren unterbrochen wurde. –

Wie vertraut war dem Alten dieser ewig schwermütige, klagende Grundton mit der Zeit geworden! Wie war er immer aufgesprungen und hatte schleunigst nach Stock und Müze gegriffen, wenn der Ton einmal verstummt war und eine Störung in dem Betriebe einen Stillstand bewirkt hatte! Wie würde er dieses eintönige Lied in seinen künftigen Tagen vermissen! –

Drunten im Scheine der blauen Bogenlampen erblickte er, wie immer zu dieser Stunde, die stämmige Gestalt des Steigers Hurlig, der in all diesem Wirrwarr kraftvoll regierte und mit dem gewaltigen Bass seiner weithin vernehmbaren Stimme selbst den lautesten Lärm zu übertönen verstand! Lebhaft gestikulirte er mit beiden Armen, emsig ging er mit seinen kurzen, strammen Schritten hin und her, trieb hier die Förderjungen zu größerer Eile an, half dort ein paar störrige Wagen auseinanderschieben, drohte diesem und winkte jenem, und dabei immer dieselbe mächtige, weithin dröhnende und von allen gefürchtete Donnerstimme. –

Lächelnd sah ihm der Obersteiger zu. Ja, das war ein Mann nach seinem Herzen, ein goldner Kern in einer rauhen Schale. Aber er verschonte niemand mit seinen donnernden Schimpfsworten, selbst die Vorgesetzten nicht. Auch sie hatten Angst vor den Ausbrüchen seines Temperaments. Einmal war sogar der Obersteiger rasch in den Schacht gefahren und hatte ihn droben weiterschimpfen lassen, und der Berginspektor, der mit dabei gewesen, hatte laut dazu gelacht.

Drunten auf den Gleisen der Eisenbahn standen die fertig beladenen Waggonen. Ab und zu wurde einer durch eine kleine Maschine mit mächtigem Ruck in den Grubenbahnhof hinausgestoßen. Zu Kohlenzügen zusammengestellt, rollten sie bald darauf in eiliger Fahrt in die Welt hinaus. – Der alte Obersteiger blickte die Wagen ganz kameradschaftlich an, denn in zwei, drei Tagen würde er ebenso wie sie in die Welt hinausfahren, ein losgelöstes Glied, ein verlorengegangener Teil des großen Ganzen hier und heimatlos wie sie. – Und dann kam er an der Stelle vorbei, wo noch vor wenigen Wochen ein Unglücklicher zwischen den Puffern der Waggonen zermalmt worden war. Er hatte das mit ansehen müssen, ohne helfen zu können. Wochenlang hatte ihn der letzte, klagende Blick der angstvollen Augen verfolgt und würde ihn gewiß weiter verfolgen in alle Zukunft. –

In der Lampenklau, an der er jetzt vorbeisritt, hingen schon angezündet in langen Reihen die Grubengeleuchte der Nachtschicht. Am Verlesesaal standen die Leute in dunklen Gruppen zusammen. Sie machten ihrem alten

Obersteiger Platz, griffen an die Mütze, und manch einer sagte ein lautes Glückauf. Sie wußten alle, es war das letzte Mal. Der alte Herr kam ihnen heute ganz besonders klein und hilflos vor, so sehr hatte wohl dieser Anblick die ganze Wucht des Abschiedschmerzes heraufbeschworen und ihn ergriffen.

Langsam lenkte er seine Schritte zurück zu seiner Behausung. Lange, feuchte Lichtstreifen von den nahen Koksöfen leuchteten über seinen Weg. Hinter ihm glühte der Feuerschein zahlloser Lampen und Flammen, aber vor ihm und über ihm strahlten die ewigen Sterne. Ein Klang von Scheiden, Meiden und Abschied, all die wehmütigen Lieder, die er als junger Bursche auf der Wanderschaft und bei den Soldaten so oft angestimmt, sangen und klangen wieder durch seine Seele. Das Klingen wollte nicht mehr weichen, wie sehr er sich auch dagegen wehrte. — Dann hoffte er auf einen tiefen, erquickenden und traumlosen Schlaf, um Kraft zu sammeln für den folgenden Tag, der ihm wiederum Abschied, nichts als Abschied bringen sollte, eine schwere, langsame Marter für ihn. Aber er biß sich auf die Zähne: durchkämpfen bis zuletzt! Er gehörte nun einmal zu denen, die es immer so machen, wie sie es sich vorgenommen haben. —

Dann war auch der vorletzte Abschiedstag vorbei. — Der Bergtrat hatte einen großen Abschied veranstalten wollen mit feierlicher Rede vor versammelter Beamtenchaft. Da sollte der Scheidende mit Lob und Dankesworten unter Überreichung des beantragten Ordens in den wohlverdienten Ruhestand hinausbegleitet werden. Alle Vereine und Korporationen, denen er pflichtgemäß angehört, deren Mitgliedschaft mit seiner Stellung als Betriebsführer der großen Grube verbunden gewesen war, der Kriegerverein, der Knappschafts- und der Konsumverein, der Kirchenvorstand, der Gemeinderat und die Gesangs- und Turnvereine seiner Arbeiter, alle, alle sollten kommen und ihm danken für seine langjährigen, ersprießlichen Dienste. Und Ehrendiplome sollten ihm überreicht werden und zahllose Händedrucke zum Abschied und Wünsche für sein ferneres Wohlergehen und auf frohes Wiedersehen. Ein großer, würdiger Abschluß hatte es werden sollen mit Bergmusik, Festreden und Liederklang.

Da hatte der alte Obersteiger noch zeitig vorher seinen Direktor gebeten, von dem allen Abstand zu nehmen. Alles sei schön und gut gemeint, und er fühle sich durch soviel Anerkennung tief geehrt. Aber solch große öffentliche Abschiedsfeier sei zu schwer für ihn zu ertragen, seine erschütterte Gesundheit würde das nicht aushalten. Er habe nur den einen herzlichen Wunsch, möglichst still fortgehen zu können. Den möchten die Herren ihm erfüllen.

So war er denn pünktlich um elf Uhr im feierlichen schwarzen Rock, auf dem der neu verliehene Orden glänzte, auf das Bureau seines Direktors gegangen, um sich bei seinen Vorgesetzten abzumelden. Ein kurzes, stilles und herzliches Abschiednehmen, bei dem die guten Wünsche von Herzen kamen und zu Herzen gingen. Die alten, derben, verwitterten Bergmannshände und die jungen, schlanken der Vorgesetzten fanden einander in festem, herzlichem Druck und hielten sich lange, als wollten sie nicht voneinander lassen.

Am Nachmittag hatten sich alle Steiger und sonstigen Grubenbeamten vollzählig im Zechenhaus versammelt, um auch ihrerseits von ihrem alten Obersteiger Abschied zu nehmen. Alle waren gekommen. Voran das junge Blut, stramm, schneidig, verwegen, gestählt im steten Kampf mit den Elementen und den schleichenden Feinden der Tiefe. Dann die ältere Generation, Brauköpfe, die viele Jahre Schulter an Schulter mit dem Scheidenden gekämpft, allen Wechselfällen des Betriebes getrost hatten, erprobt und bewährt waren. Auch gebückte Gestalten waren darunter, frühzeitig bergfertig geworden, zermürbt durch Anstrengungen und Krankheit und nun über Tage auf leichtere Posten gesetzt. Dazu andere, schwierig zu behandelnde Geister von schlechter Disziplin, den Anordnungen des Alten nicht immer willfährig, mit denen es Reibereien gegeben hatte, wie wenn ein spröder Stein sich ins Räderwerk des Betriebes verirrt, sich nicht darin fügen will und überall anstößt. – Allen schüttelte der Alte kräftig die Hand, hatte für jeden ein herzliches Wort und sah ihm tief ins Auge, als wollte er die Spur des Geistes darin suchen, den er in ihnen großgezogen und dessen Pflege ihm die langen Jahre hindurch so sehr am Herzen gelegen hatte.

Als er aber dann dem Zechenhause den Rücken kehren mußte und Abschied nahm von seiner kleinen Amtsstube, wo die Wände bedeckt waren mit den Plänen, Flözprofilen und Zeichnungen seiner Grube, wo an der Wand die Erfolge seiner langjährigen Arbeit in Tabellen und Förderziffern verzeichnet standen, wo alle Tische, Schränke und Gestelle, wie immer, mit einer feinen Schicht von Kohlenstaub bedeckt waren und aus einer Ecke seine alte, wohlvertraute, messingene Grubenlampe grüßte, da war es ihm, als ob seinen Füßen die Kraft versage, als ob sie hier festgewurzelt seien für immer. Als er dann vor der Tür die vielen Bergleute stehen sah, die bisher mit allerhand Anliegen zu ihm gekommen und ohne Unterlaß, wie bei einem Taubenschlag, ein und aus gegangen waren, und die jetzt ihren alten Obersteiger mit großen, fragenden Augen und etwas verlegenen Gebärden anschauten, da fühlte er

beim langsamen Hinausschreiten in der Herzgegend einen tiefen, brennenden Schmerz.

Dann der letzte Tag: Schwere Oktobernebel ruhen auf den Wiesen im Thal und über den bunten, farbenprächtigen Wäldern. Der frische Erdgeruch des Herbstes liegt allenthalben in der Luft. Mit ihm mischen sich die scharfen, reizenden Dünste aus der brennenden Bergehalde, die, schon vor Jahren in Brand geraten, immer und immer wieder gelöscht wird, aber dennoch weiter schwelt. Von den Ebereschensäumen an der Landstraße fallen trauernd gelbe und bräunliche Blätter bald einzeln, bald scharenweise zu Boden, und ein schwaches, kühles Lüftchen, das ab und zu durch die Nebelmassen segt, scheucht Schauerregen von Lautropfen hernieder. In Obersteigers Garten nicken die purpurnen Georginen über den Zaun, und das Astersbeet steht noch in vollem Flor. Gestern mittag noch haben die beiden blonden Obersteigerstöchter einen leuchtenden Blumenstrauß gebunden, ihn als Andenken und letzten Gruß mitzunehmen in die neue Heimat.

Ja, dort neben dem Astersbeet war immer so ein trauliches Ruheplätzchen gewesen. Da hatte der Vater so oft des Abends mit seiner langen Pfeife gegessen und unentwegt die blauen Tabakswolken in den stillen Abend geblasen. Von hier aus konnte er sogar in aller Behaglichkeit seinen Betrieb überwachen, denn durch eine Lücke im Zaun sah man in der Ferne die kleinen Förderwagen rastlos hin- und herrollen. Von hier aus hatte er in seinen Krankheitstagen so oft die Wagen gezählt und heimlich gelauert, ob nicht allzulange Betriebspausen entstünden. Sie sollten dahinten nicht denken, wenn der Alte krank sei, könnten sie dort machen, was sie wollten. Und wenn es einmal zu arg geworden war, hatte er flugs einen Zettel hinüber ins Zechenhaus geschickt. Hals über Kopf war der Botenjunge gesprungen, und kopfschüttelnd hatte drüben der Fördersteiger gemeint: „Nein, ist das ein Mann! Selbst wenn er krank zu Hause sitzt, hat man keine Ruhe vor ihm! Soll man's für möglich halten!“ – Nachher aber hatte es keine Betriebspause mehr gegeben. – Auch das war jetzt für ihn vorüber und gehörte nur noch der Vergangenheit an.

Vor dem Obersteigerhause war inzwischen ein Chaisenwägelchen vorgefahren. Etwas klein, dürftig und altmodisch, aber der Rutscher hatte sich extra fein gemacht für die Abschiedsfahrt des alten Herrn. Auf der Straße stehen und liegen noch wirr durcheinander Kisten und Kästen, Stroh, Papier und sonstige Abfälle; denn der Möbelwagen war schon gestern abgefahren, und der Kest des Hausrates sollte heute mittag abgeholt werden. Auch die Frau und die Töchter waren bereits in die neue Heimat vorausgefahren. Der Alte

hatte es so haben wollen. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, ganz allein zu sein; da war nichts zu machen gewesen.

Eben sieht man ihn langsam aus dem Hause kommen. Einen dicken Reisemantel hat er umgehängt, und etwas schwer stützt er sich auf seinen Schirm. Der Kutscher springt dienstfertig vom Bock und ergreift die altertümliche bestickte Reisetasche, der Alte aber macht ein etwas unwilliges Gesicht; er denkt an die lange Pfeife. Könnte er die doch wenigstens jetzt in Tätigkeit setzen, das wäre ihm Trost, Ablenkung und Genuß zugleich. Aber gerade jetzt ginge das wohl nicht. Da hätten sie ihren alten Obersteiger zum Schlusse gar noch ausgelacht.

Jenseits der Straße am Waldrand steht eine Schar Männer, dicht zusammengedrängt, fröstelnd und erwartungsvoll. Das sind die vom Beamten- gesangverein, die gerade dienstfrei sind, meist Grubensteiger mit blassen und wetterharten Gesichtern. Wie der Obersteiger sichtbar wird, hebt einer von ihnen die Hand, läßt sie wieder langsam sinken, und die Klänge eines Abschiedsliedes schweben, zuerst leise, dann mehr und mehr anschwellend, durch den Herbstnebel herüber:

„Brüder, nun ade!
Scheiden zwar tut weh,
Scheiden ist ein bitteres Leiden.
Wer es gut gemeint,
Bleibt mit uns vereint,
So als gäb es gar kein Scheiden ...“

Stramm aufgerichtet steht der Alte da und lauscht und lauscht. Leicht zur Seite geneigt ist das scharfgeschnittene Gesicht mit dem eisgrauen Bart. – Leise verklingt das Lied. –

Nun nähern sich langsam beide Teile, die Sängergruppe und der alte Herr. Allen reicht er mit Nachdruck die Hand: „Wer es gut gemeint, bleibt mit mir vereint, – wie Sie eben so schön gesungen haben ...“

Weiter kommt er nicht. Er stockt und beginnt auf einmal schwer zu schlucken. Dreht sich dann aber plötzlich um, mit einem ganz jugendlich elastischen Ruck. Nur wer ganz rasch zugesehen hatte, konnte zwei große, schwere Tränen langsam in den eisgrauen Bart herabrollen sehen. –

Mit festen, strammen Schritten war der Alte wieder zu seinem Wagen zurückgegangen: „Vielen, vielen Dank, meine Herren. Glückauf! Glückauf!“ Schwer sinkt er ins Polster, winkt noch zwei-, dreimal mit der Hand, und schon haben die kräftig anziehenden Pferde das Wägelchen in Bewegung gesetzt.

Fort geht's nun, immer weiter in den grauen Nebel hinein. Klein, gebückt und in sich zusammengesunken lehnt der alte Mann in seinem Wagen. Er lauscht und lauscht und hört in der Ferne noch lange, doch allmählich immer schwächer werdend, das melancholische Lied der Transportbänder und auch das Knirschen der Becherwerke mistöhnend dazwischen. Bald wird auch das leiser und leiser. Vorbei geht's noch an einigen Schuppen und Magazinen, vorbei am Holzlagerplatz, wo die großen Vorräte an Grubenholz ihm immer ein Dorn im Auge gewesen waren; denn sie kosteten soviel Geld, und das drückte auf den Reingewinn. Und richtig: das Bittertor am Eingange zum Holzplatz war wieder nicht abgeschlossen und stand sperrweit offen. Wie oft hatte er das rügen müssen, und immer wieder wurde es vergessen! Es waren in der letzten Zeit soviel Diebstähle vorgekommen. Sollte er sein Wägelchen halten lassen, das Tor abschließen, zum letzten Mal? – O nein, nein, auch das war jetzt für immer für ihn vorbei. Das war jetzt Sache dessen, der nach ihm kam. Er, der Abgedankte, hatte jetzt nichts mehr zu sagen, saß still in seinem Wägelchen und hatte gerade noch Zeit, mit seinen alten, müden Augen von allen den wohlbekannten und altvertrauten Dingen rings umher ganz stillen und stummen Abschied zu nehmen. –

An der letzten Wegbiegung mußte er noch einmal Umschau halten; denn dahinter kam der dichte, hochstämmige Buchenwald, und darauf ging's jenseits ins Tal hinunter. –

Er sah lange, lange unverwandt nach rückwärts, wo eine wohlbekannte Wolke düstern, dunkeln Rauches schwer über dem ganzen Tale hing. Zwei, drei hohe Schornsteine starrten aus dem Gemisch von Rauch und Nebelschleiern trotzig empor. Sowie der Wagen in der nächsten Kurve nach links bog, tauchte auch noch das Eisengerüst des Mathildenschachtes mit seinen schlanken, zierlichen Formen hinter einer Baumgruppe grüßend hervor. Rastlos drehen sich die Räder auf seiner Spitze, über die zwei Seile schleudernd und schlenkernd in den Schacht hinabführen, um die beiden Förderschalen in ewigem Wechsel herauf- und hinunterzuholen.

Wieder alles wie sonst; keine Rast noch Ruhe, die Förderung in vollem Gange. Die übrigen Schächte waren zwar nicht sichtbar, doch überall, an allen Ecken und Enden drehten sich ohne Unterlaß die Räder, sausten die Kohlenwagen, klirrten die Ketten, knirschten die Becherwerke, – und tief drunten in der finstern Teufe waren jetzt wieder alle die Tausende fleißiger und starker Arme in rastloser, schwerer Arbeit tätig. Alle die Klänge und Töne, das Sausen, Knarren und Tosen, das Rauschen der Wasser und Donnern der Sprengschüsse, das Pfeifen und Schnauben der Maschinen und das

Dröhnen der Schächte, alles Klang jetzt wieder zusammen in die eine, große, gewaltige Melodie.

Ob die da unten in der Erde Schoß wohl daran dachten, daß ihr bisheriger Herr und Meister jetzt droben in seinem kleinen Chaisenwägelchen über sie hinwegfuhr, weit weg nach jenseits der Berge, um niemals wiederzukommen? Wohl kaum einer von ihnen. Sie hatten dafür auch keine Zeit in ihrem rastlosen Ringen voll Mühe und Arbeit, voll Not und Segen. Sie dachten nur immer an das Gegenwärtige, bestenfalls an das Zukünftige, aber was vergangen, war bald bei ihnen vergessen.

Da überkam den alten Obersteiger eine feierliche, fast andächtige Stimmung, so, als ob er seine alte, liebe Grube noch segnen müsse, auf daß sie viele, viele Jahre gute Früchte bringe, von allen Gefahren der Tiefe verschont bleibe und gedeihen möge immerdar. –

Der Wagen war in den Buchenwald eingebogen. Dem hatte der Herbst ein prächtiges Festgewand übergeworfen, aus Purpur und lauterem Gold. Die ersten kecken Sonnenblitze strahlten frohgemut durch Nebel und Dunstschleier und leuchteten auch dem einsamen alten Manne in sein abschiedmüdes Herz. – Da raffte er sich auf, zwang mit aller Energie die Gedanken in eine andere Richtung und begann sich auszumalen, wie nun für den Rest seines Daseins sich alles gestalten werde. Er war sein Leben lang gewohnt gewesen, Pläne und weitauschauende Projekte zu entwerfen. Die hatten jedoch immer nur der Grube gegolten, ihm selbst am wenigsten, etwas mehr den Seinen. Nur über die Möglichkeit des Abschieds von seiner Grube hatte er nie recht hinwegkommen können.

Drüben in der fröhlichen Pfalz, am Ostabhange des Hardtgebirges, wo von Norden her die blauen Höhen des Donnersberges herübergrüßen und der Blick weithin über Rebengelände und glückliches Gartenland schweift, hatte der Obersteiger schon vor einiger Zeit ein kleines Anwesen erstanden: Ein Häuschen in einem köstlichen Garten voll zahmer Kastanien und edler Obstbäume, wo schon im März die Pfirsichblüten zartrosa Schleier um die Äste woben und noch spät im November die fröhliche Herbstsonne warm über den Blumenbeeten lag. Dort wollte er seinen Alterssitz aufschlagen. Da konnte er, ganz der Ruhe hingegeben, sich seiner Familie besser widmen als in seinem bisherigen Leben voll Arbeit, Sorgen und Unrast. Dort würde wohl auch wieder ein Astersbeet blühen, daneben man des Abends lange im Freien sitzen und die lange Pfeife rauchen konnte. – Im Winter aber würde er allabendlich im Weinstübchen des Ratskellers voller Behagen sein Schöppchen Pfalzwein trinken. Alle würden sie dann um ihn herumsitzen, die alten

Stammtischgäste, der Herr Rechnungsrat und der Herr Hauptlehrer, der Herr Rentmeister und der Herr Amtsrat. Sie würden sich vieles zu erzählen haben von alledem, was tagsüber im Städtchen passierte, und von den ernstern und wichtigeren Dingen draußen im Reich. Und jeden Tag würde es dasselbe sein, bald mit diesem, bald mit jenem kleinen Unterschied. Es würden auch Tage kommen, da einer von den Plätzen am runden Tisch leer blieb, und sic des Abends stumm, feierlich und nachdenklich beieinandersitzen würden; denn sie hatten am Nachmittag einen der Ihrigen hinausgetragen müssen, der ein stiller Mann geworden war.

Er aber, der Obersteiger a. D., saß dann mitten unter all den Weißbärten und lauschte den oft und immer wieder gehörten Scherzen und Erzählungen, gab auch selbst einiges hinzu aus seinen Erinnerungen und Erfahrungen und war ein gern gehörter Erzähler und ein lieber Gast. Aber aus seinem langen und schönen Bergmannsleben werde er nicht viel erzählen; das müßte ihm zu wehe tun. Sie würden ihn auch nicht verstehen, er auch nicht gut berichten können; denn er hatte ja sein altes Bergmannsherz dort unten lassen müssen. Das hatte er tief im Schoße seiner alten, lieben Grube für immer begraben.

Der singende Philosoph

Von Robert Kurpiun (um das Jahr 1910)

Es war schon März, da machte der scheidende Winter noch einen letzten Abschiedsbesuch. Schnee und Regen trieb er im Sturm über das erwachende Land. In der Nacht aber wurde er fein still, ließ Mond und Sterne zwischen weißen Lämmerwolken hindurchschauen und ein zahmes Fröstlein kommen. Dann noch ein wenig weichen Schnee sacht und leicht über Bäume, Sträucher und Halden geschüttet, und – es war wie im Januar.

Am frühen Morgen schien hell die Sonne, als ich die breite Landstraße zur Stadt hinausging. Die Bäume zu beiden Seiten trugen Schnee auf Zweig und Zweiglein und glichen zwei Reihen gepuzter und weißgepudelter Herren und Dämchen in Rokototracht, die sich soeben die Hände zum Tanze reichten. Im weichen Schnee auf den Erzhalden wälzten sich wohligh die Raben, die schwarzen Wintervögel, wuschen ihr Kleid rein und verkrächten ihren gestrengen, frostigen Herrn. Über dem Schnee aber, hoch oben in der blauen Luft, durchslutet von Sonnenlicht, sang die erste Lerche den Frühling ein.

Niemals waren Winter und Frühling, diese beiden Erbfeinde, in innigerer Harmonie beisammen gewesen. Daher war es eine Lust zu wandern. –

Klipp – Klapp, Klapp – Klipp! in unruhigem, regellosem Tempo. Eine Steinklopfergesellschaft am Wege beginnt soeben ihr Tagewerk. Schutzbrillen tragen sie und knien oder sitzen auf dicken Strohlissen. Die Rechte führt einen spitzigen Hammer mit langem Stiel; die Linke, durch Tuch- oder Ledersezen gegen Fehlhiebe und Erschütterungen geschützt, holt die Steine heran und hält sie unter den Hammer. Ein kunstloses Lattengerüst, mit alten, zerfetzten Decken behangen, ist als Schuttschild gegen den Wind gestellt. Auch darauf lastet dicke Winterschnee. Darunter aber atmet die Arbeit; denn auch in dieser Hütte will es Frühling werden. –

„Zuerst mein Pfeifchen in Brand,
und dann – und dann –
das Mädel bei der Hand!“

Der das sang, war ein älterer Steinklopfer, der letzte in der Reihe. Einen lustigen Schmiedegesellen hörte ich einmal. Er schlug klingend den Amboß, daß die Funken stoben und sang dabei: „Still ruht der See“. Einen Steinklopfer hatte ich noch nie singen gehört. Jetzt brennt seine Pfeife; jetzt nimmt er das Mädel – den Hammer – in die Hand.

„Sing nicht, Hannes; 's ist noch Winter!“ ruft sein Nachbargenosse.

„Was weißt du, alter Kabe! 's ist Frühling heut!“ entgegnet er lustig. Dann dreht er sich um und kniet mit dem linken Bein umständlich auf sein Strohkissen nieder. Da sehe ich, daß er einen Holzfuß hat.

Ein Steinklopfer mit einem Stelzfuß – und singt! Merkwürdig! Ich bleibe stehen. Er summt durch die Zähne. Ich betrachte ihn. Das scheint ihn zu stören.

„Der Herr hat wohl nichts zu tun am schönen Morgen?“

„Ihr fangt ja auch erst an.“

„Der Tag ist lang.“

„Bei mir war es die Nacht.“

„Ha ha! In der Kneipe mit den andern verschwiemelt! Glaub' schon!“

„Seh' ich so aus?“

Er hebt seine Schutzbrille; ein paar kluge, lustige Augen blicken mich forschend an.

„Eigentlich nicht! Was machen Sie denn da so spät in der Nacht?“

„Ich sitz' am Schreibtisch und schreib' Geschichten.“

„So, so!“ Eine kleine Pause. Dann fährt er fort: „Der Tag ist aber zur Arbeit da, die Nacht zum Schlafen.“

„Die Arbeit schafft am besten, wenn Gelegenheit und Stimmung am besten sind.“

„Da könnt' mancher lang warten! Warum denn in der Nacht?“

„Da ist alles still und dunkel. Ich sehe nichts, höre nichts außer mir und bin nur in mir; da kommen die Gedanken am besten.“

„Der Herr hat recht. Mir geht's am besten, wenn die Sonne scheint und die Vögel singen. Haben Sie schon die Lerche gehört?“

„Ja! Darum singt Ihr wohl auch?“

„Ja! Das ist heut' das erstmal draußen. Ich paß' schon über eine Woche auf. Die Lerchen sollen ja schon am Matthiastag kommen.“

„Sie haben sich dies Jahr verspätet.“

Hannes war bereits in voller Tätigkeit und ließ sich durch das Gespräch nicht stören. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus, mit wieviel Geschick, Sicherheit und Schnelligkeit er arbeitete.

„Ist ein schweres Brot, das Steinelklopfen“, sagte ich.

„Nicht schwerer als jedes andere.“

„Wieviel verdient Ihr in der Schicht?“

„Im Bedinge drei Mark und drüber, wenn's gut geht.“

„Und die andern auch?“

„Wenn sie wollen, ja!“

„Sie können's aber nicht so wie Ihr.“

„Ich bin auch ein Bergmann, da lernt man die Steine verstehen.“

„Verstehen?“

„Ja, Herr! Jeder Stein hat so seine Art wie der Mensch, und die versteh' ich, wenn ich ihn nur recht anseh' oder mit meinem Eisen anrühre. Seh'n Sie diesen hier!“ – Hannes berührte mit dem Hammer ein großes Stück Bleischlaacke – der klingt klapprig. Ein leichter Hieb, und er geht in Stücke. Da wär' ich ein Narr, fest zuzuschlagen und meine Kraft dran zu verschwenden. Seht!“

Ein leichter Schlag, und der Stein zerfiel in mehrere kunstgerechte Stücke, die die Linke zur Seite schob.

„Fertig!“ sagte er.

„Wie beim Menschen“, meinte ich.

„Sie verstehen mich, Herr; einem weichen Menschen oder der schon Sprünge und Risse in sich hat, darf man nicht mit dem Großhäufel beikommen. Da zerstört man alles. Aber diesem Dickkopf hier,“ – Hannes raffte einen harten, runden Stein herbei – „dem muß man gleich fest eins aufs Dach geben, damit er merkt, daß das Leben ernst ist. Wie beim Menschen, Herr; hab's selbst durchgemacht.“

„Und singt doch! Ihr seid ein Philosoph, Hannes!“

„Ich weiß nicht genau, was das fremde Wort bedeutet, Herr; aber ich mach' mir so meine Gedanken bei der Arbeit. Und es gehen und fahren und reiten hier so viele Leute auf der Straße an mir vorüber. Da sieht man und hört viel und muß auch wieder darüber nachdenken.“

„Und wann habt Ihr zu denken angefangen, Hannes?“

„Als sie mir unten vor Ort eins auf meinen dicken Kopf gaben, da hat's angefangen. Dem Kopf hat's nicht geschadet, aber das Bein hier ist kürzer geworden.“

„Wie kam das?“

„Seht, Herr! Mein Vater hat dreiundzwanzig Jahre an mir herumgedoktert; half nichts. Er sagte, ich wär' ein Lump. Da ließ in einem einzigen Augenblick der Herrgott ein paar handfeste Gesteinstücke auf mich fallen, und die Lumperei hatte mit einem Mal ein Ende.“

„Seid Ihr lange krank gewesen?“

„So an sieben Monate lag ich. Da haben sie an mir herumgefäbelt, nicht zu knapp. Und als ich eines Tages aufwachte, da sah ich, daß ich niemals mehr kalte Füße kriegen konnte.“

Der Hannes mußte jetzt gerade auf einen besonders harten Dickkopf gestoßen sein. Er hieß mich zur Seite treten. Dann faßte er den Hammer mit beiden Händen ganz oben am Ende des Stiels, verzog das Gesicht und führte einen Schlag, daß die Funken stoben und die Steinspäne nach allen Seiten auseinanderspritzten.

„Da seid Ihr zu beklagen, Hannes“, sagte ich.

„Wer sagt das? Herr! Denn an jenem Tag hat das Denken angefangen. Aber das war schwer, bitter schwer! Schwerer als Steinklopfen, Herr, bis man mit dreiundzwanzig Jahren rechtschaffen dahinter kommt, daß das Leben mehr ist als Brot und Schnaps und Weiber!“

Der Steinklopfer hielt einen Augenblick inne.

„Neben mir lag einer, ein Evangelischer, der gab mir ein Buch, seine Bibel. Er sagt', es wär' gut drin zu lesen für meine Not, und man käm' drüber weg. Da las ich. Und es war gut, und ich kam drüber hinweg. Der andere auch. Nach acht Tagen trugen sie ihn auf den Friedhof.“

„Und Ihr wurdet gesund.“

„Ja, Herr; innen und außen. Der eine Fuß war wohl fort, aber was ich damit verlor, hat mir der Herrgott doppelt in meine beiden Fäuste gegeben. Das Buch hab' ich noch. Ich bin katholisch, aber das Bibelbuch des andern liegt obenauf bei meinen Büchern.“

Der Steinklopfer fuhr mit der Hand über die Stirn und starrte eine kurze Weile hinaus ins Feld. Dann nahm er seine Arbeit wieder auf. Mir war, als summte er eine Weile vor sich hin.

„Bücher habt Ihr?“ fragte ich.

„Ja!“

„Wie kamt Ihr dazu?“

„Zuerst las ich aus langer Weile. Dann machte es mir Spaß. Zuletzt hatte ich Freude dran und kam nicht mehr los. Da kaufte ich mir selbst Bücher. Keinen Schund, Herr! Man kriegt ja heute schon für ein paar Pfennig was Gutes.“

„Jetzt begreif' ich Euch. Und so wandert Ihr auf Eurem Einbein besser durchs Leben als mancher auf zweien.“

„Mag sein, Herr! Aber ich hab' mir ein zweites genommen.“

„Ein totes, hölzernes; ich versteh'!“

„Nein, ein lebendiges, fleischernes!“ Hannes lachte.

„So, wie denn?“

„Ein Weib!“

„Als Ihr verunglückt war't?“

„Ja! Das wundert den Herrn! Glaub's! Sind ein bunt' Volk, die Weiber!“

„Das müßt Ihr mir noch erzählen, Hannes!“

„Wenn's Ihnen Spaß macht!“

„Nicht bloß Spaß; lernen will ich von Euch! Man lernt nie aus.“

„Besonders mit den Weibern nicht, das stimmt. Also, ich sag' schon vorher: mein Vater nannte mich einen Lump, einen Windhund in meiner Jugend. Hatte recht. Ich trank und sponsierte mehr und arbeitete weniger, als nötig war. Drei Mädels hatt' ich; in jedem Dorf eine. Aber geheiratet hätt' ich sie alle drei nicht.“

„Und doch hat Euch eine von den dreien genommen?“

„Nein, Herr, das war die vierte!“

Ich mußte lachen, und er freute sich seines Witzes.

„Ja, da werd' einer aus den Weibern klug! Als ich gesund war, wollt' ich die vierte gern; aber sie wollt' den Bux nicht. Als ich dann Krüppel wurde, durst' ich nicht mehr an sie denken. Da nahm sie mich.“

„Sonderbar!“

„Ja! Ich hab' viel drüber nachgedacht. Sie sagt, sie hätt' mich aus Mitleid genommen. Glaub' ich aber nicht. Sie hat gedacht: In die Kneipe und den Mädels nachlaufen kann er jetzt nicht mehr, da werd' ich mit dem Einbein schon fertig werden.“

„Na, und wie habt Ihr's getroffen?“

„Gut, Herr! Ist ein rechtschaffenes Weib. Fünf Kinder haben wir, und sie hält alles richtig in Ordnung.“

„Und Euch hat sie auch untergekiegt?“

„Nein, Herr; das mit dem Mitleid hab' ich ihr bald ausgetrieben.“

„So, wie denn?“

„Zuerst wollt' sie austrumpfen, als ob sie mich ernähren müßt'. Aber ich hatt' meine Unfallrente. Das ist schon was, reicht aber nicht zum Leben. Da

wurd' ich Steinklopfer. Es ging schlecht zu Anfang, wegen dem Bein. Aber es mußte gehen, ich wollt's haben. Und jetzt geht's, wie Sie sehen."

„Bravo! Ihr seid ein Mann, Hannes! Aber was tut Ihr im Winter, wenn's keine Arbeit gibt?"

„Das hat mir zuerst auch Sorge gemacht. Da sah ich einmal einen schön polierten Würfel aus Steinkohle und dacht': den könnt'st du auch machen. So hab' ich's gelernt und mache Broschen, Würfel, Schreibzeuge und allerlei anderes. Man hat wenig Handwerkszeug dazu nötig, und die paar brauchbaren Kohlenstücke gibt mir der Obersteiger umsonst. Es geht immer besser, bringt was ein und macht mir Spaß."

„Und Eure Frau?"

„Die machte mir auch Spaß, Herr. Sie hat geschuftet für drei und wollt' mich nicht hochkommen lassen. Ich auch. Das ging so an die zwei Jahre. Da merkte sie, daß sie nicht mitkam und gab klein bei. Und jetzt schaffen wir zusammen."

„Da seid Ihr also auch ein Bildhauer geworden und werdet das Steinklopfen wohl bald lassen?"

„Bildhauer?" Er musterte mich, als ob er hinter dem Worte eine verdeckte Anspielung witterte. Dann lächelte er:

„Nein, Herr; soviel bringt diese Kunst doch nicht. Und dann: ich freu' mich immer, wenn ich die Sonne seh' und hör' die Vögel singen. Hab' das jahrelang da unter Tag vermißt und hat mir immer leid getan."

„Ah, so! Drum seid Ihr so froh und singt bei der Arbeit mit der Lerche oben."

„Mag sein! Ich hab' Frieden zu Haus und auch draußen. Die Kinder geraten – dafür sorgt das Weib –, gegen den Hunger hilft die Arbeit, und was Sie hier draußen beim Spazierengehen suchen, Herr, find' ich auch."

„Und wenn's mal löddrig geht?"

„Dann seh' ich mal runter nach meinem Bein. 's ist damit gegangen die Zeit lang, vielleicht besser als mit zweien. Und da fällt mir dann die Dummheit ein, es könnt' am End' auf zwei Holzbeinen noch besser gehen."

Ich schwieg, denn ich wußte nichts zu sagen. Der Mann mit dem Holzbein, der da an der Landstraße singend seinen Hammer schwang, gab mir jenes uralte und doch nie erschöpfend zu lösende Welträtsel des Leidens auf. Aber für ihn schien es restlos gelöst zu sein. Glücklicher Mann!

Es war mir, als ob er mein Schweigen verstünde. Er hielt inne, blickte mich prüfend an und sagte bedächtig:

„Und dann kommt noch was, weswegen ich gern Steinklopfer bin."

„Ihr habt Eure Freud' an den törichten Leuten, die hier vorbeilaufen oder Euch die Zeit stehlen, wie? Aber ich geh' schon.“

„Sie haben recht, Herr! Aber Sie können bleiben, das stört mich nicht. Wieviel hundert Menschen gehen hier tagüber vorbei! Die denken, ich seh' nichts hinter meiner Brille; aber ich seh' alles. Was sind das für traurige Leute, die meisten! Sie stieren auf die Erde und sehen und hören nichts von Sonne, Lerchen und Himmel. Manche torkeln besoffen vorüber oder brüllen, wie das liebe Vieh, oder zanken und prügeln sich auf dem Wege, wenn Lohnung gewesen ist. Andere, Reiche und Arme, schleppen ihre Krankheiten und Sorgen an mir vorüber. Das kann ich ihnen alles vom Gesicht ablesen, Herr. Ich glaub', ich hab' einen kleinen Blick dafür. Was sind das für traurige Leute in unsres Herrgotts großem Lustgarten! Das Herz tut einem weh. Dann sag ich mir: Es muß doch auch ein paar frohe Käuze geben, streck' mein Holzbein vor, pfeif' mir ein Lied oder ruf' diesem oder jenem ein gut' oder lustig' Wort zu. Vielleicht hilft's ihm, auch froh zu sein, wenn er das Einbein sieht, das an der Landstraße Steine klopft und sich eins vorsingt. Ich glaub', Sie hat's auch gefreut, Herr; oder ich hab' Ihnen was zu raten aufgegeben.“

„Sonst wär' ich nicht stehen geblieben, Hannes!“

„Seh'n Sie, so kann selbst ein Krüppel von Steinklopfer andern helfen oder sie zum Nachdenken bringen, wenn sie wollen. Aber sie wollen nicht immer, oder sie lassen die anderen zuviel für sich denken, oder sie können's auch nicht. Das ist dann das Unglück!“

„Sagt, Hannes, seid Ihr immer so sicher und seelenfroh gewesen?“

„Nein, Herr! Es gab eine Zeit, da saß ich fest bei den Roten.“

„Und jetzt nicht mehr?“

„Nein!“

„Warum nicht?“

„Ach, Herr, die mag ich nicht! Das sind ja die traurigsten von allen! Die können gar nicht singen, nicht mal ordentlich lachen! – Und wenn's schon Elend gibt auf der Welt, Herr, – ich halt's mit dem lachenden. Das Heulen laß ich den anderen.“ –

Die Worte des singenden Philosophen an der Landstraße lagen mir noch lange im Sinn, als ich meinen Weg fortsetzte. Da ich nach einer Stunde dieselbe Straße zurückkehrte, hatte der Wind sich gedreht, der Schuttschild war mitgewandert und verdeckte mir die Aussicht auf den Steinklopfer. Ich hörte ihn aber zwischen den Schlägen leise vor sich hinsingen und lauschte hinter

dem Schilde. Da vernahm ich zwischen seinen Hammerschlägen den letzten Vers eines altbekannten Bergmannsliedes:

„Sie brauchen nicht Schätze, nicht Güter,
nicht Ehre und äußeren Schein,
nur Arbeit, ein Liebchen und Lieder,
um glücklich hienieden zu sein.“

Etwas altfränkisch für unsre brave Zeit, dachte ich; aber es war wohl sein Wahlspruch geworden. — Und wenn's hilft — —

*

Als ich ein Bursche von acht Jahren war, brachte mein Vater mir bereits die Geheimnisse des Rechnens mit gemeinen Brüchen bei. Das war oft eine gemeine Quälerei für uns beide. Denn mein Vater war kein Pädagog, sondern ein biederer Landmann. Wenn es dann mitunter soweit kam, daß ich den Mut und er die Geduld verlor, sprang er auf und schalt: „Dummer Bengel, nicht mal Steinklopfer wirst du werden!“

Seit ich den Steinklopfer Hannes kennen gelernt habe, glaub' ich nicht mehr an das Unglück des Steinklopfertums, wohl aber daran, daß es ein Unglück ist, wenn man sich in den „gemeinen Brüchen“ des Lebens nicht zurechtzufinden vermag. —

Sein Junge

Von Robert Kurpiun (Um das Jahr 1910)

Wie im leichten Spiele drehen sich hoch oben auf ihrem kunstvollen Gerüst die Seilscheiben des Kohlschachts. Zitternd und schwingend gleiten die Förderseile über die Räder hinweg; das eine mit spähemd Auge hinabfahrend in das dunkle Tor der Tiefe, um Schätze zu suchen, das andere, die gefundene Beute heraufhebend zum Licht der strahlenden Sonne.

Und nimmer nimmt das schwankende, lautlose Spiel ein Ende. Erwacht Frau Sonne am tauigen Morgen, reibt sich den Schlaf aus den Lidern und sendet den ersten Blick nach dem hohen Gerüste, so findet sie die beiden Scheibenbrüder schon bei voller Arbeit. Und wenn sie nach vollendetem Tagwerk sich mit dem Zipfel ihrer blauen Wolkenschürze die müden Augen wischt, die so viel und scharf und weit schauen müssen, und dann die Vorhänge ihres Himmelbettes hinter sich zuziehen will, so wundert sie sich, daß die beiden Brüder immer noch tätig sind. Und erschiene sie gar in der tiefen Nacht, in einen schwarzen Mantel gehüllt und dichte Schleier um die Lichtaugen, und höbe sich spähemd hinter den Bergen empor, sie käme aus dem Staunen gar nicht heraus: die beiden da oben drehten sich noch, wenn auch ein wenig müde und hin und wieder ausruhend und frische Kraft schöpfend.

Unten aber in der schwarzen Tiefe dieselbe Unrast, dasselbe Hasten, Jagen und Schaffen bei Tag und bei Nacht. —

In schmaler Strecke, dicht hintereinander, schreiten schweigend drei dunkle Gestalten im Rittel der Arbeit.

Matte Grubenlämpchen beleuchten ihren einsamen Pfad. Bei jedem Schritt schwanken die flackernden Flammen hin und her. Gespenstisch huschen auf der anderen Seite der auschreitenden Männer ihre Schatten an der schwarzen Kohlenwand mit. Unheimlichen, wesenlosen Kobolden gleich scheinen sie Unheil verkündend die Männer der Nacht zu verfolgen. —

„Nun, da hat uns der Steiger wieder zusammengegeben“, unterbricht der an der Spitze marschierende Vorhauer Mainke das Schweigen. Er ist ein schon bejahrter Mann, seine Haltung durch die harte Arbeit gebückt; aber trotzdem zeigt der rüstig ausgreifende Schritt des Alten an, daß seine Kraft noch nicht verbraucht ist.

„Ja, Vater,“ entgegnet sein ihm folgender Sohn, „ich hab' ihn drum gebeten, daß er uns auf eine Nummer legt wie früher. Du bist alt, da kann ich dir helfen, und wir verdienen wieder mehr.“

„Oho, Martinek! So alt und schwach, wie du denkst, bin ich noch lang nicht! Meine Knochen sind an Arbeit gewöhnt und halten ihre Schicht noch aus. Aber wir wollen mal sehn, ob dir die Arbeit schmecken wird, wo du vorgestern erst von den ‚Preußen‘ gekommen bist!“

„Nanu, Vater! Glaubst, wir Pioniere haben bloß Speck und Kommißbrot gegessen? Hätt'st mal zusehn sollen, was es heißt, eine Brücke schlagen oder Minengänge buddeln! Da mußt' es gehen wie das Donnerwetter, wenn der ‚Alte‘ zufrieden sein sollte!“

„Ist aber ganz was anderes als hier unter Tag zu schanzen“, fällt der Vater ein. Bei sich aber weiß er recht gut, daß die Arbeit für seinen Jüngsten kein drückendes Quälen, sondern ein erhebendes Ringen bedeutet. Stolz ist er auf seinen Inugen, den Martin, der von jung auf bereits so ganz anders war als viele seinesgleichen.

Strebten seine übrigen Kinder nur danach, sich sobald wie möglich dem Einfluß der Eltern zu entziehen, sein Jüngster zeigte von jeher eine rührende Anhänglichkeit an Vater und Mutter. Er war nur froh, wenn er auf demselben Orte arbeiten durfte, wo sein Vater als Ältester den Befehl führte. Wenn ihn darob die anderen Burschen hänselten, so schwieg er und lächelte nur still vor sich hin.

„Warum willst du denn nie wo anders arbeiten?“ hatte einmal der Steiger gefragt.

„Ich will lieber meinem Vater gehorchen als einem Fremden!“ hatte darauf der Junge geantwortet. Von der Stunde an hatte der Steiger Vater und Sohn stets zusammengegeben und auf ihrem Ort nie über schlechte Leistung zu klagen brauchen.

„Aus dem Burschen muß mal was Ordentliches werden, Mainke“, hatte eines Tages beim Bedingeschluß der Obersteiger gesagt. Oft genug hatte er Martin beobachtet, wie er in den Pausen seiner eigenen Arbeit für den Vater bohrte und zimmerte. „Der Bengel bohrt ja wie ein alter Häuer; und ein gelernter Zimmerling kann keinen besseren Türstod setzen! Na, wollen mal

sehen, was sich später machen läßt, Mainke; tüchtige Oberhäuer werden immer gebraucht."

Wie hatte er, der Vater, sich da gefreut! Aber der Junge hatte es nicht gehört. Er „straß" die Arbeit, sagten die anderen. Der Vater lobte ihn auch nie mit Worten; das hätte jenen vielleicht eitel und hochmütig gemacht. Aber wenn ihn sein Junge fragend anschaute, ob er eine Arbeit richtig gemacht, so anschaute mit vollen Augen, woraus die ganze Seele spricht: dann brauchte er, der Vater, ihm nur zuzunicken, so verstand ihn der Junge und lachte. Und wenn er lachte, da wurde dem Vater so eigen zumut, so warm ums Herz, als hätte einer tief drinnen ein heiliges Feuer angezündet.

Und eines Tages wurde unten vor Ort eine neue Maschine probiert, die den Bergleuten das anstrengende Bohren und Schrämen in der festen Kohle abnehmen sollte. Die alten Häuer wollten gar nichts von ihr wissen. Denn die Maschine, durch Preßluft angetrieben, machte einen rasenden Lärm. Die Häuer konnten ihr eigenes Wort nicht verstehen und wurden von der Maschine so durch und durch geschüttelt, daß ihnen Hören und Sehen vergingen und hernach alle Glieder weh taten. Keiner wollte sie zuerst bedienen, keiner verstand es auch recht.

„Bitte, lassen Sie mich ran, Herr Obersteiger!" hatte da sein Junge gebeten. Er war damals erst achtzehn Jahre alt gewesen, hatte aber scharf aufgepaßt.

Die alten Häuer lachten. Ein naseweiser Schlepper wollte einen Witz machen und raunte: der „Mamlot" solle lieber nach Hause gehen, seiner Mutter Kraut stampfen helfen. Da war dem Martin das Blut ins Gesicht geschossen, und er hatte den Obersteiger groß und bittend angesehen.

Der Obersteiger lächelte für sich und erlaubte es, stellte sich jedoch dicht neben die Maschine. Er wußte ja, der Junge würde mit einem Sage wegspringen, sobald das neue Ungetüm zu schütteln anfing.

Aber weit gefehlt! Wohl fuhr beim ersten Ruck der Maschine der Junge erschrocken zur Seite, und hellauf lachte Schadenfreude. Aber nur einen Augenblick. Dann packte der Bengel die Kurbeln wie mit Eisenklammern und legte sich mit solcher Gewalt gegen die Maschine, daß seine Muskeln sich wie Drahtseile spannten und prall unter der dünnen Kleidung hervortraten.

Der Vater wollte helfend beispringen.

„Laß mich, Vater, das kann ich allein!" hatte jener da gerufen, nicht unfreundlich, aber heftig und erregt, und hatte den Vater beiseite geschoben.

Und dann war es losgegangen, prasselnd und knallend, rasend und tobend wie ein wildes Tier, das, seiner Kräfte bewußt, den Käfig zersprengen will.

Wie brandete da der Staub auf! Wie flogen die Kohlenfetzen nach allen Seiten! Wie bohrte und wühlte sich mit alles zerschmetternder Gewalt der schwere Stahlmeißel in die trozige Kohlenwand hinein und riß ihr in wenigen Minuten eine Wunde, einen Schram, woran man sich mit der Hand stundenlang gemüht hätte.

„Bravo, mein Junge, gut gemacht!“ hatte da der Obersteiger gerufen und Martin auf die Schulter geklopft. „Genug, du verstehst's! Du und dein Vater, ihr sollt die Maschine haben!“

Ein Hebeldruck, da stand die Maschine still. Der Junge war aufgesprungen; dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn; wirr hing sein Haar um die geschwärzten Züge. Der Atem flog, die Augen blitzten gleich denen des Kriegers im Feuer der Schlacht.

Warum mußte er, der Vater, damals plötzlich an Gravelotte denken, wie er mit dem Rest seiner Kameraden und dem jungen Leutnant mitten in das brennende Dorf hineingesprungen war und hatten es nimmer losgelassen wie der Junge die Maschine? – Und wie ihm der blutjunge Leutnant, der letzte von der Kompanie, sterbend an die Mauer gelehnt, nach der Hand gegriffen: „Mainke – – nicht zurück – – nicht zurück!“ und war dann umgesunken. Und bei Gott! Sie waren nicht zurückgewichen. Warum mußte er damals vor der Maschine an all das denken, als er seinen Jüngsten so kampfglühend vor sich gesehen? War das nicht Bein von seinem Bein und Blut von seinem Blut! Am liebsten wäre er in jenem Augenblick dem Jungen um den Hals gefallen, hätte er sich nicht vor denen, die dabeistanden, geschämt. Aber stolz war er gewesen, stolz über alle Maßen.

Nun hatte mit der Maschine eine neue Zeit angefangen. Wie hielt aber der Junge auch seine neue Kameradin! Wie verstand er sie! Gleich hatte er ihr einen Namen gegeben: seine Kochanka, seine Liebste. Es war zum Lachen, wenn er mit ihr plauderte und sie putzte und streichelte und ihr Öl zu trinken gab. Im Scherz reichte er ihr sein Frühstück hin, und sie war doch nur ein lebloses Wesen ohne Herz und Verstand.

Es schien aber, als ob ihn dieses Wesen aus totem Stahl verstünde. Es war, als ob die Kochanka nur von dem Martin allein etwas wissen wollte und von keinem andern. Kam sie einmal in fremde Hände, so zeigte sie Rücken und Tücken, aber dem Martin folgte sie wie ein Lamm. Und wie schaffte die Arbeit den dreien! So gut hatten sie noch nie verdient, manchen Monat bis dreihundert Mark, so daß die andern neidisch wurden und jeder auch so eine Kochanka haben wollte. Und nie hatte der Junge seine Löhnung für

sich behalten oder gar verjubelt wie die andern, sondern sie dem Vater in Verwaltung gegeben.

Da hatte das alte Häuschen unten im Dorfe bald ein neues Dach erhalten; nicht mehr aus der häßlichen Pappe, sondern aus schönen roten Ziegeln. Dann kamen neue Fenster und Türen, fein mit grüner Ölfarbe gestrichen und ein breiter blauer Rand herum. Im Garten hatten sie eine Sommerlaube gezimmert, einen neuen Zaun gemacht und junge Obstbäume gepflanzt. Auch die Mutter im Hause schaffte manch gutes Stück für die Wirtschaft, und doch war noch Geld genug in die Sparkasse gewandert, damit der Jüngste zu leben hatte, wenn er des Königs Rod anzog.

O, er hatte nicht zu darben brauchen, als er bei den „Preußen“ stand! Jeder Monat brachte ihm seinen richtigen Lohntag und, wenn es not tat, auch seinen Vorschuß. Was für ein strammer, breitschultriger Bursch war er da geworden in den zwei Jahren! Und wenn er auf Urlaub kam in seiner schmucken Uniform, worauf er selbst für sich gepart, war das mal ein Staat!

Noch einmal so stolz richtete sich der Vater auf und legte immer seine Kriegsorden an, wenn er Sonntags mit seinem Jungen durch das Dorf in die Kirche ging, damit er doch nicht gar zu sehr hinter ihm zurückstehe. Die Mutter aber hielt sich immer ein paar Schritte hinter den beiden Männern, damit sie ihr Kind so recht betrachten und sich seiner im Stillen freuen konnte.

Dann kamen die Mädels aus dem Dorf – alle waren sie da – gingen mit der Mutter, meinten aber den Martin, schauten nach ihm und lobten, er sei noch stattlicher als der junge Lehrer, der als Einjähriger diente und auch auf Urlaub da wäre. Der „Mamlot“ von früher war vollständig vergessen.

So waren die zwei Jahre vergangen.

Noch einmal, als der Vater die lange, dunkle Kohlenstrecke hinabschritt, ließ er jene ganze schöne Zeit an seinem Geiste vorüberziehen. Als ob es gestern gewesen wäre, so klar stand sie noch vor ihm. War das wirklich alles wahr, all die Freude, all das Glück, das dieser, sein Jüngster ihm in Herz und Haus gebracht hatte? Klang das nicht wie ein Märchen, wie ein schöner Traum, zu schön für diese Welt? –

Und nun war der Junge wieder da und sollte heute seine erste Schicht verfahren. Glück auf! –

Der Vater wendet sich und hebt sein Geleucht, als wolle er die Zimmerung der Strecke prüfen, in Wirklichkeit aber, um seinem Jungen ins Gesicht zu schauen. Ja, das ist er mit seinen klugen, treuen Augen und lacht den Vater an wie einst. Nun gehört er ihm wieder ganz für eine lange Zukunft. Und wie schön malt sich die der alte Mainke aus!

Sie haben ein weites Stück zu gehen, ehe sie vor Ort kommen. Dann hängen sie die Lampen an den Stoß, ziehen die Röcke aus und greifen zur Arbeit. Auch die „Kochanka“ ist wieder da; nicht die alte, sondern eine neue, bessere. Sie versteht den Martin anfangs nicht und will ihren eigenen harten Kopf durchsetzen. Als sie jedoch merkt, daß ihr neuer Liebster eine feste Hand führt, gibt auch sie ihren Trotz auf und folgt wie ein Lamm.

Schram auf Schram gräbt sie dann weit hinein in den Kohlenstoß. Danach bohrt der zweite Häuer mit seinem Bohrhammer tiefe Löcher darüber. Nun erscheint der Schießmeister, besetzt die Löcher mit Sprengpulver und tut sie ab. Ein gewaltiges Dröhnen der Schüsse, ein Berg losgesprengter Kohle liegt am Boden. Schlepper und Füller treten an, um sie wegzuschaffen. Bis dies geschehen ist, haben Vater und Sohn Pause. Sie setzen sich neben den Schießmeister auf einen Holzstoß und beginnen ihr Frühstück zu verzehren.

Da erdröhnt plötzlich in kurzer Entfernung ein dumpfer, betäubender Schlag. Der Schießmeister und Mainke springen auf und sehen sich erschrocken an. Was war das? Ein Schuß nicht, das weiß der Schießmeister genau. Was sonst?

Brandiger Geruch macht sich bemerkbar. Die Bergleute ergreifen ihre Lampen.

Da stürzt hastigen Laufs ein junger Bergmann herbei. Er hat die Brandwache am Damm, der ein brennendes Feld gegen die Hauptwetterstrecke abschließt.

„Schnell, rettet euch! Der Branddamm ist geplatzt! Das helle Feuer ist da!“ Damit rennt er weiter.

„Dann sind wir alle verloren, Schießmeister!“ raunt Mainke. „Die Brandwetter ziehen auf uns zu und sind schneller.“

Angstlich sucht der Vater seinen Sohn; der erkennt die schwere Gefahr noch nicht. Alles begibt sich auf eilige Flucht, kaum, daß man die Lampen mitnimmt. Kleider und Bezähe bleiben zurück. Keiner denkt daran. Nur leben, leben!

Brandiger wird der Geruch, die Luft heißer. Mütter flackern die Geleuchte der Knappen. Der Sauerstoff wird vom Feuer verzehrt; denn dort müssen die frischen Wetter vorüber.

Dumpfer Druck legt sich auf das Gehirn und benimmt das Denken. Verschiedene Leute stolpern. Einer taucht sein Tuch in das kalte Wasser, das in der Wasserseige fließt, und hält es vor Mund und Nase. Für ein paar Sekunden fühlt er Erfrischung.

Aber der Weg zur Rettung ist weit, sehr weit, und es gibt keinen andern. Sekunden werden zu Ewigkeiten. Die zehn Mann, die dort hinten arbeiteten, haben sich getrennt. Sind die andern vorn oder hinten? Niemand weiß es recht, kann es auch nicht ausdenken. Immer dumpfer und heißer wird die Luft. Sie ist schneller als die eilige Flucht der Knappen.

„Ist die Strecke noch nicht bald zu Ende?“ fragt Martin, der mit seinem Vater und einem jüngeren Häuer zusammengeblieben ist.

„Bald, mein Junge, bald! Nur noch ein Stückel aushalten!“ stöhnt der Alte. Er lügt; denn er weiß, daß der rettende Ort noch weit ist. Aber wozu es dem Jungen sagen? Wozu ihn der Hoffnung berauben? Vielleicht gelingt es doch noch, wenn man alle Kräfte zusammenrafft.

„Schneller, laufen!“ kommandiert der Alte und bemüht sich, den andern voranzukommen und sie mitzureißen. Sie setzen sich in Trab, so schnell es eben noch geht. Keuchend fliegt der Atem; denn immer sengender, erstickender werden die brandigen Wetter. Die Lampe Mainkes erlischt. Er stolpert. Die Sinne beginnen ihm zu schwinden.

„Vater!“

Bei diesem Ruf rafft er sich auf. Sein Junge ist ja bei ihm, da kann nichts geschehen. Ja, wenn der nicht da wäre...

Die beiden andern greifen dem Alten unter die Arme und nehmen ihn mit. Es will gar nicht mehr gehen, trotzdem er sich krampfhast zwingt, munter zu bleiben. Schreckhafte Spulgestalten tanzen ihm vor den Augen. Die eine, lang und knochig, trägt eine Sense. Sie grinst ihn tödlich an und erhebt die Sense zum Hiebe gegen seinen Sohn.

„Weg, du mit der Sense! Weg von meinem Kind! Was willst du! Nimm mich, aber laß den!“

Wild schreit der Alte auf; er will sich von seinen Helfern losmachen und auf den Feind stürzen. Die beiden Gefährten verstehen ihn anfangs nicht; sie haben mit sich selbst genug zu tun. – Und der Weg ist noch weit, weit, und – es gibt keinen andern.

Durch den Ruck ist der alte Häuer noch einmal munter geworden. Er sieht, wie sein rechter Nachbar stolpert und sich wieder erhebt. Sein Martin aber geht noch straff und aufrecht und hält ihn krampfhast fest. Ha! Sein Junge, wer ist auch so frisch und stark wie sein Junge!

„Geh vor, schnell, Franzel, daß du rauskommst! Hast Weib und Kinder zu Haus, die sollen nicht hungern!“

Der junge Häuer stolpert mechanisch weiter. Was nützt alles, ich muß doch sterben! Das ist der einzige Gedanke, den er noch denken kann.

„Martinek, mein Junge -- ich bin so müd' -- schlafen -- laß mich schlafen -- hier -- hier -- ist ein Bett -- Martinek -- hörst du -- die Musik? -- Martineklu -- die Musik? -- Ich hatt -- einen Kameraden -- einen bessern -- findst -- du nit -- hörst du?“ --

Mit ersterbender Stimme versucht der Alte die Melodie zu lallen. Dem Jungen schneidet es durch die Seele.

„Vater, was ist dir?“ schreit er auf. Erst jetzt erkennt er die ganze Gefahr. Der Vater ist von Sinnen. Aber durch den gellenden Ruf seines Sohnes kehrt er noch einmal ins Bewußtsein zurück.

„So, du bist noch -- da? Schnell -- lauf -- laß mich -- hier schlafen -- meine -- alten Lungen -- ich kann nicht -- -- mehr -- du bist jung -- sollst für die -- Mutter sorgen -- -- mein Leben -- ist -- so wie so -- bald aus -- schnell -- fort! -- lauf! -- lauf! --“

„Vater, was verlangst du von mir? Ich dich im Stiche lassen? Nimmermehr!“ Der Sohn hat den Vater umfaßt und schleppt ihn mit sich.

„Franzek, Franzek! komm helfen!“ schreit Martin. Der Voranschreitende bleibt stehen. Er hat wohl gehört, weiß sich aber nicht mehr zurechtzufinden; denn er ist selbst am Ende seiner Kraft.

„Ich -- befehle dir, -- daß du gehst!“ -- schreit da mit heiserer Stimme und dem Aufgebot der letzten Kraft der Vater. „Ich -- dein Vater -- befehle dir, -- daß du mich hierläßt!“

„Vater! Immer hab' ich gehorcht, heut' nicht!“

Der Alte wehrt sich und kämpft. Der Sohn ergreift ihn, legt ihn über die Schulter und eilt fort im Dunkeln. Seine Lampe ist zur Erde gefallen und erloschen. Aber ein kleines Stück vor ihm schimmert noch matt das Licht des Kameraden und weist den Weg.

Dumpfe, unverständliche Worte murmelt noch der Vater. Immer leiser und seltener werden sie, bis sie zuletzt ganz verstummen. Allein der schwankende, unsicher tastende Schritt schleicht einsam durch die lange, glutdurchwehte Strecke.

Und hinterher schreitet mit dem Feuer der Tod.

Vorn wird das Licht, die letzte Rettung, kleiner und kleiner. Jetzt ist es ganz verschwunden, und der Weg geht im Dunkel. Wie soll ihn der Sohn finden? Er ist ja nach zwei Jahren wieder das erstemal unten. Da verändert sich viel. Mit den Füßen am Gestänge tastend, sucht er vorwärts zu kommen.

Keuchend hebt und senkt sich die Brust und saugt röchelnd den letzten Lebenshauch aus den erstickenden Brandwettern. Und noch immer ist der Weg nicht zu Ende, und – es gibt keinen andern.

„Barmherziger Gott! Soll ich hier sterben und so jung?“ Heiß und inbrünstig stammeln die verdorrten Lippen im Weitertaumeln ein Stoßgebet. Die Last des Ohnmächtigen drückt mit Bergeschwere, die Knie zittern und wanken. Er bricht zusammen.

Ein Klingen und Singen in den Ohren, wie fernes Harfentönen und Glockengeläut, vom Wind über tiefe Wälder getragen. Ein Schimmern und Leuchten vor den Augen, als ob er mit seinem Vater durch ein weites, goldenes Tor einzöge in ein blühendes Frühlingsland voll Sonnengold und Seligkeiten. – Da rastet sein müder Fuß, – da ist der Weg zu Ende. –

Unser Kumpel – Der Samson

Von Paul Habraschka (Um das Jahr 1900)

Die Geschichte, die ich hier erzähle, spielt in jener Zeit, wo die Technik in den Bergwerken noch zurücklag. Die einzigen Beförderungsmittel unter Tage waren Benzollokomotiven und Pferde. Der Abbau der Flöze erfolgte noch mit einfachem Gezähe und verlangte von den Bergleuten viel mehr Kraft und Ausdauer als heute.

Den Bergmann, von dem ich hier erzählen will, deckt längst der grüne Rasen. Er hieß Mattes Wendrowski, war zur Zeit der Begebenheiten drei- undzwanzig Jahre alt und hatte bei der Kriegsmarine gedient. Wegen seiner ungeheuren Kräfte wurde er nur „Der Samson“ genannt. Er war kein Kosch, nur von mittlerer Gestalt, aber kräftig gebaut, mit prachtvollen Muskeln. Seine gewölbte Brust und der breite Rücken wirkten etwas unnatürlich, aber nicht unschön.

„Samsons“ Arbeit vollzog sich am Schacht. Er hatte die vollen Wagen, die Benzollokomotive oder Pferde aus allen Richtungen heranbrachten, nach dem Füllort zu stoßen. Für ihn eine Leichtigkeit; spielend bewältigte er mit seinen Kräften diese Arbeit. Ein Wagen genügte ihm nicht, er nahm zwei, sogar drei auf einmal, wie die Verhältnisse es manchmal verlangten. Eine Schicht stieß er die Wagen mit der rechten Hand, die nächste mit der linken. Bei der Arbeit lautete er immer etwas, bis der Steiger ihn einmal verroundert fragte:

„Aber Mattes, was kauen Sie denn? – Ich hab Sie noch nie mit ruhigen Backen gesehen.“

„Haferkörner, Herr Steiger.“

„Hafer?!“

„Jawohl, Herr Steiger, wie ein Pferd. – Sie haben wohl nichts dagegen, daß ich mir zu jedem Schichtanfang eine Handvoll aus dem Pferdestall hole.“

„Aber Menschenkind, wer wird Hafer kauen!“

„Sie essen auch Haferflocken, was doch dasselbe ist!“ Mattes lachte. Kopfschüttelnd ging der Steiger davon.

In der Förderung trat eine kleine Pause ein. Mattes stellte sich zwischen zwei volle Wagen, faßte sie an den Ösen, hob sie einseitig hoch und ließ sie dann wieder auf die Schienen nieder. Das war sein Training. Und er freute sich, wenn man seine Kraftleistung bewunderte.

Trotz dieser großen Kräfte war Mattes ein Mensch, der niemand ein Leid zufügen konnte. Selbst ein Käferchen, das ihm über den Weg lief, konnte er nicht zertreten. —

Eines Tages erkrankte sein zweiter Stößer. Für diesen erschien ein junger, schwächlicher Bursche, der schweren Arbeit nicht gewachsen. Schon zur halben Schicht war er in Schweiß gebadet, obgleich kühle Wetter zogen; er konnte nicht mehr.

„Setz dich!“ brummte Mattes. „Ruh dich eine Weile aus. Ich werd für dich arbeiten.“

Jetzt wurde er seiner Gewohnheit untreu und gebrauchte beide Hände, weil er vier Wagen auf einmal stieß. Der junge Bursche wollte ihm danken, doch bekam er nur einen Anschnauzer, daß er erschrak.

Plötzlich stockte die Förderung. Eine Lokomotive war beim Rangieren auf der Weiche mit zwei Rädern entgleist. Der Schachtaufseher fluchte; denn die Leute waren nicht imstande, das pfauchende Ungetüm auf die Schienen zu heben; und von hinten kamen andauernd Signale nach leeren Wagen.

Mattes trottete gemächlich herzu.

„Macht mal Platz“, sagte er geringschäßig, nahm den Hebebaum und steckte ihn unter die Puffer.

Er schob seine Marinemütze ins Genick, krepelte die Hemdsärmel auf und schupste sich die Hose höher. Dann spuckte er in die Hände. Neugierig umstanden ihn die anderen. Einige spöttelten. Das ärgerte ihn, und er fuhr sie wütend an.

Nun stemmte er sich gegen den Hebebaum. Doch die Lokomotive rührte sich nicht. Wohl aber gab es ein Lachen, das ihn schwer aufregte. Noch einmal packte er den Hebebaum. Die Adern am Halse traten wie Stricke hervor, die Muskeln spannten sich zum Zerspringen; und seiner behaarten Brust entrang sich ein Keuchen.

Ein „Oh!“ ein „Ah!“ erscholl im Kreise, denn der Eisenkoloz bewegte sich langsam und wurde von Mattes mit einem schmerzlichen Stöhnen auf die Schienen gehoben.

Ihm flimmerte es vor den Augen, Schweiß stand auf seiner Stirn. Ein Schwächeanfall ließ seine Knie zittern. Doch mit einem hörbaren Zähneknirschen wurde er dessen Herr und ging an seine Arbeit, als ob nichts geschehen wäre. Er hörte hinter sich die anderen noch sagen:

„Wenn ich seine Kräfte hätte, würd ich nicht arbeiten! Als Ringkämpfer gibt's mehr!“

Ein anderer:

„Ich möcht' von ihm keine Ohrfeige haben!“

Mattes lächelte vergnügt vor sich hin und war stolz, es geschafft zu haben.

In seinem Dorf wurde das Ablasstfest gefeiert. Unter den vielen Buden auf dem Rummelplatz lockte auch eine mit Ringkämpfern. Ein riesiger Fleischkoloss stand dort oben mit verschränkten Armen und ließ seine Muskeln spielen. Der Ausrufer, ein Budkliger, pries ihn als stärksten Mann Deutschlands und forderte jeden aus den Zuhörern auf, mit dem Athleten zu ringen. Er setzte eine Prämie aus für den, der ihn zu Boden zwingt. Doch keiner getraute sich, mit dem Fleischkoloss anzubinden. Unter den Zuhörern war auch Mattes.

Plötzlich rief einer aus der Menge:

„Der Samson soll ringen!“

„Samson! – Samson!“ schallte es bald im Chor aus der Menge.

Mattes wollte vor so vielen Menschen nicht auftreten. Da fiel im Hintergrunde das Wort: „Feigheit“. Er zuckte zusammen und laute an seiner Unterlippe. Der Ringer, einen Kopf größer als Mattes, rief höhnisch herunter:

„Wenn sie dich Samson nennen, wie soll ich da genannt werden? – – Ich bin wohl der Goliath und du der Zwerg David!“

Diese spöttischen Worte und das Gelächter der Umstehenden brachten Mattes in Zorn. Er bahnte sich einen Weg durch die Menge, und dies so stürmisch, daß die Menschen durch seine Wucht zusammenprallten. Bald stand er neben dem Riesen, der geringschätzig auf ihn herablickte. Jetzt strömten sie alle in die Bude hinein, um sich den seltenen Kampf nicht entgehen zu lassen. Viele mußten draußen bleiben, die kleine Bude konnte sie nicht fassen. Der Budklige rief sich vergnügt die Hände; solchen Zuspruch hatte er noch nicht erlebt.

Der Ringkampf begann. Mattes waren die Regeln bekannt; bei der Marine hatte er manchen Kampf an Bord siegreich bestanden. Die ungleichen Kämpfer reicheten sich die Hände. Dann packten sie zu. Plötzlich aber, keiner wußte, wie es geschah, hatte Mattes den stärksten Mann Deutschlands unter sich. Der Boden bröhrnte unter der Last des Riesen. Ein Beifallssturm brach

los und wollte kein Ende nehmen. Dann erscholl ein unbändiges Gelächter, als der Fleischlos verdunst umschaute, sich erhob und mit schmerzenden Gliedern hinter dem Vorhang verschwand.

Jetzt rang der Budlige die Hände. Halb weinend stammelte er zu Mattes: „Herr, Sie haben mich ruiniert! Ich hab erst einige Mark eingenommen, kann Ihnen jetzt die hundert Mark nicht zahlen. Ich bin in Not, hab eine kranke Frau und sieben Kinder. Ich — —“

Mattes ließ ihn nicht weiter sprechen.

„Schon gut“, sagte er kurz und brummig, wie es seine Art war. „Hoffentlich hat die Vorstellung mit mir Ihnen etwas eingebracht. Ich will keinen Pfennig!“

Er stieg hinab und konnte sich der Dankesbezeugungen des Budligen kaum erwehren. Unten aber nahm ihn die begeisterte Menge auf die Schultern und trug ihn über den Rummelplatz, nicht nur wegen des Sieges über den Dicken, noch mehr wegen seiner Hochherzigkeit. —

Eines Tages vor Ort:

Mattes stieß die vollen Kasten an einem Gesenk vorbei, in dem die Wagen vom Heinitzflöz herabgebremst wurden. An diesem arbeitete ein alter Bergmann, der als Häuer durch einen schweren Unfall im Pfeiler lange Monate im Lazarett verbracht hatte. Jetzt, nach der Heilung, verrichtete er diese leichtere Arbeit.

Mattes fuhr vorbei. Da sah er, wie der Mann taumelte und in das Gesenk fiel.

„Pierona!“ schrie er entsetzt auf; jeden Augenblick mußte die Schale mit dem vollen Wagen herunterkommen.

Blickschnell sprang er in das Gesenk, um den Mann herauszuholen. Doch zu spät. Über ihm kam die Schale langsam herab. Da stemmte er seinen Rücken gegen sie und hielt die ungeheure Last auf, die ihn erdrücken wollte. Sein nicht mehr menschenähnlicher Schrei machte die anderen Arbeitskameraden aufmerksam; sie stürzten herbei. Während zwei den ohnmächtigen Bergmann herauszerrten, schob ein dritter geistesgegenwärtig einen leeren Wagen von der anderen Seite in das Gesenk hinein, auf den sich die Schale auflehnte, denn Mattes brach jetzt unter der Last zusammen. Keine Sekunde zu spät. Mattes röchelte schwer in seiner Ohnmacht. Man zog auch ihn heraus. Sein Gesicht war verzerrt.

Während man den Bergmann aus der Ohnmacht wecken konnte, die nur sein durch den Unfall geschwächter Körper verschuldet hatte, gelang es bei Mattes nicht.

Er mußte auf einer Tragbahre weggeschafft werden. Überall, wo man ihn vorbeitrag, nahmen die Bergleute ehrfürchtig die Mützen ab. —

Mattes erwachte. Verwundert schaute er um sich. Nur langsam entsann er sich des Vorfalles und erkannte, daß er sich im Lazarett befand. Ein Lächeln verschönte sein Gesicht, denn der Gedanke, einen Menschen gerettet zu haben, machte ihn glücklich. Von der Schwester erfuhr Mattes dann, daß er einen schweren Leistenbruch erlitten hatte und schon operiert war. Auch sagte sie ihm, daß es vorbei sei mit solchen Kraftstücken. Das stimmte ihn traurig, denn er war so stolz auf seine Kraft.

Lange konnte er aber den traurigen Gedanken nicht nachhängen; der Bergverwalter besuchte ihn und sprach ihm für seine außergewöhnliche That, die ein anderer nie fertig gebracht hätte, hohe Anerkennung aus.

Noch viele andere kamen und brachten Liebesgaben.

Auch der alte Bergmann erschien mit seiner Tochter, ihm für die Rettung zu danken. Als das hübsche Mädchen ihm die Hand reichte und er ihr in die Augen schaute, fühlte er sich glücklich.

Und dieser Blick spann sich weiter.

Jetzt trauerte Mattes nicht mehr, daß seine Kraft lahmgelegt war.

Nach Wochen als geheilt entlassen, erhielt er einen Posten als Aufseher über Tage in der Separation.

Dann trat er mit seiner Barbara zum Traualtar. Das ganze Dorf war in der Kirche, um Theil zu nehmen an dem Glück des braven Mannes, dessen edle That kein Lied besingt.

Der Bux

Von Robert Kurpiun (um das Jahr 1910)

Alle Welt kennt ihn. —

Er kommt rudelweise auf jeder oberschlesischen Straße vor. Auf dem Bahnhof, beim Krämer, im Kino, in der Schenke, auf dem Tanzboden kannst du ihn belauschen, am seltensten bei der Arbeit. Die beehrt er nur, um nicht zu hungern und um darüber hinaus, falls er wirtschaftlich veranlagt ist, etwelches für Trink- und Rauchzeug zu erübrigen.

Bux ist überall, wo man ihn gern entbehrte, und nirgend, wo man seiner bedürfte. Seine Jahre schwanken zwischen siebzehn und zweiundzwanzig, aber auch drüber und drunter. Bux ist überhaupt höchst schwankend, trotzdem sein Schwerpunkt recht tief liegt. Er trägt die Hände stets in den Hosentaschen, Rock und Hemd offen, eine breite Uhrkette über dem Magen, die Zigarette im Munde, den Hut im Nacken. Unter diesem Deckel hervor ringelt sich eine kühngeschwungene, wohlgefettete und in die Denkerstirn gezogene Schmachtkloße als Reizmittel fürs Weibliche.

Bux sagt stets „Pieronie“! Das heißt: Du Donnerwetter! und soll eine Beleidigung sein, wie der vereidete Dolmetscher vor Gericht allemal ernsthaft und glaubwürdig versichert. Doch seine Ansicht ist höchst „einsaitig“. Bux hat tausend Saiten für dieses Wortes Klang: Wut, Schimpf, Drohung, Wurschtigkeit, Wohlbehagen, Erstaunen, Verblüfftheit, Hochachtung, Schreck, Verwunderung, Ergebenheit, Zuneigung, ja sogar Liebe vermag er auf ihm in wohlabgestufter Tonleiter auszudrücken. Es kommt stets auf die Melodie an; der Text bleibt immer derselbe. —

Herr Ignaz Posurek, Bux erster Ordnung, schweift zur Zeit auf Bummelschicht. Um etwas zu erleben, ist er von seinem Industrieort nach Beuthen gefahren, sitzt mit seinen Mitbuxen im „Gasthaus zur Erholung“ und erholt

sich von der Schwere des Daseins. Alle trinken; die anderen zahlen und zählen ihre Groschen; Ignaz erzählt als Bezahlung einen Schwank.

Den Onkel Alois hat er drüben in Polen, einen Spasmacher. Einmal hat er Gänse nach Beuthen geliefert und sich einen mächtigen Kürbis gekauft, den er stolz nach Hause mitnimmt. Unterwegs begegnet er dem alten geizigen Bauern Potempa, der mit seinem Weibe vor dem Hofstor steht und die Pfeife raucht. Beide schwärmen gern mit Pferden. —

„Was fährst du für einen Dickkopf auf deinem Wagen?“ fragt neugierig die Mamulla. Sie hat noch keinen Kürbis gesehen.

„Ja!“ Der Onkel zuckt geheimnisvoll die Schultern und zieht die Stirn hoch.

„Nu, sag schon! Was ist das?“

Alois tut noch verschwiegener. Der alte Potempa reicht ihm die zungenlösende Flasche. Alois tut einen abgrundtiefen Zug, hält die Hand an den Mund, neigt sich vom Wagen und flüstert:

„Ein Pferdeeel!“

„Wa — a — as?“

„hm — hm! Ein Pferdeeel!“ Er nickt mit ganz ernstem Augen.

„Alois, du bist ein dicker Lügner! Was machst mit dem Pferdeeel?“

„Nu, ausbrüten!“

Die Alten schütteln ungläubig die Köpfe.

„Und ein wirkliches Pferd?“

„Kommt raus nach sechs Wochen.“

„Ach!“ Der Alte stößt seine Mamulla heimlich in die Seite. Er denkt, der Onkel sieht's nicht. Aber der ist einer!

„Was kostet das Pferdeeel?“ fragt die Mamulla.

„Sehr teuer! Zehn Rubel!“

„Oh!“

„Zehn Rubel!“

Die Mamulla zwinkert dem Alten zu.

„Fünf Rubel werd' ich geben.“

„Nichts zu machen, zehn Rubel!“

„Sechs Rubel!“

Alois lacht und schmalzt mit der Zunge. „Der Schnaps war gut!“

„Sieben Rubel!“

Der Onkel knallt mit der Peitsche und ist still.

„Acht Rubel!“

Der Onkel sagt hetta! und will weiterfahren.

„Neun Rubel!“

„Ein Pferd kostet zweihundert Rubel!“

„Ja; aber nicht so ein kleines! Neun Rubel!“

Der Potempa hat schon die Hand auf das Pferdeeie gelegt; die Mamulka sucht Geld vor.

„Weg da! Mein Ei! Hetta, Schimmel!“

„Na, to dobre! zehn Rubel, du Ganef!“

Mlois streicht ein. Die beiden Alten schleppen das Pferdeeie in ihr Haus und bergen es, so schnell sie können.

„Aber sechs Wochen brüten und gut aufpassen und immer sehr warm halten! Und beide müßt ihr brüten, sonst gibt's einen Esel oder zwei!“ Vergnügt trabt der Onkel Mlois davon.

Der Potempa und sein Weib bauen dem Ei ein warmes, molliges Nest und sitzen umzech sechs Wochen immer schön warm. Dem Bauern wird die Zeit lang. Er bekommt nichts zu essen und zu schlafen, schimpft, und das Pferdeeie wird weich und weicher. Mamulka muß immer länger sitzen, hat schon zehn paar Strümpfe gestrickt, und der Bauer ist vor Hunger krumm geworden wie ein Haken.

„Schmeiß das Nas raus, oder ich jag dich selbst zum Teufel“, schimpft er zuletzt in heller Wut.

„Zehn Rubel hat's gekostet!“ versetzt die Alte.

„Einen Dreck hast!“

„Ein Pferd ist drin, ich fühl's schon! Oder wenigstens ein Esel, weil ich allein hab' gefressen, du Fauler!“

„Ja, zwei! Dem Mlois werd' ich die Knochen zerschlagen! Verklagen werd' ich den Psiakrew!“

„Hast selbst schuld! Warum bist immer runter gelaufen! Kalt ist das Ei geworden!“

Da kriegt der Bauer die Wut, stößt das Fenster auf, die Mamulka vom Nest und reißt das Ei heraus. Die Frau will zuspringen, aber zu spät. Schon fliegt das Ei hinaus, rollt den Abhang hinab, schlägt in den Busch und – klack! – platzt's auseinander, wie – ein Ei.

Da schreit die Mamulka auf, wie nicht geschreit.

„Halt ihn! Halt ihn! Lauf doch, Potempa, du Nas! Das Pferd, der Esel! Ohren hat er; nu lauf doch!“ „Ja, Ohren hat er!“

Die Mamulka ist ganz wild geworden, rennt zur Türe hinaus, der Bauer hinterdrein in den Garten, übers Feld in den Wald. Aber zu spät. Der Esel

ist davon. „Pieronie! Da hast du feste gelogen, Ignaz!“ kann sich hier einer der Zechbrüder nicht enthalten, einzuwerfen. „Ein Esel aus einem Kürbis?“

Die anderen brüllen vor Lachen. „Der Bartel, der Narr, hat's wirklich geglaubt!“

„Aber ein Esel . . .“ wollte er sich rechtfertigen.

„Nee, ein Has'; der huppte aus dem Busch, als ihm das Pferd bei auf den Kopf schlug“, vollendete der Erzähler.

„Ach so!“

Jetzt lachten sie noch mehr, und der Bartel mußte eins zum besten geben. Zur Belohnung erzählte Ignaz noch etwas von seinen vier Liebsten und wie er den Steiger um sechs Kasten Förderung geprellt hatte.

Dann gebot der Wirt Feierabend; denn jetzt wollte er sich erholen, und setzte die Gesellschaft an die Luft.

Die war draußen sehr frisch. Ignaz stand allein. Die anderen wohnten in der Stadt und gingen heim. Ein kalter Wind blies, es regnete und war stockfinster. Die Straßenbahn ging nicht mehr. Und eine geschlagene Meile sollte Ignaz heim, eine ganze Meile, sicher und sehr schnell. Denn falls er morgen abermals bummelte, warf ihn der Bergverwalter, der Alte, kopfüber zum Tempel hinaus. Das stand fest.

Aber wie nach Piekar kommen bei dem Hundewetter? Ignaz zog die Mütze über die Ohren, schlug den Kragen hoch, verbarg sich in seinen Kittel, versenkte die Hände in den Abgrund seiner Taschen und grübelte. Vielleicht käme ein Wagen, der ihn mitnähme. Ignaz tanzte von einem Bein auf das andere; half aber nichts; der Wagen erschien nicht. Ignaz wurde sehr traurig; „Schweinewetter! Pieronie!“

Plötzlich stieß er vergnügt einen leisen Pfiff aus und strebte mit schnellen Schritten ein Stück stadtein, blieb vor dem Eingang eines vornehmen Hauses stehen, tastete mit den Händen an der Wand entlang, drückte auf einen Knopf und lauschte. Nach wenigen Minuten öffnete sich im ersten Stock ein Fenster, und eine verschlafene weibliche Stimme fragte nach dem Begehre.

„Ist der Herr Doktor zu Hause?“ Der Ignaz mußte, daß der junge Arzt ein flinkes Auto besaß und überall hinfuhr, auch nachts. Und Ignaz wäre gar zu gern ein bißchen Auto gefahren.

„Der Herr Doktor ist eben schlafen gegangen.“

„Meine, die Tina, ist in den Keller gestürzt und hat sich das Bein gebrochen, und ich wollt schön bitten . . .“ Ignaz nahm eine schmerzvoll-weinerliche Stimme an.

„Bein gebrochen?“

„Ja, Bein gebrochen! Vielleicht zweimal; ist sehr schlimm.“

„Wo wohnt ihr?“

„In Piekar.“

„Na wartet mal; ich werd' den Herrn Doktor wecken!“

Ignaz sah, wie im Nebenzimmer Licht aufflammte, und kicherte in sich hinein. Dann hörte er im Hofe gehen und herumwirtschaften. Nun tat sich das Tor auf, und ein Ungetüm mit zwei glühenden Bloßaugen kroch langsam und gemütlich fauchend vom Hof auf die Straße vor die Haustür.

Ignaz hielt sich vorsichtig im Dunkeln und zog sich noch mehr in seinen Rodkragen zurück.

Gleich darauf kam ein dicker Pelz mit großen, gläsernen Augen und einer runden Pudelmütze darüber die Treppe herab, schnaufte und rollte sich in den Wagen; denn es war noch lange nicht Krieg. Dienstbeflissen half Ignaz und hätte gar zu gern auch solch einen Pelz mit solcher Mütze und solchen Augen gehabt, aus doppelten Gründen.

Denn der Pelz war dick, gemütlich und gar nicht böse wegen der Nachtstörung. Der Pelz fragte nach Name, Art und Wohnung, die Ignaz falsch angab, hieß den vor Kälte Klappernden neben dem Führer Platz nehmen und bot ihm gar eine warme Decke an, die der Bux mit Wohlbehagen um sein fröstelndes Gebein und über den Kopf zog. Ein braver, lieber, vornehmer Pelz dahinten. Pieronie!

Dann ging's fitsch – fitsch – fitsch, und sie waren in Piekar. Schade, daß sie schon in Piekar waren, dachte der Bux. Und die Straße vor ihnen war so fein hell, er sah so trocken, so sicher im Finstern, konnte alles sehen und nicht gesehen werden. „Hauptstraße, viertes Haus rechts!“ befahl der Pelz, und zustimmend nickte der Bux. Der Wagen hielt; Ignaz sprang ab, nach rückwärts zum Pelz.

„Ich dank' auch schön! Wird' bloß hintenum gehen, die Haustür aufschließen.“

Der Pelz nickte und wickelte sich aus dem Sitz. Ignaz verschwand hinten herum im verschlossenen Hofe, der einen zweiten Ausgang ins Feld hinaus besaß, und – ward nicht mehr gesehen.

Der Pelz wartete, rüttelte an der Haustür, leuchtete mit der Taschenlampe den Hof ab, schaute nach den Fenstern hinauf und schickte den Führer um das Haus herum. Nichts zu sehen; alles still und dunkel.

„Na wart', Bursche, dich erwisch' ich doch noch!“ Der Pelz wurde sehr böse, beruhigte sich jedoch bald wieder und mußte schließlich über den gelungenen Gaunerstreich in seine dicke Wolle hineinlachen.

„Verdammter Bux!“

Der stand sicher hinter dem dritten Hause rechts, grinste um die Ecke, rieb sich die Hände, sah die Blosaugen mit dem Pelz dahinter fortsticheln, sagte Pieronie und begab sich befriedigt zur Ruhe. So fein, schnell und billig war er sein Lebtag noch nicht gefahren, der Ignaz Posurek, und Dankschön! hatte er auch gesagt; denn das gehörte sich. —

Befriedigt schritt Bux andern Tages zur Schicht und füllte allein sechs- unddreißig Wagen zu vierzehn Pfennig, wofür ihn der Steiger lobte. Ignaz mußte aber immerfort an den Pelz denken und fühlte sich so stolz auf sein Stücklein, daß er davon ein klein wenig dem Paulek erzählte, ein ganz klein wenig nur. Der Paulek erzählte den Spas seiner Braut, diese ihrem Vater, dem Oberhäuer. Von da erfuhr ihn der Steiger, dann der Obersteiger. Schließlich stand das Ganze did gedruckt in der Zeitung, vom Doktor aus, der es am Stammtisch erzählt hatte, seine Leute richtig einschäste und drohte, seine Nachtklingel abzuschaffen. Zu guter Letzt floß Kunde über Person und Hergang des Scherzes zusammen und klärte sich sehr zu ungunsten ihres Urhebers auf.

Ignaz wurde es nicht recht geheuer. Zwar stand er noch nicht selbst in der Zeitung, wohl aber sein Werk. Das kränkte ihn durchaus nicht; im Gegenteil. Aber die Lüftung seines Inkognitos konnte doch verhängnisvolle Folgen bewirken.

Noch waren nicht vierzehn Tage verflossen, als Herr Ignaz Posurek einen großen, schönen, weißen Schreibebrief durch die Post erhielt. Ahnungsvoll drehte er ihn nach allen Seiten und wußte nicht, von welchem Ende er ihn öffnen sollte. Solch einen vornehmen Brief hatte er sein Lebtag noch nicht erhalten. Die Tina schrieb nicht so, auch nicht die Lenka oder die Marika oder gar die Viktorka. Auch der blaue Onkel nicht. Schließlich faßte sich Ignaz ein Herz, öffnete und las:

„Herrn Ignaz Posurek in Diekar, Hauptstraße 16.

Für meine ärztlichen Bemühungen in der Nacht zum siebenundzwanzigsten November erlaube ich mir den Betrag von dreißig Mark zu liquidieren. Hochachtungsvoll Dr. Müller.“ Darunter folgte dann viel weniger hochachtungsvoll der Zusatz: „Ich erwarte den Betrag innerhalb acht Tagen, andernfalls erfolgt gerichtliches Verfahren.“

„Der Pelz!“ Ignaz blieb der Mund offen stehen. Er vergaß sein geliebtes Pieronie zu sagen und kratzte sich bloß den Schädel. Gleich dreißig Mark, sonst gerichtliches Verfahren! Davor und vor dem Bergverwalter mit den blanken Augen hatte er einen heillosen Wind. Aber dreißig Mark! Er war

schon billiger gefahren, wenn auch nicht vornehmer. Nach einigem Überlegen schätzte Ignaz: das billigste sei doch zu zahlen.

Von dem bösen Brief sagte er keinem ein Wort, fuhr aber in der nächsten Zeit so unerhört regelmäßig an, sogar mit Beischichten, daß der Steiger ihn verwundert fragte, ob er endlich ausgeburzt habe. Sehr verlegen schwieg Ignaz; dann bat er um dreißig Mark Vorschuß, die er auch erhielt. Er schickte sie durch die Post dem Pelz zu und schrieb schämig nur die Anfangsbuchstaben seines Namens auf den Abschnitt. Gut fressen – gut bezahlen! dachte er. Dann fiel ihm ein Stein vom Herzen, die Sache war beigedreht; er konnte frei darüber reden und besorgte das ausgiebig und mit strahlender Miene. Herr Ignaz Posurek hatte in der Zeitung gestanden und war ein berühmter Mann geworden.

Die Besserung hielt nicht lange vor. Ignaz schätzte die Arbeit sehr – bei andern. Das fand bald auch der Steiger und verlegte ihn „zur Belohnung“ als Anschläger in den Füllort des Wettertschachtes. Hier in der tiefsten Stelle des Schachtes, wo nur Mannschaften und Holz verkehrten, gab es wenig zu tun, in der Hauptsache beim Anschlagen der Signale scharf aufzupassen. Dazu war Ignaz der Mann. Er fühlte sich als eine Art Aufsichtsperson und kam sich den anderen gegenüber sogar etwas befördert vor. Das fiel aber sogleich ab, als er feststellte, daß er nie mehr als drei Mark Schichtlohn verdienen konnte. Ignaz hätte demnach wohl Grund gehabt, fleißiger anzufahren. Weil er aber trotz seiner vierundzwanzig Lenze noch bei Muttern lebte, die am Dorftrand ein baufällig Häuschen besaß, zu dessen Erhaltung er aus seinem Verdienst nur ausnahmsweise und bei guter Laune etwas beisteuerte, so ließ es sich auch mit weniger Schichten leben. Beschäftigung sei gut; sie dürfe aber nie in Arbeit ausarten, war der Wahlspruch von Herrn Ignaz Posurek. Und ein Feiertag sei kein Feiertag, wenn der zweite nicht gleich darauf dem ersten den nötigen Nachdruck, die erforderliche Vertiefung und Weihe gebe.

„Mit dem Bux ist nichts zu machen; am besten, wir schmeißen ihn raus, je eher, desto besser!“ klagte der Steiger dem Bergverwalter.

Doch bevor der Alte diese Absicht ausführen konnte, trat eines Tages ein anderer, ein großer, grobschlächtiger Mann mit gewaltigen Fäusten und unbarmherzigen Augen an den Unverbesserlichen heran, packte und schüttelte ihn dermaßen, daß dem Bux Hören und Sehen vergingen und alle seine tausend Sünden und Sündchen nicht nur ein-, sondern zum guten Teil auch ausfielen.

Der Riese nannte sich Schicksal.

Ignaz führte unten in seinem Füllort ein beschauliches Dasein. Zu tun gab's wenig, sobald die Belegschaft ein- oder ausgefahren und das Holz eingehangen war. Dann wurde es nicht selten sterbenslangweilig, was der Anschläger in seiner erzwungenen Einsamkeit am allerwenigsten schätzte. Er saß, döste vor sich hin und braute dumme Streiche und Späße, die er seinen Genossen hernach frisch vom Faß einschenkte. Am wenigsten liebte Ignaz die Sonntage, wo der Verkehr noch mehr einschloß. Aber zwei Mann mußten immer am Schachte sein, er unten und sein Kamerad, der Pietrek, oben auf der Hängebank.

Zwischen ihnen beiden saß noch ein dritter, oben ein Stücklein seitlich unter der Hängebank. Der war ein noch viel windigerer Geselle als Ignaz; denn er begnügte sich nicht mit dem Wind, den er um sich herum selbst anmachte, sondern sog mit vollen Backen und vielem Fauchen und Pusten den ganzen schlechten Wind aus der Grube heraus. Allerdings hätte er die schöne frische Waldluft draußen um den Schacht herum viel lieber verzehrt. Aber das erlaubte von Polizei wegen der hohe Königliche Bergrat nicht. Der befahl, daß oben über den Mund des Schachtes wie ein Maulkorb ein dicht schließender Bretterhut gestülpt wurde, damit auch nicht ein einziges reines Lüftlein den Mund des Schachtes verschre. Also ein umgekehrter Maulkorb.

Der paßte dem Oberwindbeutel unter der Hängebank, dem Herrn Ventilator, gar nicht. Er sog und zog oben an dem Bretterhut herum, ob er nicht durch irgendein vergessenes Spältlein etliche Happen frischer Lebensluft ergattern könnte. Unter dem Hute sauste und piff es, als ob draußen ein Sturm die Bäume schüttelte; war aber gar nicht so; denn die Tannen im Walde herum standen fein still auf einem Bein und schliefen. Nur der Oberwindbeutel warf wie rasend Arme und Beine in wilden Kreisen um sich, als wäre er vor Eifer oder Zorn toll geworden.

Öffnete aber ein Unvorsichtiger einmal eine der beiden Luft- und Eingangsklappen zu dem Bretterhut, so packte den Oberwindbeutel eine Habgier, wie den ärgsten Kriegsmucherer. Er riß durch das enge Loch soviel von dem guten Lebensstoff draußen in seinen nimmersatten Schachtschlund hinab, wie nur irgend Platz hatte. Wer in solch einem Augenblick dem offenen Schlunde zu nahe kam und nicht acht gab, konnte leichtlich von ihm verschlungen werden.

Auch Ignaz Posureks bester Freund war der Oberwindbeutel nicht; denn er hatte immerfort etwas an dem Bux auszusetzen und herumzuputzen. Schon als Ignaz ihm bei seinem Amtsantritt den schuldigen Besuch abstattete und dabei nach vornehmer Buxenart den Filz auf dem Kopfe behielt, fühlte er mit einem Male an seinem Schädel einen Ruck nebst darauffolgender Kühlung.

„Na erlauben Sie mal!“ hatte er, nach dem Hute greifend, einwenden wollen; doch da war die Stelle, wo bisher der Hut gesessen, bereits leer, und durch die sich sträubenden Burenlocken pfiß ein Sturm von Stärke zwoßf. Den Hut fand Ignaz danach arg zerknittert und höchst unkünstlerisch umgeformt im Geäst einer Tanne draußen.

Unten in seinem Füllort wurde Ignaz jede Sekunde von dem ewig unruhigen Genossen gehänselt. Bald pfiß und zupfte er hier, bald dort, bald kalt, bald warm, löschte ihm die Lampe aus oder warf ihm einen stinkenden Geruch in die Nase, wenn der Steiger zum Sonntagsvergnügen unten ein paar Branddämme öffnete.

Solch ein Sonntag war auch heute. Der Windmacher blies mit doppelten Backen; denn unten wollte der Steiger die schlechten Wetter aus den geöffneten Brandbauen vertreiben. Dann war er wieder zu Tage gefahren, und Ignaz blieb unten seit einer Stunde allein. Langweilig zum Sterben. Er saß und döste. Brot und Kaffee waren längst verzehrt; bereits meldeten sich von neuem Hunger und Durst; er fing auch an zu frieren.

Da fiel ihm sein Busenfreund und Genosse Pietrek oben unter dem Bretterhut auf der Hängebank ein. Der war ein Proß, saß an einem warmen Ofen, hatte stets etwas Gutes zu schmausen, zu rauchen, vielleicht gar zu trinken. Sicher aber konnte Ignaz zur Bannung der Langeweile einen Schnabel voll mit ihm „Bergamt“ halten. Zu tun war bis zum Schichtwechsel nichts mehr, zum zweiten Male erschien der Steiger sicher nicht, und wer unten etwas wollte, mochte klopfen; dann war Ignaz auf der Förderschale schnell wieder an seinem Platz. Also los! Hinauf zu dem Obergemossenen trotz des strengen Verbots, den Posten zu verlassen.

Zwei Signalschläge, dann sauste die Schale mit Ignaz die dreihundert Meter empor. Richtig! Besser hätte er's gar nicht treffen können. Pietrek saß neben dem glühenden Ofen, aß Brot und Speck, hatte eine Flasche Bier neben sich, und die Tabakspfeife schaute vergnügt in voller Erwartung aus der Tasche. Sonntagsstimmung. Fehlte bloß noch Gesellschaft zu einem Schwatz, und dazu war Ignaz der richtige Mann.

Er stieg von der Schale, ließ den Schachtverschluß offen, um, falls Gefahr eintrete, schnell wieder abfahren zu können, setzte sich zu Pietrek an den warmen Ofen, rieb sich die kalten Hände, warf nicht mißzuverstehende Blicke auf Pietreks Eß- und Trinkvorräte und war schnell mit Wis und Scherz zur Hand. Sein Genosse verstand den Wink, teilte mit Ignaz, holte aus einem verstopften Winkel unter einer nassen Decke noch eine weitere Flasche hervor, und sie schwasteten und schmausteten vergnüglich.

Ein Mann von der Brandwache kam, um einzufahren. Pietrel winkte ihm zu, jener bestieg die Schale, schlug sich selbst das Signal und fuhr ab. Der Schacht blieb offen. Dann waren die reichlichen Bestände des Sonntagsmahles verzehrt, die Flaschen geleert. Die Verdauungspause begann, der Mund ward faul, das Auge müde, der Ofen strömte behagliche Wärme aus, und die beiden Genießer neben ihm auf den Schemeln hoben ein verstohlenes Verdauungsschälchen an. — —

Wer gleitet da lautlos am Seil im Schachte empor und hebt sich langsam und lauernd aus dem Dunkel der Tiefe in die Halbhelle der Hängebank? — Gleich feurigen Kohlen glühen zwei tiefe Augen unter schwarzer Kappe hervor; ein langer, eisgrauer Bart verdeckt fast ganz die Zwerggestalt des unheimlichen Kobolds und läßt sie nur in verschwommenen Linien matt aus dem Halbdunkel auftauchen. Stierig hasten die verzehrenden Blicke an den beiden Schläfern, die sich unter deren Ausstrahlung unbewußt unruhig bewegen. Welchen wird der Blick fassen, die Faust strafen? — Schuldig sind sie beide. Der Schacht steht offen.

„Warum schlaft ihr?“ — —

Das finstre Schicksal der grausigen Tiefe lugt opferheischend über den Rand der Menschenwelt, sucht, welchen es ertasse und strafft die Muskeln zum vernichtenden Sprunge. Warum schlaft ihr? —

Plötzlich von draußen eine durchdringende Stimme:

„Anschläger!“

Der Gnom ist davon. Wie der Blitz fahren die beiden Schläfer empor, schlaftrunken, ratlos, Ignaz zu Tode erschrocken.

„Der Alte!“ Sie kennen seine Stimme.

Mit einem Satz ist Ignaz am Schacht, um abzufahren. Der Verschluß steht offen, aber die Schale hängt unten. Er hat's vergessen, sieht's im Schreck nicht. Und als er's sieht, ist's zu spät. In einer Sekunde spielt sich alles ab. Der Bergverwalter reißt die Tür zum Bretterhut auf; ein gewaltiger Luftstrom, vom Ventilator angezogen, faust in den Schacht hinab. Ignaz, der demselben Ziele zustrebt, mit voller Gewalt packend und dahin mitreisend.

Ein furchtbarer Schrei. Der Anschläger sieht Ignaz mit vorgestreckten Armen in die Leere des Schachtes hinabstürzen. Es kriecht ihm durch Mark und Bein.

„Ihr verdammten Kerls! Wer ließ den Verschluß offen?“

Der Bergverwalter ist zugesprungen, steht am Schacht und starrt schauernd hinab. Der da unten ist erledigt, dreihundert Meter, kein Gedanke!

Plötzlich ein Hilferuf aus der Tiefe, kurz, gellend, markerschütternd. Die beiden oben starren sich groß an. Ein Wunder ist geschehen. Der Alte leuchtet mit der Taschenlampe in das Dunkel hinab und erblickt ein Stück abwärts einen Menschen am Seil hängen.

„Hilfe, Hilfe! Ich rutsch' ab!“

Um die Haltbarkeit des Seiles zu erhöhen, muß es reichlich mit einer Fettmasse geschmiert werden.

„Halt' fest; wir helfen!“

„Kann nicht halten!“ kommt's zurück.

Nur wer in solchen Augenblicken ohne Besinnen das Rechte erfast, kann Führer sein.

Die Sekunde im Hirn des Bergverwalters entscheidet über Leben und Tod.

„Schnell Holz über den Schacht! Hier an der Seite!“

Dann läuft der Alte in den Maschinenraum nebenan. „Schale ganz langsam ziehen; Mann hängt am Seil!“

Sofort versteht der Maschinenwärter.

Jetzt Stempel, starke Rundhölzer, lang genug über den Schacht, um einen Halt zu finden, den Verunglückten zu fassen. Dann kann's gehen – wenn er hält. Die beiden Männer keuchen unter Drang und Last ihres Rettungswerkes.

Ignaz hängt am Seil, gegen das er beim Sturz mit größter Wucht geschleudert wurde. Mechanisch krampfhaft hat er's im Fall mit Hand und Fuß ergriffen und sich verzweifelt daran festgehalten. Aber es geht nicht, mit den Beinen gar nicht! Das linke will nicht fassen, schmerzt furchtbar, baumelt daneben, muß gebrochen sein. Und unter ihm hängen dreihundert Meter leerer, leerer Raum. –

Die Hände umkrampfen das fettriefende Seil, finden aber keinen Halt. Ein Ruck abwärts – ein Schrei – verzweifeltes Festklammern am Seil, am Leben. Warum schon sterben? Leben, leben! Er ruft, jammert und bittet nach oben. Nach unten? – Nicht daran zu denken! Da ist der Tod – dreihundert Meter! – ein zerschmetterter Körper. – Kalter Schweiß perlt auf der Stirn.

Von neuem ein Ruck abwärts, krampfhaftes Anklammern, verzweifelt Rufen. Was machen sie oben so lange? Warum helfen sie nicht? – Hilfe, Hilfe! Oben, oben! – Nicht unten! – Dreihundert Meter! – Diese zermalmende Angst! Und unter ihr will sich jetzt noch ein anderes hervordrängen, wo es zu Ende geht: Hast du immer recht getan? – Wie oft hat die Mutter geklagt! – Die Mutter! Was hat man sich darausgemacht! – Aber jetzt?! –

Abermals ein Stück abwärts, rückwärts! Auch die Gedanken springen

rückwärts. Die Mutter – er sieht zwei verweinte, traurige Augen – auch von der Tina, die er sitzen ließ mit dem Kind. – Diese Angst, die helle, wahnsinnige Angst! – Was kommt dann, wenn er – unten liegt? – Er will besser werden, alles gut machen.

Wie lange hängt er schon am Seil? – So muß die Pein, die Hölle, die Ewigkeit sein. – Alles vergeblich! – Am besten, sofort loslassen – vorüber! – Jetzt gleitet er langsam, ganz langsam abwärts. Die Kräfte verlassen ihn, die Hände ermatten. Es braust wild in den Ohren wie ein Orkan, zuckt und flammt rot vor den Augen wie jagende Blitze in Winternacht. – Wie, wenn er langsam am Seil abglitte? – Dann müßte er doch heil unten ankommen! – Unsinn! Dreihundert Meter! Und ist er einmal in Bewegung, dann –

Oben poltert's. – Fangen sie endlich an? – Ist ja alles umsonst, alles ganz gleich. Er schließt die Augen. – Aber nein! Leben, leben! – Oben ruft einer: Festhalten! – Nicht rutschen! – – Ja, nicht rutschen!?

Jetzt gleitet er schon schneller – schneller –. Nun ist's gleich zu Ende. – Dreihundert Meter! – Aber was ist das? – Geh't's nicht aufwärts? Wird's nicht heller? – Leben, leben! Wie Schraubstöcke pressen sich die Hände ums Seil; zusammengeschobenes Fett quillt zwischen den Fingern hindurch. Wer soll da halten? – Alles umsonst! Mit den Zähnen will er sich am Seil festbeißen – vergeblich.

Noch einen Augenblick! – Heiligste Jungfrau! – – Mutter Gottes! – – Noch einen Augenblick! – – Vater unser! – – – Jetzt wird es ganz still und dunkel – nun kommt's – – schwer – so müßt – – hinab.

Da packt in letzter Not eine sehnige Faust des Gleitenden Nacken und Leben. Der Bergverwalter steht auf zwei Rundhölzern über dem gähnenden Schacht, klammert sich mit der Linken seitlich am Bitterwerk fest und hält mit dem eisernen Griff seiner Rechten den Bewußtlos gewordenen über der Pforte des Todes. Unter eigener Gefahr des Absturzes rollt er das Rundholz gegen das Seil. Ein Signalschlag – das Seil steht. Ein weiteres Zeichen – langsam senkt es sich mit seiner Last und läßt den leblosen Körper auf dem untergeschobenen Holz eine Stütze finden.

„Halt!“ Im Starrkrampf umklammern die Hände des Geretteten immer noch das fettglänzende Seil. Maschinenleute eilen herzu, legen weitere Hölzer über den Schacht und bringen Ignaz in Sicherheit.

„Was ist das für ein Kerl?“ fragte der Bergverwalter, den Schweiß von der Stirn wischend, während die anderen den Geretteten auf einen Haufen Puzwolle seitwärts betten.

„Der Posurek vom Füllort unten.“

„Ach, Unsinn!“

Er war's schon. Die wenigen Sekunden jäher Todesangst hatten hingereicht, das dunkelbraune Haupthaar von Ignaz Posurek ehrbar weiß zu färben. Er war ein Greis geworden. Der schwere Stoß gegen das Seil hatte sein Bein gebrochen, am Knie zerschmettert. Als er nach mehreren Monaten aus dem Krankenhause entlassen wurde, hinkte er auf seinem steifen, gekürzten Bein an zwei Stöcken nach Hause.

Die Mutter schalt und weinte nicht, als der Sohn heimkehrte. Das tröstete ihn. —

Mit der Bergarbeit war's natürlich aus, die Invalidenrente knapp, die Aussicht auf ein beschauliches Dasein gleich Null. Dieses, das weiße Haar und wie er dazu gekommen, ließen Ignaz Posurek zum ersten Male näher darüber nachdenken, welchen Zweck wohl der Herrgott in das menschliche Leben überhaupt hineingelegt hätte. Die Frucht solcher Besinnung führte an einem der folgenden Tage den Grübler zu Tina. Er nahm ihren und seinen Jungen bei der Hand und fragte gedrückt, ob sie ihn jetzt heiraten wolle. Er meinte, es sei gut für alle drei, auch für seine alte Mutter und für das noch ältere Häuschen am Dorfrand, in dessen Garten genug Kraut und Kartoffeln wüchsen. Eine gute Milchziege und sechs brave Hühner seien auch vorhanden, und eine tüchtige junge Hausfrau könne deren Zahl und Leistung leicht verdoppeln. Und ins Gasthaus gehe er überhaupt nicht mehr.

Tina ließ sich lange so bitten, wie sie selbst einst erfolglos vor Ignaz um dasselbe gebettelt hatte. Doch das Gewicht der angeführten Gründe wog schwer, ein besserer Bewerber stand nicht in Aussicht, und wenn Ignaz Posurek still auf dem Stuhle saß, die große Pelzmütze über die weißen Haare gezogen hatte und darunter lustige Augen hervorblitzen ließ, war er immerhin noch ein sehr beträchtlicher Mann. Darum ließ sich die Tina erweichen und zog hinüber in das alte Haus am Dorfrand.

Bewaffnet mit der Ruhe eines also verehrlichten Gewissens begab sich Ignaz Posurek am Tage nach der Hochzeit zu seinem Lebensretter, dem Bergverwalter, um hier eine wohlüberlegte Sache auszufechten. Der Alte lachte, als er den jungen Weißkopf vor sich sah, wie er verlegen die Mütze in der Hand drehte.

„Na, da bist du ja wieder, alter Pieron!“

Ignaz schüttelte verneinend das ehrwürdige Greisenhaupt und — lächelte pfiffig auf seiner jüngeren Halbkugel.

„Das ist nicht mehr, Herr Bergverwalter.“

„Na na! und was willst du?“

„Möcht' ich um Arbeit bitten; hab' doch geheiratet und . . .“

„War auch die höchste Zeit. Aber was soll ich mit dir machen?“

„Hab' ich gedacht, daß für die Beamtenhäuser, wo immer mehr werden und wo auch der Herr Bergverwalter und der Herr Obersteiger wohnen, nötig ein Wächter fehlt. Haben die verdammte Buxe doch wieder dem Herrn Obersteiger das fette Schwein gestohlen.“

„So, und da meinst du, ich soll den Oberbux zum Wächter machen!“

„Werd' ich alles gut besorgen! Der Herr Bergverwalter haben ja auch ein Schwein und Hühner und Gänse und Enten im Stall und Apfel und Kraut im Garten; und die Buxe steigen über alle Zäune.“

„Das mußt du ja wissen!“

„Na, komm mal morgen wieder!“

Mit dieser halben Zusage humpelte Ignaz vergnügt heim. Er hatte sich das Wächteramt reiflich überlegt: Keine halbsbrecherische Arbeit, aber manchen Groschen Nebenverdienst; wenig Aufsicht, aber selbst so eine Art Aufsichtsperson und stets in der gewinnenden Nähe des Alten, dem Ignaz als seinem Lebensretter eine rührende Dankbarkeit entgegenbringen zu müssen glaubte, und wenn sie sich nebenher auch auf das fette Schwein erstreckte.

Das fette Schwein gab den Ausschlag. Nach einigen Tagen trat Ignaz seinen neuen Dienst an, machte gewissenhaft seine Rundgänge durch die Höfe und Gärten und verstand bald, sich durch kleine Dienste und Botengänge unentbehrlich und wohlbezahlt zu machen. Wenn Apfel, Birnen, Kartoffeln und Kraut reif waren, half er bei der Ernte. Familienfeste verließen nie vorschriftsmäßig ohne seine hilfreiche Mitwirkung. Die Höhepunkte seines Daseins aber erschienen, wenn im Winter eins nach dem andern die fetten Schweine geschlachtet wurden. Dann nahm Ignaz wie ein Herrscher dieses Reiches die prallen Würste und Speckstücke in Empfang als wohlverdiente Steuer dafür, daß er durch seine staatszerhaltende Wachsamkeit alle bösen Buxe von den ledernen Borstentieren ferngehalten hatte.

Das einzig Unangenehme seines Amtes war nur, daß er als Wächter notgedrungen wachen mußte; denn der Alte pastete höllisch auf. Wenn er selbst einmal nach der Meinung von Ignaz geburt, das heißt in der Stadt zehn oder mehr Schoppen Pilsener getrunken hatte, vergnügt heimkam, so konnte der eifrige Wächter sicher sein, daß ihm sein Herr und Gebieter allemal einen Besuch abstattete und ihn nach seinem Befinden fragte.

Deshalb pastete Ignaz an solchen Abenden besonders scharf auf, bis der Gestrenge heimgekehrt und zur Ruhe gegangen war. Damit Ignaz von der Heimkehr sicher Kenntnis erhielt, falls er währenddessen gerade anderswo

auf dem Rundgange war und die Begrüßung verfäumte, hatte sich der Schlaue ein feines Plänchen ausgeklügelt. Das war ein ganz kleines, unschuldiges Steinchen, das er von innen auf den breiten Drücker des Hoftores legte. Beim Öffnen von außen mußte das Steinchen sicher hinabfallen. Kam Ignaz dann zurück und fand das Steinchen nicht mehr an seinem Platz, so war der Alte zu Hause, die Luft rein, und man konnte ungestört in der warmen, geschützten Ecke an der Schornsteinwand im Flur, die Ignaz als sehr geeignet befunden hatte, sein verspätetes Schläschen nachholen.

Lange Zeit tat dieses Steinchen als getreues Sicherheitschloß vorzügliche Dienste. Und Ignaz Posurek's Ruf als ehr- und tugendsamer Wächter war so fest begründet, daß sein Träger sich die nicht mehr zu umgehende Beförderung zum Oberwächter mit allen Farben ausmalte.

Doch es kam eine Nacht, wo der Krug zerbrach. Der Alte kam heim, hörte beim Aufschließen des Tores etwas auf die Fliesen fallen, glaubte selbst einen Gegenstand verloren zu haben, leuchtete mit der Taschenlampe, fand aber nichts. Dasselbe geschah bald darauf wieder und gab dem aufmerksam gewordenen Bergverwalter zu denken. Das drittemal leuchtete er vor dem Öffnen die Tür eingehend ab, fand das Steinchen, erriet den Zusammenhang, lachte vor sich hin, warf das Steinchen ab und erwischte eine Stunde später Herrn Ignaz sanft schlafend in seiner gemüthlichen Ecke.

Ein beträchtliches Donnerwetter folgte.

„Du bist ein Bux und bleibst einer!“

Das harte Wort verdroß Herrn Ignaz Posurek bis in den tiefsten Grund seiner ehrlich geschlagenen Seele. Ein Bux. — Er ein Bux? — — Und bloß wegen dem ganz kleinen, kleinen Steinchen? — Nein! — Und doch!

Weiter mußte er nun seine langen Wächternächte schleppen; denn mit der Herrlichkeit des Oberwächters war es aus. Doch ein echter Bux ist nicht umzubringen. Zwar — vor gewagten Stücklein hütet sich Herr Ignaz; er hat ein unverdauliches Haar darin gefunden. Aber er wird wieder ein Steinchen, ein ganz kleines, unschuldiges Steinchen suchen, finden und auflegen, um sich sein Leben nach Möglichkeit leicht und angenehm zu machen.

Denn das muß er!

Die zweite Schicht des Wendelsdick

Von Claus Schmauch (um das Jahr 1920)

Der Wendelsdick dampfte immer noch, wenn er aus dem Grubenbad kam und in den Gruben-Omnibus stieg, der wartend vor dem Zechentore stand.

„So, da wären wir wieder“, sagte er fast jedesmal zu dem Chauffeur, einem faulen, dicken Kerl, von dem man fast nie wußte, ob er wachte oder schlief. Und der Chauffeur gähnte dann auf und meinte gedehnt: „Oh jeh, ich wollte, sie wären schon alle da.“

Der Wendelsdick aber sackte auf eine der hölzernen Sitzbänke, schrammte zwei-, dreimal mit den Füßen über den schmutzigen Laufrost und begann bald zu schnarchen.

Warum sollte er auch machen und weshalb die Nase zum Fenster hinausstrecken. Es gab ja doch nie etwas anderes zu sehen als ein verrostetes Eisengitter, hinter dem die ewig dampfende Maschinenhalle lag, und ein paar halbdürre Akazienbüsche, die ihn traurig stimmten. Jedoch das monotone Stampfen der Maschinenkolben und das eintönige Geplätscher der nahen Wasserhaltung ließ er sich gern gefallen. Das lullte ihn schnell in den Schlaf und war ein Singsang, der nie störte.

Wie der Wendelsdick machten es fast alle Talweiler Bergleute, die in den alten, schäbigen Omnibus stiegen. Nur war der Wendelsdick meistens schon am Schnarchen, wenn sie ankamen, und saß stets auf dem gleichen Platz in der hintersten Wagenecke.

Aber trotzdem war der linke Eckplatz nichts Besonderes. Es war ein Sitz wie alle andern, genau so hart und unbequem. Ja, er hatte noch sogar den Nachteil, daß er beim Fahren rumpelte und pumpelte und den Wendelsdick nach rechts und links warf. Und doch fehlte dem Wendelsdick etwas, wenn er diesen Platz nicht einnehmen konnte. Es war nicht allein die Gewohnheit, die ihn dorthin trieb, sondern etwas ganz anderes. —

Nun war der Wagen gefüllt. Ein paar Buben, die noch in der Kantine ein Glas Bier heruntergekippt und sich dadurch verspätet hatten, standen, von Beinen und Rucksäcken eingeklemt, in den Nischen. Sie griffen, als der Wagen anrollte, nach den Deckengriffen und klemmten ihre Zigaretten fester zwischen die Lippen. Nach einigen Stößen war nichts mehr zu hören als das gleichmäßige Stampfen des Motors und das monotone Geklapper der Karosserie, die bei jeder Unebenheit des Weges schaukelte und schwankte.

Aber diese Geräusche streiften nicht mehr das Gehör des Wendelsdick. Er schlief so fest, daß selbst ein paar knallende Schüsse des Vergasers nichts zumege brachten als ein Zittern seines eingesunkenen Körpers, der alle Stöße und Schwankungen des Wagens mitmachte, ohne sich weiter aus seiner Lage zu verschieben.

Wie ähnlich sahen sich jetzt diese schlafenden Männer von Talweiler. Der Schlaf hatte alles Persönliche aus ihren Zügen gewischt. Abgestempelt von der gleichen Arbeit und eine schwere Müdigkeit in den Gliedern, glichen sie vom Trommelfeuer zermürbten Soldaten, ein Eindruck, den noch die gleichmäßigen Schaffkleider, Grubenbündel und Rucksäcke vertieften.

Nun hat der gelbe, staubige Omnibus das Grubenrevier hinter sich und biegt ein in stilles, bäuerliches Land. Rotbraune Reife liegt über den Wiesen. Zwischen gilbenden Korngewannen klingen Hackenschläge auf und werden verschluckt von dem Fauchen des Motors und dem aufgewirbelten Staub. Bunt-schädliches Weidevieh ruht unter fruchtbeladenen Obstbäumen und ist am Wiederkäuen. Giftgrüne Kartoffelstöcke unterbrechen das fahle Grün der Roggenbreien. Frauen und Mädchen, den Heurechen auf der Schulter und den irdenen Kaffeekrug in der Hand, weichen dem Auto aus und biegen ab in frisch gemähte Wiesen. Bunter und farbenprächtiger wird die Landschaft. Das düstere Grau der Schlackenhalden wird verdeckt von dem wohlthuenden Grün stiller, sommerlicher Wälder. Und blanke, stattliche Dörfer schieben ihre Giebel und Dunggruben dicht an die Straße. Stall- und Schollendunst durchtränkt die Luft, der Geruch einer Welt, die nichts mehr von dem Giftbrodem der Zeche weiß.

Jetzt biegt der Wagen in die breite Mulde eines Seitentales ein, das noch keine Bahn und keine Elektrische erschlossen hat, und der Wendelsdick sitzt auf einmal aufrecht auf seinem Platz und schaut um sich mit klaren, umsichtigen Augen. „He, ihr Faulenzler, hoch mit dem stracken Kreuz, hier ist schon Talweiler Bann!“ Wie eine helle Glocke tönt seine Stimme über die gebeugten Rücken und Köpfe, und ein Klang liegt darin, der alle wachrüttelt und weckt.

„Alter Feldteufel, kannst du nicht mehr warten, bis du die Sense in der Hand hast?“ fährt ihn einer an, aber auch in seinen Augen steht ein heller Glanz, und seine vorhin noch so müden Züge färbt ein dunkler Blutstrom und macht sie voller und glatter.

Talweiler Bann! Der Wendelsdick steht am Fenster, und seine Augen saugen sich fest an jedem Fleckchen Erde, das draußen vorbeifliegt und ihn grüßt wie einen alten Bekannten. Auf der linken Seite des Weges, der sich jetzt durch Wiesengründe und Saatgewanne schlängelt, liegen seine besten Stücker und zwei Wiesen, von denen jede drei Wagen Heu liefert, ohne den Grummet. Es sind ordentliche Lappen, das Erbe der bäuerlichen Eltern, auf denen er von Rindsbeinen an schaffte und zackerte, pflügte und säte, hackte und mähte. Er kann nicht an ihnen vorbei, ohne aufzustehen und sie zu betrachten. Darum ist er auch so erpicht auf den linken Eckplatz am breiten hintersten Fenster, und darum wird er jedesmal wach, wenn er in ihre Nähe kommt. Selbst wenn er von der Nachtschicht heimkehrt und er im Dunkeln nichts unterscheiden und ihnen nicht zunicke kann, wird er hier wach und muß die Nase ans Fenster drücken. Das ist wie ein Anruf, wie ein Stoß, der durch seinen Körper geht, wie ein Hierruf im Zehensaal; wie ein Reden und Strecken der steifen Knochen nach neuer Arbeit.

Es macht sich, es macht sich! Das Korn steht ordentlich steif und kam gut durch die Blüte – und die Jauche im Kappesstück scheint stark zu treiben. – Hei, und das Gras in den Wiesen reicht fast bis an die unteren Äste der Kopfwciden und ist doch nicht gefallen und liegt darum nicht zu schwer auf der Sense. – Mit einem Schwung, den keiner dem verschlafenen Wendelsdick zugetraut hätte, wirft er seinen Rucksack über die Achsel und strebt schon, bevor der Omnibus hält, zwischen den andern Bergleuten hindurch.

„Langsam, alter Schaffnarr, brer, langsam! Die Wiesen laufen nicht fort! Und der Tummeldick hat noch immer den Hals gebrochen!“ ruft ihn einer an. Aber er selbst ist auch schon am Borrücken und folgt dem Wendelsdick auf den Fersen.

Wie haben sich diese Männer auf einmal verändert. Das ist keine müde Menschenfracht mehr, die gleichgültig vor sich hindöst und gefühllos gegen ihre Umwelt geworden ist. Hier, im Bannkreis des Heimatdorfes, scheinen neue Säfte und Kräfte in ihnen aufzusteigen. Ihre Bewegungen werden hastiger und elastischer. Muntere Zurufe fliegen hin und her. Unruhe und Erwartung zucken durch ihre Gesichter. Die Sprache wird wohlklingender und fließender. Ihre Frauen und Töchter stehen in den Türen und winken ihnen zu. Ihre Kinder eilen dem Omnibus entgegen und lärmern und jauchzen.

Langgestreckte Hausfronten mit steilen Satteldächern schieben sich in die Fenster des Wagens. Scheunentore und Stalltüren sind geöffnet und scheinen ihre Besitzer zu erwarten. Heuwagen holpern und schwanken vorüber und kämmen die Gartenhecken. Sensengedengel läuft neben dem langsam fahrenden Grubenauto her und haltt aus allen Winkeln. Der Duft des Heues dringt trotz dem Benzingeruch in die Nasen der Männer und läßt sie aufschrauben wie gezügelte Pferde. In die erschlafften Sehnen und Muskeln springt ein neues Schwellen und Vibrieren. Der Omnibus hält, und nach einer Minute sitzt niemand mehr im Wagen als der dicke Chauffeur, dem der Schweiß in runden Perlen über das Gesicht läuft. Er stöhnt laut unter der drückenden Hitze.

Ach Gott, was müßte da der Wendelsdick erst stöhnen. Nach einer halben Stunde steht er schon in seiner Wiese und ist am Mähen und Wehen. Zum Heueinfahren hat er keine Zeit. Das mögen die Frau und die Kinder besorgen. Er muß mähen – niederschlagen – die Hauptarbeit besorgen, ohne die kein Grassalm dürrer und sich kein Heustall füllen kann. Er muß strampeln und drängeln, daß er den anderen nachkommt; denn Ernteurlaub will er nicht nehmen. Die ausgefallenen Schichten würden ein ordentliches Loch in den Geldbeutel fressen.

Und der Wendelsdick mähte, daß ihm der Schweiß in Bächen den Rücken herunterlief – mähte, daß ihm das Hemd aus dem Hosensbund quoll und sich um seine Hüften bauschte wie eine weite Bluse. Er lag so tief über der Sense wie vor einigen Stunden über der Grubenschaukel, nur mit dem Unterschied, daß er hier auf seinem Grund und Boden stand und sich hinsetzen und ausruhen konnte, wenn er wollte. Die Sense zischte so scharf in einen Wurmschich, daß sie stecken blieb und dröhnte. Da richtete er sich auf, taumelte etwas zurück und strich die Haare und den Schweiß aus den Augen. Hatte das Geschirr vorhin nicht geklungen, als sei er mit der „Kohlenschipp“ an die Schüttelruttsch gestoßen? Er stieß einen heißen Luftstrom durch die Lippen und blickte sich um.

Dummes Zeug! Wie kam er nur auf solche Gedanken? Wölbte sich nicht über ihm des Herrgotts großes Himmelszelt, das nicht einstürzen konnte, obwohl es keine Streben und Querbölzer stützten? Koch es nicht nach allerlei Tee und Bekräuter statt nach Teer und Sticlust? Kam den Bach hinauf nicht ein frisches Lüftchen gehüpft und kühlte ihm die Schläfen und die Brust? Seine Augen wurden wieder klar. Er sandte sie nach rechts und links, über die Nachbarwiesen, wo auch einige Sensen schabten und kratzten. – Guck, der Lattenfranz war auch schon da – und der Bergmichel hatte gar seine Alte angespannt, die wie eine Zuderhand neben ihm ausgriff und mit ihm Schritt

hielt. Eine tüchtige Frau. – Nun ja, seine Ammei war auch nicht von Zucker; aber seit dem letzten Kindbett duldete er es nicht mehr, daß sie ihm beim Mähen half. Es war schon schwer genug für sie, wenn sie dem Ältesten das Heu zugabelte und beim Einfahren und Abladen die Hauptarbeit leistete. – Ihm machte das Alleinmähen gar nichts aus. Den Schweiß war er ja von der Grube her gewöhnt.

Der Zirkelschlag seiner Sense wurde noch breiter und wuchtiger. Das Geschirr fuhr rauschend und klingend vor ihm her und segte eine glatte, blanke Straße durch das wogende Gehältn. Eine Straße, noch länger als der Bandstoss in Abteilung 5. – Der Wendelsdiel legte wieder eine Atempause ein und begann das schmerzende Kreuz zu kneten. Dunnerkeil, man spürte doch, daß man schon eine Schicht hinter sich hatte. Jetzt mußte er sich doch bald niederknien und etwas ruhen. Zittrig fuhren seine Finger über den Sensendengel. Doch, der war noch dünn, und die Wassertropfen, die von der Schärfe fielen, erinnerten ihn daran, daß schon der Nachttau auf die Wiesen gefallen war. „Grad jetzt schneidet es sich am besten“, knurrte er vor sich hin und widerstand den Lockungen des streikenden Körpers. – Erst als der Mond über der nächsten Bergkuppe stand und im Bach schon die Frösche quakten, hörte er auf und schwankte heim.

Sein Köcher klapperte, wenn er über die Gräben trat, und die ausgerenkten Arme konnten die Sense kaum noch halten. Da erinnerte er sich an den Brotranken, den er eingesteckt hatte, aber er war zerkrümelt und durchtränkt mit Schweiß. „Immer noch besser, als von den Grubenratten zerfressen“, muckte er auf und begann zu kauen. Mit ein paar Händen voll Wasser, die er aus dem Bache schöpfte, spülte er das Brot hinab. Dann tauchte er noch einmal die Hände ins Wasser und klatschte sich das erfrischende Naß über den dampfenden Kopf. „Br! Ah! Au! – – Hei!“ Prustend und sich wie ein nasser Hund schüttelnd, schritt er weiter. Seine Schritte waren jetzt wieder fester, und die baumelnde Sense bekam eine steilere Lage.

Ja, er hätte ausruhen können, wenn er gewollt hätte, so aber war es besser. Und daheim saßen die Seinen sicher schon auf der Hausbank und warteten.

„Mensch, du machst ja die Nacht zum Tag“, tadelte ihn die Frau, nahm ihm behutsam die Sense und das Schlotterfaß ab und trug beides in die Scheune.

Nun stürzten seine beiden Jüngsten auf ihn zu, hüpfen an ihm hoch und umklammerten seine Beine. „Hallo, ihr schmeißt mich ja um!“ rief er ihnen zu, hob sie auf seine Arme und trug sie in die Stube. Als er dort auf der Lehnbank saß, wurde er so schläfrig und steif, daß er kaum noch die Augen aufhalten konnte. Obwohl seine Frau den letzten Ringel Hausmacherwurst

auf seinen Teller schob, spiebelte er in dem Essen herum und verteilte, ohne auf das Schimpfen der Frau zu achten, die Wurst unter die Kinder. Dann stand er auf und schlurpste schwerfällig hinüber zur Schlafkammer.

Als die Frau ihm bald nachfolgte, war er schon am Schnarchen. Sie begnügte sich gern mit dem wenigen Platz, den er ihr eingeräumt hatte. Sie wollte ihn nicht mehr wecken und lag die halbe Nacht wach, weil die harte Bettkante sie immer wieder drückte. „Schad' nichts, so überhöre ich auch morgen früh den Wecker nicht“, tröstete sie sich über ihre unbequeme Lage hinweg. Und dieses tiefe Schnarchen und Rasseln hatte der Mann notwendig, um jetzt, da er jeden Tag eine Doppelschicht machte, nicht umzuklippen und durchzuhalten.

Und wie alle Tage war Michel Wendelsdiel doch wieder bei den ersten, die am Morgen um halb fünf in den Omnibus stiegen. Seinen Platz in der hintersten Wagenecke fand er noch nicht besetzt. Bis vor's Dorf döste er schläfrig vor sich hin, aber beim Anblick der halbgemähten Wiese wurden seine leeren Blicke voller und lebendiger. Dunnerkeil, es war doch ein ordentlicher Lappen, den er gestern abend niedergehauen hatte. Ein großer Lappen – fast zu viel – für einen – abgeschafften Mann. „Lappen – Lappen!“ – stampfte gleichmäßig der Motor und sang ihn wieder in den Schlaf.

Diese Männer von Talweiler kleben alle an solchen Lappen, kleben daran mit Leib und Seele. Weh, wenn sie diese Lappen nicht gehabt hätten! Sie schafften ihnen einen festen Boden unter die Füße und steiften ihnen das Rückgrat, daß sie nicht unter dem Druck der fremden Gewalt zerbrachen.

Der Schwengelschang wehrt sich

Von Claus Schmauch (um das Jahr 1920)

Auch der Schwengelschang hatte Einquartierung bekommen. In seiner Scheune standen zwei Gäule, und in der guten Stube lagen zwei Kerle. Ihre Decken und Paktaschen hatten sie in einer Ecke hinter dem Vertiko verstaут und unterm Wandkreuz und den Heiligenbildern ihr Strohlager aufgeschichtet. Der Schwengelschang wäre leicht in der Lage gewesen, ihnen eine Kammer mit einem Bett einzuräumen. Das wollte er aber nicht. Er hatte dazu zweierlei Gründe. Zunächst sollten diese Schangels, anders nannte er die Franzosen nicht, einmal Gott danken, daß sie ein ordentliches Dach über dem Kopfe hatten und in einem sauberen Zimmer hausen durften. Er hatte kein Interesse an Läusen und Wanzen. Sie hatten ihn 1914–1915 in Rußland genug gepisakt, und er war sie nicht eher losgeworden, bis ihm die Russen bei Wischwill eine Kugel in die Lunge schossen und er nachher im Garnisonlazarett eine große Entlausung mitmachen konnte. Sein zweiter Grund war die bequeme Lage der Stube. Sie lag, wenn man zur Haustüre hereinkam, links vom Hausflur. Da seine Familie im Hinterhause in der Küche wohnte, kam sie kaum mit den Franzosen in Berührung. Überall mußte man auf diese stoßen. Daheim, in der Bahn und auf der Grube waren sie Herr und Meister, machten sich dick und prozig und saßen wie die Maden im Fleisch. Es fehlte nur noch, daß sie daheim auf dem Kirchturm die Tricolore befestigten und jeder, der unten vorbeiging, einen Buckel machen und den Hut vor ihr ziehen mußte, wie jetzt die uniformierten Beamten vor den französischen Offizieren. Neulich hatte sogar so ein parfümierter „Musjö“ dem Schwalborner Briefträger die Kappe vom Kopf geschlagen. Sakrament, er und der junge Lunenbacher waren gerade dazugelommen, und es war ihnen dabei grün vor den Augen geworden.

„Mensch, ich schlag ihn nieder!“ hatte der verrückte Lunenbacher gedroht und schon seinen Grubenstock hochgerissen. Da hatte er ihn noch gerade am Rock erwischt und festgehalten. „Hannes, das hat keinen Zweck,“ hatte er gesagt, „wenn es dich nicht beißt, sollst du dich auch nicht kränzen.“ Da hatte ihn der Lunenbacher eine Weile angegloht und war dann weitergegangen. Er folgte ihm nach, und sie gingen stumm nebeneinander her. Seine Kuffenugel brannte, und das zerschossene Bein des Lunenbacher schlurpste so hart über das Pflaster, daß es ihn erbarmte. Als die Trikolore vom Köllerschacht winkte, hatte der Lunenbacher wieder geknirscht und ihm nachher im Verlesesaal viel von der schlechten Behandlung erzählt, die er als Schwerverwundeter bei den Franzosen ausgestanden hatte.

Überhaupt war in der letzten Zeit auf der Grube ein großes Durcheinander. Es ging zu wie in einem Taubenschlag. Jeden Tag neue Gesichter und Möbelwagen, die die französischen Ingenieure mit Saß und Paß brachten und den „Plunder“ der ausgewiesenen Bergbeamten fortschleppten. Jeden Tag hielten die Franzosen Besprechungen und Konferenzen ab und ließen sich von den Steigern in den neuen Verwaltungs- und Betriebskram einweihen. Heute hatte der neue Grubenchef die Partie- und Sicherheitsmänner der einzelnen Abteilungen zusammengerufen und ihnen durch seinen Dolmetscher ans Herz gelegt, der neuen Verwaltung dasselbe Vertrauen entgegenzubringen wie der alten. Wenn sie sich loyal auf den Boden der gegebenen Tatsachen stellten, sollte manches auf den Gruben besser werden, hatte der Chef gesagt und darauf hingewiesen, daß Frankreich das Land der Menschenrechte und Brüderlichkeit sei. Pah, er gab für diesen „Schmus“ keinen Pfennig.

Alle diese Gedanken rumorten dem Schwengelschlag während seines Heimwegs von der Grube im Kopf herum. Während des Gehens ließ er seinen Stock unbeachtet neben sich herschleifen und trat mit seinen genagelten Grubenschuhen in die Pfützen der schlechten Kreisstraße, ohne daß er es bei seinem Grübeln bemerkte. So kam es, daß er die beiden Offiziere, die eben um die Biegung der „Lufthöhe“ trabten, nicht sah und ihnen den Weg nicht freigab. Er spürte plötzlich einen Fußtritt gegen die Brust und flog an einen Apfelbaum, daß ihm der Schädel brummte. Als er die Augen aufriß, hörte er ein häßliches Lachen. „Das war ein echter ‚Boche‘, vierkantig, plump und verschlafen, aber ich habe ihn geweckt“, prahlte Leutnant Jaquemont vor seinem Kommandanten.

Der Bergmann hörte das Lachen und das Wort „boche“, ballte ingrimmig die Fäuste und suchte nach einer Waffe. Wo war ein Stein – wo sein Stock? Er konnte vor Wut nichts mehr sehen und tappte wie ein Blindler im

Dunkeln. Als er einen Stein und seinen Stock gefunden hatte, waren die Reiter ver schwunden.

Der Schwengelschang sandte ihnen einen Fluch nach und wischte die Spuren des Fußtritts, der Steigbügel hatte ihm ein blaues Mal auf die Brust gebrannt, von seiner Jacke. Dann krampfte er noch einmal die Fäuste zusammen und ging weiter. Sollte er sein Gewehr aus dem Versteck reißen und den Lump, sobald er ihm wieder begegnete, niederknallen? Der Tritt brannte wie ein feuriges Mal an seinem Körper, und seine jähzornige Natur war am Kochen. Sie hatte ihm schon manchen Streich gespielt.

Vor den ersten Dorfhäusern kamen ihm seine beiden jüngsten Kinder entgegen gelaufen und schnappten nach seinen Händen. „Vater, zeig uns, was du mitgebracht hast“, bettelte das Mädchen. Diesmal aber hatte der Schwengelschang für die Kleinen keinen Blick und kein gutes Wort. Er schüttelte ihre Hände ab und sagte: „Ihr glaubt wohl, ich könnte das Geld aus dem Armel schütteln!“ Dann schnauzte er den Buben, der seine Hose auf den Knien zerrissen hatte, zornig an. „Du siehst wieder aus wie ein Lumpenkrämer!“ und schritt so hastig aus, daß die beiden ihm nicht nachkommen konnten. Verzschüchtert blieben sie stehen und blickten ängstlich hinter ihm her.

„Dem Schwengelschang ist heute wieder eine Laus über die Leber gelaufen“, urteilten die Schwarzweiler Leute, als er ihren Gruß nicht erwiderte.

Mit einem mürrischen „Guten Tag“ trat der Bergmann in die Küche und warf sein Schaffbündel in die Ecke.

„Fehlt dir was, Schang?“ Seine Frau hatte das Bündel aufgehoben und ans Zapfenbrett gehängt.

„Laß mir meine Ruhe!“

„Man wird doch noch fragen dürfen.“

„Du sollst mir meine Ruhe lassen!“

Da huschte ein Schatten über das Gesicht der Frau, und von ihren Lippen kam ein bedrückter Seufzer.

Stumm stellte sie ihm das Essen hin. Warum war er wieder so? – Sie fand sich nicht in der Schuld. Vielleicht hatte er Ärger gehabt mit dem Steiger oder mit den Leuten, die mit ihm in der Partie schafften. – Aber es war am besten, man hielt den Mund. Wenn er sich „ausgefogt“ hatte, war alles wieder gut.

Als der Bergmann mit dem Essen fertig war, war es draußen bereits dunkel geworden. „Wo ist meine Kappe und mein Mantel? Ich will noch fortgehen“, sagte er unerwartet.

„Wohin?“

„Das geht dich nichts an!“

„Schang, du hast was vor!“ Die Stimme der Frau zitterte.

„Wer sagt das!“

„Ich sehe es dir an.“

„Quatsch, bring das Zeug!“

„Nein, Schang, du mußt mir zuerst sagen, wohin du gehst.“

„Wirßt es gleich sehen.“ Er ging in die Scheune, drehte das Licht an und nahm die Wiesenhade. „Weißt du jetzt, wo ich hingeh? In der Wiese an der ‚Lufthöh‘ sind die Wassergräben zugeworfen.“

„Das hättest du gleich sagen können. Daß der alte Keiplinger, der Hungerleider, aber auch nie genug Wasser bekommen kann!“

„Wenn ich es jetzt auflehre, habe ich es die ganze Nacht.“

„Dann geh in Gottes Namen!“ –

Der Schang schritt durch die Nacht. Aus der Stiefelwirtschaft kam das Geleier einer Ziehharmonika, begleitet von einem französischen Lied. „Die Kerle fragen nichts nach dem stillen Advent“, murmelte der Bergmann, zog seine Kappe tiefer ins Gesicht und verbarg die untere Gesichtshälfte in seinem hochgeschlagenen Mantelkragen. Um jeden Menschen, der ihm begegnete, machte er einen Bogen.

„Guten Abend, Schang, wohin noch?“ Kreuzelement, das war der Lunenbacher.

„Das Wasser aufkehren.“

„Und ich wollte ein bißchen plaudern kommen.“

Das war dumm. Der Bergmann blieb stehen und kratzte sich den Kopf. „Wenn ich etwas lang ausbleibe, sag unseren Leuten, sie brauchen sich nicht zu ängstigen. Gut Nacht!“

„Gute Nacht, du wirßt schlecht sehen.“

Um so besser, dachte der Schmengelschang und ging weiter. Mußte ihm der noch über den Weg laufen. Doch, dummes Zeug, wenn der Hannes Verdacht schöpfen sollte, erzählte er ihm, wie es war, und der Freund hielt seinen Mund.

Vor ihm ging einer. Er wollte nicht wieder erkannt sein und verlangsamte seinen Schritt. Aus den Ställen und Scheunen kam das Klappern der Melkeimer. Franzosengäule wieherten hell und mutwillig. Am Brunnen vor dem Schuppenhause waren noch einige Kanoniere am Tränken. Er schlug um sie einen Bogen und hütete sich in das Licht ihrer Windlaternen zu kommen. Was er vorhatte, war eine Sache für sich und ging niemand etwas an. –

Nun war der Mann, der vor ihm ging, im letzten Hause verschwunden. Er schritt schneller aus, blieb aber trotzdem mehrmals stehen und lauschte scharf nach Diffingen zu. Hoffentlich kam er nicht zu spät. Was nachher geschah, war ihm gleich. Sie würden ihn schon nicht erwischen.

Über zwei Stunden stand der Schang an der „Lusthöh“ Posten. Eigentlich wollte er sich an der Wegbiegung aufstellen, aber das hätte die Franzosen schließlich an den Vorfall des Nachmittags erinnert und den Verdacht auf ihn gelenkt. Hier war er sicherer. Ein Sprung, und er war in der Schlucht des Wackenbachs verschwunden. Mochten sie dann riechen, wer er war. Aber warum mußte es jetzt noch regnen! – Er presste seinen Rücken gegen den Stamm eines Apfelbaumes und horchte scharf nach Diffingen zu – nein, es war nichts. Aber der Hund des Diffinger Müllers hatte gebellt. Das Klappern des Mühlwerks und das Rauschen des Wehres drang bis zu ihm herüber. Dann trieb der Wind einen Wirbel Laub auf ihn zu und ächzte in den Kronen der Bäume. Drüben schimmerten die Lichter des Diffinger Bahnhofes. Der Nachtzug kam das Tal herab und sah aus, wie eine feurige Schlange. Weiter im Westen stand ein heller Schein. Das waren die Hochöfen und Halden der Dillinger Hütte. –

Ein Auto kam auf ihn zu und überflutete ihn mit seinen Scheinwerfern. Kreuzelement, der Nagelsfelder Doktor! Woher kam der noch so spät? – Er legte sich platt auf die Erde und ließ ihn passieren.

Doch, wo blieben die beiden Schangels so lang? – Wenn er noch eine Weile hier stand, kamen die Nachtschichtler mit ihren Rädern vorbei und mußten ihn sehen. Und der vertrackte Regen hörte immer noch nicht auf. Verdammt, an seinem Mützenschirm lief das Wasser herab. An den Knien und am Hals drang es schon durch bis auf die Haut. War er ein Narr, daß er sich . . . Horch! – – – Wieder schlug der Hund der Diffinger Mühle an – und jetzt – – –. Nein, diesmal hatte er sich nicht getäuscht. Das war Pferdegetrappel. Das konnten nur die beiden Offiziere sein. Jetzt galt es! Aber welcher von beiden war der Leutnant? – Hoffentlich traf er nicht den Verkehrten. Durch Dunkelheit und Regen kam es auf ihn zu. Die Gäule schnaubten. Ein loses Hufeisen klapperte. In der Luft glühte etwas. – Ah, eine Zigarette! Ein Regenmantel knisterte – und etwas schlug gegen die Steigbügel. Kurz vor ihm stolperte eins von den Pferden. Die Zigarette warf einen blassen Schein um einen bartlosen Mund. Das war er! – Jetzt! . . .

Die Hacke stand für einen Atemzug in der Luft. Bauf! Zwei schnelle, krachende Schläge, ein schriller Tiereschrei, erregte Rufe! Zwei scheuende, vor-

wärtschießende Gäule – ein halbes Duzend aufs Geratewohl abgefeuerte Revolverkugeln – und die Sache war vorbei. – – –

Als sich der Schang im Weidendickicht der Schlucht aufrichtete, lief ein Schauer über seinen Körper. Um Gottes willen, was hatte er wieder getan! Doch hoffentlich nicht eine gefährliche Körperstelle getroffen, sondern nur das Bein, das ihn . . . Horch, – im Dorfe bliesen die Clairons! Ein Sturmsignal. In ein paar Minuten wird die Gegend von aufgeschreckten Franzosen wimmeln. Sie werden Vergeltungsmaßregeln ergreifen, werden drohen und verhören und in die Häuser stürzen, um zu sehen, wer abwesend ist. Gott verdammt, da hatte er sich eine schöne Geschichte eingebrockt. Das kam von seiner vertrackten Jähzorn, die immer erst dann verrückt war, wenn er irgend etwas kaputtgeschlagen hatte. Horch, im Dorf waren sie am Schießen! Geschrei und Pferdegetrappel wälzte sich auf ihn zu. Griffen Häscherarme durchs Dunkel und hielten ihn fest? – Trafen Reitpeitschen und Fußtritte seinen Kopf und seine Brust? – War das die gellende Stimme seiner Frau? – Der beherzte Mann, der vor der Tat mit keiner Wimper gezuckt hatte, sprang wie von tausend Teufeln geheßt davon, jagte über Sturzäcker und Schlammflöcher und suchte sich seinen Weg zum Dorf.

Dort war unterdessen der Teufel los. Leutnant Jaquemonts Gaul hatte sich noch bis zu den ersten Häusern des Dorfes gehalten und war dort zusammengebrochen.

„Sofort alles alarmieren! Ein Attentat! Man hat uns unterwegs überfallen! – Keine Maus verläßt den Ort und keine kommt herein! Sofort eine Stafette nach Dillingen! Und alle Zugangsstraßen besetzt! Wer geschnappt wird, kommt auf die Wache!“ Die Stimme des Kommandanten rang nach Atem und Klang sehr erregt. Nach diesen scharfen Befehlen war auf einmal in dem vorher so stillen Dorfe ein Laufen, Traben, Schimpfen und Fluchen. Kommandos schallten, die Clairons wetterten und schmetterten, Leuchtflugeln stiegen auf, zerrissen das Dunkel und tauchten die Häuserfronten in kaltes Licht. Karabinerläufe glitzerten drohend auf, und Seitengewehre klapperten. Eine Stafette stob funkensprühend nach Dillingen zu. Ihr Hufschlag warf Entsetzen und Furcht in die Schwarzweiler Häuser. In vielen erloschen plötzlich die Lichter. Ihre Bewohner standen mit klopfender Brust und beengtem Atem im Dunkel und befürchteten das Schlimmste.

Was war geschehen? Flüsternd tauschten die Schwarzweiler Leute ihre Befürchtungen aus. Da niemand etwas Genaueres wußte, stieg die Spannung ins Unerträgliche.

Als die Franzosen anfangen, die einzelnen Häuser zu durchsuchen, um, gestützt auf ihre Anwesenheitslisten, jeden fehlenden Hausgenossen festzustellen, klopfte es leise ans Küchenfenster des Schwengelhauses, und gegen die angelautenen Scheiben presste sich ein bleiches Gesicht. „Wer ist da?“ – Es klopfte wieder. Diesmal fester und dringender.

„Jesses Maria, der Schang!“ schrie die Frau. Da hatte auch schon der Lunenbacher das Fenster geöffnet und half seinem Freund in die Stube. Der Schang sprang über den Pumpenstein und sank keuchend auf einen Stuhl.

„Schang, was fehlt dir?“ Die Frau war auf ihn zugesprungen und stützte seinen Kopf.

„Ich – habe – keine – Luft mehr. Schnell die dreckigen Schuhe aus. Ich war den ganzen Abend nicht vor der Tür!“

„Schang, was hast du gemacht? Du siehst ja aus“ – ...

„Pff!“ Der Lunenbacher legte den Finger auf den Mund. „Man kommt!“

„Verdammt!“ Der Bergmann war mit einem Satz in der Kammer, riß die schmutzige, mit Lehm beschmierte Jacke vom Leibe, schleuderte sie unter das Bett und verschwand unter der Federdecke. „Habt ihrs gehört, ich bin, seit ich von der Schicht daheim bin, am Schlafen.“

„Attention!“ Ein Korporal und zwei Kanoniere standen im Türrahmen und musterten die Anwesenden. Hinter ihnen stand der Dorffschreiner Laremont als Dolmetscher.

„Johann Schwengel“, der Korporal blätterte in einer Liste.

„Wo ist dein Mann?“ frug Laremont die Frau.

„Der hat sich gleich nach der Schicht hingelegt und ist noch am Schlafen.“

„Donnerwetter, der hat aber einen gesunden Schlaf“, verwunderte sich Laremont und verdolmetschte.

„Wenn der mal am Schnarchen ist, machen ihn keine zehn Pferde wach“, behauptete der Lunenbacher. „He, Schang!“

Aus der Kammer kam ein tiefes Brungen.

„Was ist denn eigentlich passiert?“ fragte der Lunenbacher.

„Meinem Leutnant hat einer das Pferd kaputt geschlagen, und über Dissingen und Schwarzweiler ist der Belagerungszustand verhängt; wer nicht pariert, wird erschossen.“

„Om, es wird nicht so heiß gegessen, wie es gekocht wird“, meinte der Lunenbacher. Aus der Kammer kam ein tiefer Atemzug. Er war also noch am Leben. Von der Brust des Bergmanns wälzte sich eine zentnerschwere Last. Nun blickte der Korporal in die Kammer und warf einen kurzen Blick auf den Schlafenden. „Bon!“

„Maria Schwengel.“

„Hier.“

„Barbara Schwengel.“

„Sag doch hier.“ Die Mutter rannte ihrer ältesten Tochter, einem hochaufgeschossenen Ding von dreizehn Jahren, in die Rippen.

„Hier“, piepste zitternd das Kind. Ihre jüngeren Geschwister blickten aus großen, verängstigten Augen.

„Was haben denn die Kinder verbrochen?“ fragte der Lunenbacher.

„Alles, was einen Paß hat, wird verlesen, bis hinunter zu den Kindern von zwölf Jahren“, erklärte Laremont.

„Aber die können doch keinem Offizier das Pferd totschlagen!“

„Nikolaus Schwengel!“

„Hier!“ Der zwölfjährige Junge war stolz, daß man ihn auch schon zu den gefährlichen Menschen rechnete.

„Zini!“ Der Korporal faltete seine Liste zusammen. Seine beiden Begleiter grinsten. Sie fanden den aufgezogenen Apparat etwas umständlich. Leutnant Jaquemont war wegen seines hochtrabenden Wesens bei ihnen schlecht gelitten.

„Und wer ist Sie?“ – Der Korporal deutete auf Lunenbacher.

„Comment?“

„Sprich doch französisch, Hannes, du hast es ja drüben in der Gefangenschaft gelernt“, ermunterte Laremont.

„Es steht mir schlecht zu Gesicht.“

„Dummes Zeug, es ist dir jetzt von Nutzen.“

„Und wenn es mir zum Schaden ist, es kommt kein Wort über meine Zunge! Wenn die Franzosen etwas von uns wollen, so sollen sie deutsch reden. Mit mir hat man in Frankreich auch nur französisch gesprochen, sogar die Lothringer konnten auf einmal kein Deutsch mehr.“ Laremont spürte den Stachel und bekam einen roten Kopf. „Wir sind fertig“, wandte er sich an seine Freunde und erklärte ihnen, daß Lunenbacher zur Nachbarschaft gehöre.

Der Korporal palaverte ein paar Worte.

„Du mußt die Nacht hierbleiben und darfst nicht heim.“

„Meinetwegen.“

Als sich die Tür hinter den Bieren schloß, brannte das Licht an der Küchendecke noch einmal so hell, und durch das ganze Haus ging ein erlöstes Aufatmen. „Das hat noch gerade so geklappt“, lachte der Lunenbacher und eilte sofort zum Schang in die Kammer.

„Schengel, ich kann dich nicht begreifen.“ Die Stimme der Frau war ohne Klang.

„Das verstehen die Weibsleute nicht.“ Der Schwengelschlag saß aufrecht im Bett und lauschte nach draußen. „Wir Bergleute sind keine Schuhlumpen und wehren uns unsrer Haut.“

Da seufzte die Frau und schüttelte den Kopf. „Und wenn sie dich geschnappt hätten?“

„Dann hättet ihr es tragen müssen.“

Die Frau wurde bleich und verschwand. — — —

Die Nacht sank tiefer über das Dorf. Aus ihrem schwarzen Mantel tropfte der Regen, und um die Häuser lag ein drückendes Dunkel.

Als die Häfcher mit leeren Händen zurückkehrten — in diesen Notzeiten waren die nächtlichen Straßen leer — wurden die Franzosen auffällig. Der Kommandant verkündete den Belagerungszustand, steckte den Vorsteher und den Lehrer drei Tage ins Spritzenhaus und führte eine strenge Paskontrolle ein.

Die Schwarzweiler Leute aber trugen den Kopf im Nacken und hatten wieder hellere Augen bekommen. Einer hatte dem hochmütigen Feind die Zähne gezeigt. Sie kannten ihn nicht, aber der Eine hatte bewiesen, daß noch Männer lebten, die sich nicht beugen ließen.

Im Ruhrkampf

Von Fritz Lötze (Aus dem Jahre 1923)

Jupp Hasselbeck, der junge Bergmann, ist aus dem Felde heimgekehrt und nimmt die Arbeit wieder auf. Er geht nicht auf die Zeche zurück, sondern will auf eigenem Grund sein Glück versuchen. Die alte Knappenfamilie besitzt seit je den Erbstollen „Ruhrglück“, der aber schon Jahrzehnte in Fristen liegt und verbrochen ist. Unter heißem Mühen und Entbehren macht sich Jupp daran, ihn wieder in Betrieb zu setzen. Sein Vater Hinnerk hilft ihm; Ohm Christian, der besinnliche Schuster, stellt seine kargen Ersparnisse zur Verfügung; der alte, tüchtige Betriebsführer Könnert übernimmt die Leitung, und Erich Kersten, Jupps Kriegscapitän, greift zu Keilhaue und Feder, um sich zu erhalten und mitzuhelfen. Vereinte eheliche Arbeit setzt sich durch. —

Jupp Hasselbeck hat keine Zeit. Er muß bohren, die Schüsse wegräumen und Einstriche einbauen. Denn noch zehn Meter, dann ist die Sohle erreicht. Noch zehn Meter! — Noch vierzehn Tage oder drei Wochen, dann ist es geschafft! So denkt Jupp. Aber dann kommt die Störung; verflucht! Hat gerade noch gefehlt!

Vorsicht, Kameraden! Der Stein ist faul und bröcklig! Riesel sitzen drin, hart wie Diamanten. Und Konglomerate und Sargdeckel und Kessel. Tüdisch das Zeug. Dabei drückt das Gebirge, daß Schachthölzer brechen wie Streichhölzer. Vorn und hinten möchte einer Augen haben. Die Bohrhämmer rasen, und das Loch ist voll Staub. Die Preßluftdüsen zischen, daß man sein eigen Wort nicht versteht.

Der Laurer Tod grinst schon. Gleich hat er sein Opfer. Warte nur, gleich! — Hab ich es nicht gesagt! Krach! splittert das Holz. Zurück! — Zurück! —

Die Steine prasseln. Hinauf die Fahrten! Schneller! Schneller! Und die Lampe fest!

Alles da? — Wo ist der Karl Klüsenkötter? — Gottverflucht! — Wo ist Karl Klüsenkötter? — Nicht da? — Muß drunten liegen! —

„Platz da!“ ruft Jupp, und herunter die Fahrten. „Wilm, August, nachkommen!“ Schon hat er den Lampenhaken zwischen den Zähnen und seine

Füße tasten nach den Sprossen der Fahrt. Abwärts von Bühne zu Bühne. Die Steine krachen immer noch, als sei der Teufel los. Wenn er den Karl nur findet! Verdammt, aber auch ausgerechnet der Karl! Hat fünf Blagen, und die Frau ist auch nicht die Stärkste.

Was will einer da machen! Wen 's nu eben treffen soll. Aber Jupp unten hat ihn schon gefunden. Ja! – Ein Stein liegt Karl auf der Brust, ein Bengel, gut seine drei Zentner. Jupp wuchtet schon: „Wilm, August, los! – Zugleich! – Hauruck! – August, zieh ihn drunter weg! Schnell! – Schnell! – wir halten!“

Klatsch, bricht der Stein. „Verflucht!“ brüllt Jupp. „Meine Hand!“ Und nun sitzt Jupp, der große, starke Jupp Hasselbeck, wie ein Luchs in der Falle. Wie er auch zieht, der zackige Stein hat ihn und läßt nicht locker. Da rieselt es auch schon wieder aus dem Gebirge. Wenn ein Nachrutsch kommt, ist Jupp hin. Wilm und August würgen am Stein. Sie haben Angst. Das Gebirge kracht wie verrückt, und immer fallen Steine, groß und klein.

„Nimm das Beil!“ brüllt Jupp, „und hack die Hand ab! Ist sowieso hin! Los! Hau zu!“ – Da kommt Heini Witte wie der Teufel die Fahrt heruntergeseggt. Schon ist er bei Jupp. „Packt doch vernünftig an!“ brüllt er. „Los!“ Da! – Beschafft! Jupp schlenkert die Hand. „Verdammt! Sieht herrlich aus, und grad die rechte!“

Heini Witte hat das Hemd schon in Streifen gerissen: „Los, schnell verbinden! So! Nu die Fahrten rauf! Wir bringen Klüsenkötter mit.“ Jupp klettert Sprosse um Sprosse, verdammt schwer mit einer Hand. Gott sei Dank, oben! Da kommt auch Hinnerk angehasstet.

„Was ist los, Jupp?“

„Ja, Vater, Klüsenkötter hat's gepackt, tot!“

„Und du?“

„Bloß zwei Finger gequetscht; nichts von Bedeutung!“

„Geh zu Tage!“ – „Erst warten, bis sie den Klüsenkötter bringen!“ –

„Du sollst zu Tage gehen, sofort! Einer mitgehen!“ Hinnerk hat es gebrüllt – in voller Wut; aber doch aus Angst und Sorge um den Sohn. Nun geht Jupp. Über Tage wissen sie schon Bescheid. Der Arzt ist da, und als man mit Karl Klüsenkötter kommt, ist Jupp schon verbunden am Stollenmundloch und erwartet den traurigen Zug. Und nun umstehen sie den Toten, haben alle den Hut abgenommen, und der oder jener spricht ein stilles Gebet. Denn man weiß nicht – Heute dir, morgen mir!

*

Der Ertrag von „Ruhrglück“ steigert sich von Woche zu Woche. Die zweite Sohle ist erschlossen, der Blindschacht im vollen Betrieb. Im Stollen rasen die Bohrmaschinen, an den Stößen trillern die Abbauhämmer. Die Hacken in den arbeitshartem Fäusten reißen Brocken um Brocken los. Die Luft erzittert vom Donner der Sprengschüsse. Die Haspel wickeln stöhnend und sauchend das Seil auf die Trommel. – Die Wagen rollen. Weg die vollen; her mit den leeren! Schütte voll! Ruck – zuck! Tempo! – Tempo! –

Das ist was für Könnert. Überall und nirgend ist er, flucht wie ein Fuhrmann, wenn es nicht klappt, knurrt nur leise, wenn die Förderung wie am Schnürchen geht. Könnert ist in seinem Element. Ist etwas andres als im Direktorzimmer zu sitzen und Verhandlungen zu führen, ständig die Telefonmuschel am Ohr, und mit Leuten zu sprechen, die man nicht sieht. Oder um einen Groschen Lohnerhöhung Tage und Wochen zu feilschen wie ein galizischer Schacherjude. –

„Glückauf! Na, wie klappt?“

„Här Betriebsführer, dat Gedinge es te schlecht. Dat Solt inne Suppe kann man nich verdeinen.“

„Na, dann gib mal die Hacke her!“ – Jacke aus und ran an den Stoß! „Verflucht, Kohle wie Glas! – Bohrhammer her!“

So geht es Tag für Tag. Und Könnert mag knurren oder fluchen, er ist doch wohl gelitten. Die Kumpel von Ruhrglück sind zufrieden, auch mit dem Lohn; denn Jupp Hasselbeck läßt sie verdienen. Mögen die in der Stadt streifen, lärmen und demonstrieren: „Hunger! Gebt uns Brot!“ Die von Ruhrglück haben Brot. Mögen jene auch schreien: „Tod den Kapitalisten!“ Jupp Hasselbeck ist kein Kapitalist, ist Bergmann, Kumpel geblieben. Jupp Hasselbeck hat sich fast die Hand abschlagen lassen, um Karl Klüsenkötter zu retten. Er hat ein Herz für die Not, weiß, wie dem Bergmann zumute ist.

Du meinst, das ist nicht wahr? Frag August Triefel, dem gottverfluchte Spitzbuben die Hippe im Stall abgestochen und gestohlen haben! Frag ihn, ob ihm Jupp nicht das Geld für die Ziege gegeben hat! Frag mal Franz Steinert, dem seine Frau Zwillinge geboren hat! Mensch, in dieser Zeit Zwillinge! Frag doch, ob er ihm nicht ein paar Scheine in die Hand gedrückt hat!

Jawoll, so ist Jupp Hasselbeck! Und wenn einer den Kumpels von Ruhrglück etwas Übles von Jupp einzublasen versuchte, dem würden sie mit dem Hackenstiel heimleuchten. –

*

Weiter geht das Leben. In die Lücke, die der Tod reißt, springt ein anderer. Jupp ist wieder dabei, trägt über der verstümmelten Hand einen Lederhandschuh. Aber er ist wieder auf seinem Posten. Ihm entgeht nichts, doch geizt er mit dem Lobe, noch mehr mit dem Tadel. Wer ein Anliegen hat, wendet sich an Jupp. Ist das Bedinge zu niedrig, Jupp sorgt für Aufbesserung, wenn es irgend geht. Er kennt jedes Kameraden Freud und Leid, kann mit zehn Worten besser trösten, als wenn ein anderer eine halbe Stunde redet. Könnert aber, der den geschäftlichen Teil des Unternehmens bearbeitet, weiß alle Vorteile zu nutzen. Der Jupp und der Könnert, die passen zusammen.

Schwer genug für Könnert; denn in Deutschland hat längst die Inflation begonnen, und was am nächsten Tage die Geldscheine wert sind, weiß niemand. Schwerer aber noch für die Vergleute; denn nur alle zehn Tage wird ausgelöhnt, und oft ist schon am fünften, sechsten Tag das Geld wertlos. Dann stehen die Frauen da und wissen nicht, das Brot für die Kinder zu kaufen. Bäcker und Kaufmann borgen nicht in solcher Zeit.

Jupp sieht diese Not, ohne daß es ihm einer sagt. Er schafft Hilfe und läßt alle fünf Tage auslöshen. Wohl kostet es eine Arbeitskraft im Büro mehr, wohl schreien einige Gewerken Zeter und Mordio, aber Jupp hat es so bestimmt, und dabei bleibt es. Nicht einmal Könnert vermag ihn wankend zu machen. Die Belegschaft weiß, wem sie die Neuerungen verdankt. Wenn die Kumpels Jupp Hasselbeck sehen, dann leuchten die Augen froh, und die Vergleute sagen zu ihren Frauen und Kindern: „Seht, da geht Jupp Hasselbeck, unser Jupp Hasselbeck!“

Aber noch einer ist beliebt: Erich Kersten. Wenn er in die Schenke tritt, gibt es ein großes Halloh bei Jung und Alt. Denn er kann alles: Erzählen und singen, lügen und ausschneiden; er beherrscht alle Dialekte, kann sächsisch und bayrisch oder kölsch reden, kann Zauberei und Kartenkunststücke, kurz, Erich Kersten kann alles. Dabei ist er kein bißchen stolz. Es weiß doch jeder, daß er studiert hat und Offizier war, aber er macht sich nichts daraus und tut immer, als wäre er ein Kumpel wie alle andern. Doch die Vergleute an der Ruhr wissen, was sich gehört, Gott sei Dank! So behandeln sie ihn immer mit einer gewissen Achtung, und hat einer über den Durst getrunken und wird plump vertraulich, so stauchen ihn die andern schon zurecht.

Erich sehnt sich nicht mehr von der Ruhr weg. Er ist aller Freund. Hat einer einen Antrag zu stellen an irgendeine Behörde, Erich besorgt es. Hat jemand Hochzeit, ein gutes Wort – und Erich singt und spielt. Hat einer

von den Jungen Streit mit seinem Mädcl, Erich renkt es ein. Will der oder jener gern einen Vorschuß, – Erich besorgt ihn schon. –

*

Das Jahr 1923 ist angebrochen. Der blaugraue Heermurm der Franzosen wälzt sich ins Ruhrgebiet. „Platz da!“ brüllen die Tanks, „die friedliche Ingenieurkommission“ kommt. „Aus dem Wege!“ schreien die finstern Mäuler der Geschütze. – „Die Straße frei!“ drohen Gewehre und Maschinengewehre. – „Wir sind hier die Herren! – Platz da!“

Aber da ist niemand, der Platz zu machen hätte, niemand, der aus dem Wege gehen muß. Da ist niemand, der sie willkommen heißt, aber auch niemand, der ihnen sagt: „Ihr habt hier nichts zu suchen! Das Ruhrland ist und bleibt deutsch!“ Nein, es stehen keine Gaffer an den Straßen. Wie tot liegen Dörfer und Städte; denn die Ruhrländer haben sich in die Häuser verkrochen. Sie wollen die Schmach nicht sehen, die ihnen widerfährt.

„Gebt uns Waffen!“ knirscht die Jugend, „wir jagen sie zum Teufel!“ – „Was wollt ihr gegen die Übermacht ausrichten?“ jammern die Verzagten. „Wir sind im Unrecht – und sie haben Recht!“ sagen die Vaterlandslosen. Aber deren sind nicht viele. Das Ruhrland steht wieder so einig und geschlossen wie 1914. – Handel und Wandel dürfen nicht stoßen. Aber jeder summt und pfeift das Deutschlandlied, und im Schutze der Dunkelheit wird es gesungen, daß es über Straßen und Plätze hallt.

Wo sich junge Leute treffen: „Du, heute abend im Stadttheater! Wilhelm Tell!“ – Nie haben die Schauspieler den Tell so gespielt wie heute. Aber es war auch noch nie da, daß die Zuhörer sich bei der RütliSzene von den Plätzen erhoben und feierlich wie ein Gebet den Schwur mitsprachen:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
in keiner Not uns trennen und Gefahr!
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren!“

So braust es mit ungeheurer Wucht durch den Raum, setzt sich fort durch die Türen, auf die Plätze, auf die Straßen: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren!“

Wie eine Sturzwelle flutet es fort, von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, klingt durch das Ruhrland, braust durch Städte und Dörfer; Ruhrland in Not!

Aber auch Ruhrland in herrlicher Eintracht. An diesem Morgen versammeln sich die Knappen in der Waschklaue von Ruhrglück. Jupp ist auf eine Bank gesprungen: „Kameraden, wir alle wissen, heute erfolgt der Ein-

marsch der Besatzung. Ich weiß zu wenig von Politik, um über die Gründe sprechen zu können. Ich weiß nur eins – und ihr alle wißt es: Schwere Tage stehen uns bevor. Aber eins wissen wir auch alle: Ruhrland ist unblut dütsch! Und somit gehen wir an unsere Arbeit: Glückauf!“ – Da – wer hat es angestimmt – wer es gesummt? – Nun singen sie alle, die Jungen und die Alten: „Deutschland über alles!“ – – –

Jupp steht auf dem Ruhrhang. Eine Heerschlange wälzt sich über die Straße, Geschütze und Fußvulk, Wagen und wieder Fußvulk. Immer mehr; nimmt kein Ende. – Erich hastet den steilen Pfad herauf: „Jupp, siehst du sie? Komm ins Haus, damit wir dieses Schauspiel der Schande nicht vor Augen haben!“ – Erich Kersten sitzt am Tisch, und seine Hände wühlen in den Haaren. Ihm ist zu Mut, als träfe die Schmach ihn selbst. Er will nichts hören, nichts sehen. Verflucht nein! Keinen französischen Soldaten, kein Bajonett, kein Maschinengewehr. Das Trappeln der Pferde unten auf der Landstraße und der Marschtritt der Franzosen dringen aber doch herauf. Ihm ist, als sei es ein Leichenzug, der seine und Deutschlands Ehre zu Grabe trägt.

An der Wand hängt seine Laute mit den vielen lustigen Wimpeln und Bändern. So singe doch, Erich Kersten, singe doch, hast dir sonst manchen Kummer von der Seele gesungen! Aber Erich singt nicht. Mögen die Saiten der Laute zerspringen, mag sie verstauben und verderben! –

Und Jupp Hasselbeck? Der geht mit schweren Schritten in der Stube auf und ab; sein Kopf streift fast die Balken der Decke. Der blanke Troß steht wieder in seinem Gesicht. Das ist nun das Ende! Hat man dafür die Jahre in Lehm und Dreck gestanden, seine Knochen zu Markt getragen, geblutet und hinter Stacheldraht gefessen, daß diese über unsere Straßen marschieren! Daß sie uns die Kohlen stehlen, die wir gehackt? Daß sie uns knechten und knebeln? –

Mich sollt ihr nicht knechten! Bei Gott nicht! Mich nicht! Und meine Kohlen sollt ihr nicht bekommen! Er denkt an die Jahre schwerer Arbeit, die hinter ihm liegen, an Sorgen und Mühen und zähes Ringen. Die Mutter sieht, wie es den Jungen gepackt hat und will trösten: „Was Gott tut, das ist wohlgetan!“ – „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ hört sie als Antwort.

In Schulen und Gasthäusern quartieren sich die ungebetenen Gäste ein. Vor den Quartieren zappeln die Posten in ihrem seltsamen Trippelschritt auf und ab, das Bajonett aufgepflanzt. Wer ahnungslos auf dem Bürgersteig geht, wird mit brutalen Stößen auf die Straße getrieben. Wer einem Offizier nicht ausweicht, dem kann es passieren, daß rote Striemen von der Reitpeitsche sein Gesicht verunstalten. – Gottverflucht, daß wir keine Waffen

haben! Und mancher Kumpel nimmt seine Hacke; der Zeigefinger fühlt prüfend die Spitze. Aber dann legt er sie wieder an den Kohlenstoß. Was ist eine Hacke gegen ein Maschinengewehr oder einen Tank! – Nein, man darf nicht! Nichts darf man, gar nichts! Denn die Franzosen sind im Ruhrland und gebärden sich, als sei Krieg. Haß giert aus ihren Blicken, unverföhnlicher Haß auf alles, was deutsch ist.

Er treibt die Bürgermeister aus den Amtsstuben und die Schreiber von den Pulten. Er heißt sie auch das Kohlen Syndikat besetzen. Aber hier finden sie nichts, gar nichts. Die Leute, die hier saßen, haben die Altken in Kisten verpackt, in Autos und Sonderzüge, und fort nach Hamburg oder sonstwohin. Da finden die Fremden nur die kahlen Wände und schlagen dort ihr Hauptquartier auf.

Dann ist auch die Schutzpolizei. Sie war nie zu beneiden, gewiß nicht, hat noch keine guten Zeiten gekannt. Große und kleine Streiks, Hungermärsche, Demonstrationen, Putzche und rote Aufstände mit schweren Kämpfen haben sie Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen lassen. Das war schwer, aber sie hat die Ordnung aufrechterhalten. Was nun kommt, geht nicht, ist völlig unmöglich. Deutsche Polizeibeamte, einstmals an der Front, die die Narben noch an ihrem Körper tragen, sollen nun französische Offiziere grüßen als ihre Vorgesetzten. Verflucht und verflucht! Sie tun es nicht, und wenn man sie auf der Stelle an die Wand stellte.

Dennoch; sie sind vereidigt, sie haben auch Disziplin im Leibe. Ihre Vorgesetzten erhalten den Befehl und reichen ihn an die Untergebenen weiter. Die hören ungläubig, daß sie es müssen. Jawohl, müssen! Und dann sind sie auf einmal keine Polizeibeamten mehr, dann sind sie Soldaten. Die Franzosen behaupten es; so wird es wohl stimmen.

Heinz Klein, Jupps Schwager, ist auch einer, den so etwas mächtig wurmt. Wenn man den Franzosen doch einen Streich spielen könnte! Zum Dienst geht er nicht mehr. Das Polizeipräsidium ist besetzt; man hat ihn fortgejagt. Nun sitzt er zu Hause und langweilt sich. Es ist gefährlich für ihn, auf die Straße zu gehen. Wenn sie erfahren, daß er Altken beseitigt hat, schnappen sie ihn. Und das Werdenener Zuchthaus ist kein angenehmer Aufenthalt.

Er hockt am Fenster. Drüben auf der Schule flattert wie zum Hohn die blaumeißrote Trikolore der Franzosen. Und grinst ihn an. Und flattert und knattert. Eure Fahne? – Wenn er sie jetzt hätte, die so höhnt und grinst – mit den Zähnen riße er sie in Fetzen. – Hol' sie doch, Heinz Klein! – Ein Gedanke, ein Fünkchen, ein Flämmchen, eine Flamme, ein Feuer! Es verzehet ihn. – Die Fahne runter!

Abend wird's. „Ich muß dienstlich ausgeh'n, Liesbeth. Sollte ich um 11 Uhr nicht zu Hause sein, so bin ich geflüchtet. Dann Sorge dich nicht; gehst zur Mutter!“

„Ach, Heinz, mir ist so bange!“

„Keine Angst, ich komm durch! Leb' wohl, Liesbeth!“

Die Trikolore, Heinz muß sie holen. Trotz Posten, trotz allem. Wie ein Fuchs späht er um die Schule, beobachtet den Posten, nimmt die Pistole in die Faust. Ein Sprung – er ist drin. Weiter! Die Burschen scheinen zu schlafen. Oder sind sie nicht da? – Die letzte Treppe. – Da ist die Stange. Fahne runter; losknoten, unter die Jacke, – so, fertig! Aber jetzt – wird es brenzlich. Er zieht die Schuhe aus, – so, nun runter! Scheint wieder gut zu gehen. Da – knarrt eine Tür; schnell in die Ecke! Ah – der Keller – auch gut – also rein! Nun horcht er. Haben nichts gemerkt. Schuhe an. Das Fenster ist hoch; eine Kiste davorgeschiebt. So, jetzt vorsichtig öffnen, raus! – Verflucht, der Zaun! Hilft alles nichts, rüber! –

„Halt! – Halt!“ – – Weiter! – Weiter! Tschü – tschü! – Schüsse peitschen durch die Nacht. Jetzt wird es lebendig. Da rennen sie, da laufen sie. Eine Einfahrt – rein! – Über die Mauer! Noch eine! Noch eine! Da eine offene Hostür. Durch, auf die Straße! Heinz geht nun ganz langsam weiter; er kennt jeden Weg und Steg, schlägt Haken durch finstere Gassen, durch belebte Straßen, die Hand um die Pistole gekrampft, die er in der Jackentasche trägt. Sie kriegen ihn nicht, lebendig nicht! So hastet er weiter, und in später Nacht ist er endlich bei Ohm Christian. Das verabredete Zeichen, die Tür geht auf – endlich in Sicherheit. Gott sei Dank!

„Schönen guten Abend, Ohm Christian!“

„Godden Morgen hört sich better an. Hässe wat utgesfretten, min Jung?“

„Ach, weiter nichts, Onkel, nur die Trikolore von der Wilhelmschule runtergeholt.“

„Die – wat?“

„Trikolore, Onkelchen, da – hier ist sie!“

„Mensch, Junge, dat is ja ne warrastige französche Fahne!“

„Jawohl, Onkel, und das beste wird wohl sein, wenn wir sie so schnell wie möglich verbrennen!“

„Wat, die Fahne?“ Ohm Christian ist ganz entrüstet. „Dat is doch woll ne richtige Trophäe – un die verbrennen? Nee, min Junge, dat gibt et nich!“ – Schon ist er auch dabei, sein heimliches Versteck zu öffnen, und nach wenigen Augenblicken ist die Trophäe in Sicherheit. Heinz legt seine Pistole dazu; denn wenn man ihn damit schnappt, wird es doppelt schlimm. –

*

„Übrigens,“ wendet sich Ohm Christian an Jupp, „was ich dir sagen wollte. Also die Waldschenke hat auch Einquartierung, und der alte Kronheim, was Bertas Vater ist, liegt mit schlimmem Rheumatismus im Bett und kann sich nicht rühren. Nu steht die arme Deerne allein mang dat fremde Volk un weiß sich nicht zu raten un zu helfen. Da könntst du woll mal nachm Rechen sehn!“

Mit umwölkter Stirn geht Jupp auf und ab. Schweinerei! Drei Monate ist er nicht unten gewesen. Warum nicht? Er hat sich vor Berta geschämt – weil er damals gehandelt hat wie der dümmste Schuljunge. Ein paar schöne Augen von einem dummen Balg hatten ihn verrückt gemacht. Und er hat Berta links liegen lassen. Was muß sie von ihm denken, die anständige, tapfre, feine Berta! – So sagt er möglichst unbefangen: „Ja, Ohm Christian, ich will nachher mal hingehn!“ – „Is recht, Jupp!“ –

Jupp wandert wieder den Waldpfad, den er so oft schon gegangen. Ein frostklarer Wintertag. In Jupp ist ein seltsames Unbehagen, wie in einem Jungen, wenn er einen dummen Streich ausgeheckt hat und unter die Augen der Mutter treten muß. Er hat Berta Unrecht getan. – Aber er wird es wieder in die Reihe bringen, so wahr er Jupp Hasselbeck heißt! Er wird ihr sagen – ja, was wird er sagen? – Was soll er sagen? – Verdammte Riste! Was soll man bloß sagen? – Jupp nimmt seinen Weg quer durch den Busch, durchschneidet eine Waldschneise und kommt an den rückwärtigen Eingang des Hauses, der über einen finsternen Flur zur Küche führt.

Hier tritt er ein. Ein beklemmendes Gefühl befällt ihn. Aus der Küche hört er Geräusche. Er stößt die Tür auf. Da, was ist das? In einer Ecke steht Berta. Aber Gott, wie sieht sie aus! Die Flechten hängen halbgelöst auf dem Rücken, die Bluse zerseht. Vor sich hat sie einen Stuhl, dessen Lehne sie mit der Linken umklammert, die erhobene Rechte hält ein Schür-eisen. Ihr Gesicht ist blaß wie ein Leintuch, und aus einer Wunde an der Stirn rinnen langsam ein paar Tropfen Blut. Doch aus ihrem Gesicht stößt harte Entschlossenheit. Der Mann, der sie bedrängt, sieht das nicht. Er hat vergessen, daß er eine anständige deutsche Frau vor sich hat, daß er das Ehrenkleid der französischen Nation trägt. Hat vergessen, daß er ein Mann – ein Mensch ist; denn das Ungeheuer, das sich dort zum Sprunge duckt, ist ein Tier. Ist fleischgewordene Bier, vielleicht ein Mörder. Nun wird er sich auf sein Opfer stürzen. Jetzt –

„Jupp!“ ruft Berta, „Jupp! hilf mir!“ Und ihre Aufregung, ihre Energie lösen sich in Schluchzen. Ihr Ruf wäre nicht nötig gewesen. Mit einem Satz ist Jupp an dem Soldaten. „Verdammter Hund!“ Er will ihn an der Kehle

packen. Wie eine Schlange weicht der andere aus. Aber nun faßt ihn Jupp mit seinen Bärenkräften und schleudert ihn zu Boden, daß man meint, die Rippen krachen zu hören. Doch schon ist er wieder hoch.

„Die Pistole, Jupp – die Pistole!“ – Jupp hat schon das Handgelenk, reißt es hoch. Bumm – bumm! Die Schüsse krachen in die Decke. Kalk und Mörtel rieseln auf die Ringenden. „Die Pistole, Berta, – die Pistole! Halt sie fest!“ Da steht Berta und hat die Pistole in der Hand, den Finger am Abzug. Sie wird schießen, bei Gott, sie wird schießen, wenn Jupp was passiert. Der kämpft wie ein Berserker; jetzt schmeißt er den Franzosen mit dem Kopf gegen den Herd. „Wie, noch nicht genug?“ Der Feind taumelt hoch, hat ein Messer.

„Weg, Jupp, ich schieße!“ – „Nicht, Berta!“ Krach, splittert ein Stuhl auf den Schädel des Gegners. Nicht richtig getroffen, schade! Schon hat Jupp ihn wieder, ringt mit ihm. Die Faust schlägt wie ein Schmiedehammer, immer drauf, gleichviel wohin. Da, noch eins! Noch eins! Nun scharren Füße in der Gaststube, genagelte Soldatenstiefel. Da greifen Jupps Fäuste noch einmal zu, eine Zange – und schnappt zu, mit aller Kraft schleudert er den Franzosen gegen die Tür. Das morsche Holz gibt nach. Mann und Tür fliegen mit splitterndem Krach in die Gaststube. Aufgeregtes Rufen. Schon richten sich zehn, zwölf glitzernde Pistolenläufe auf Jupp.

„Halt!“ Ein junger Offizier hat es gerufen. Die Pistole in der Faust, kommt er auf Jupp zu. „Was ist los?“ Jupp antwortet in Französisch, das er in der Gefangenschaft gelernt hat. Und wie er so dasteht, wogend die Brust von der Anstrengung des Kampfes, das schweißfeuchte Haar in der Stirn, Kragen und Hemd zerrissen, mit geballten Fäusten, da imponiert er auf einmal dem Leutnant.

Jupp erklärt, wie er gerade darüber gekommen sei, als dieser Soldat seiner Braut – wahrhaftig, er sagt: seiner Braut – Gewalt antun wollte. Der Leutnant sieht die zitternde Berta, sieht den Soldaten, das leibhaftige böse Gewissen, sieht Jupp aufrecht und frei. Und da denkt er an seine Mutter daheim, an seine Schwester und vielleicht auch an ein anderes Mädchel. Zorn färbt seine edelgeformte Stirn dunkelrot.

„Stimmt das, was der Mann hier sagt?“ fragt er den Soldaten. Ausweichende Antwort. „Ich will wissen, wie es war!“ Schneidend hart geht seine Stimme. Verlegen stottert der Soldat. „Korporal, den Mann sofort festnehmen!“ Ein Protokoll wird aufgesetzt und dem Soldaten vorgelesen. Stumpf, fast gleichgültig, gibt er den Vorgang zu. Alle unterschreiben.

Jetzt tritt der Leutnant auf Jupp und Berta zu. Ernst ist sein schmales Jungengesicht: „Es tut mir sehr leid, daß dieser Lump in Uniform Sie belästigt hat. Ich werde sorgen, daß dieser Mann streng bestraft wird und auch, daß so etwas nicht mehr vorkommt. Vor allem aber,“ nun wird seine Stimme eindringlich, fast bittend – „schließen Sie von dem einzelnen Mann nicht auf die ganze französische Armee!“

Jupp knallt die Hacken zusammen: „Herr Leutnant, ich danke Ihnen für Ihre Gerechtigkeit!“ Er schaut ihn offen und voll Achtung an, als stünde er – wie einst – vor seinem Kompanieführer. Da salutiert der Offizier schweigend und wendet sich ab. – –

Jupp nimmt die bebende Berta bei der Hand und geleitet sie hinaus. Jetzt wird alles wieder gut. – –

Der Kampf der Ruhrländer mit der Besatzung ist entbrannt, nicht mit Gewehren und Maschinengewehren, mit Tanks und Gas. O nein! Die Menschen an der Ruhr haben ja keine Waffen, nur den eisernen Willen zum Widerstand. Sie gehen in die Fabriken und Werkstätten, in die Büros und Zeichensäle, in die Warenhäuser und Geschäfte und wo sie alle wirken. Aber keine Drehbank läuft, keine Feile kreischt über das Eisen, kein Riemen knattert und kein Motor. Kein Bleistift wirft Skizzen auf das Papier. Sie stehen an Werkbänken und Zeichentischen, aber keine Hand rührt sich.

Auch die Bergleute fahren in die Grube wie sonst. Doch die Schrämmaschinen, die Pressluftschlämmer, die Haspel, die Seil- und Kettenbahnen sind still wie am Sonntag. Die Rumpels sitzen auf den Gezähelkisten, vor sich die Lampe, neben sich die Kaffeepulle. Und die Hacken und Pannschuppen haben Feierschicht. Kohlen hacken? – Für die Franzosen? – Verrückt!“

Die Franzosen gehen zu den Eisenbahnern: „Fahrt uns die Kohlen nach Frankreich und die Maschinen und die andern Güter! Wir bezahlen mit guten Franken dafür!“ Die Eisenbahner spucken auf die Franken. Die an den Stellwerken und in den Werkstätten gehen von ihren Posten. Die Maschinisten lassen den Dampf ab und reißen die Feuer unter den Kesseln weg. Da stehen die Lokomotiven, die Züge. „Bitte, ihr Herren Franzosen, fahrt selbst!“

Da besetzen sie Bahnhöfe und Strecken, und wenn sie dabei einen Beamten erwischen, jagen sie ihn aus dem Ruhrland, mit Weib und Kind. Auch die Schupo ist verjagt, und es bricht eine furchtbare Zeit an. Wie die Ratten aus den Löchern, schlüpfen die Diebe, die Einbrecher, Zuhälter und Straßenräuber, die Betrüger und Gauner hervor. Sie sind die Herren. Man muß sich vor ihnen hüten, wenn es dunkelt. Kein Mensch bleibt vor nächtlichem

Besuch sicher. Die Leute müssen selbst Polizei sein. So richten sie nächtliche Streifen ein, jeder nimmt daran teil. Die einzige Waffe ist ein fester Stock oder ein Stück Gummischlauch.

Aber gegen die Beschlagnahme der Kohlen nützen weder Stock noch Gummischlauch. Da ist kein Auto, kein Fuhrwerk sicher vor den Franzosen. Nicht die Uniformierten, nicht Offiziere und Soldaten nehmen den Kraftfahren und Fuhrleuten das Gut weg. Denen könnte man ausweichen. Nein, es sind simple Zivilisten.

Eines Tages kommen denn auch richtig die Kraftfahrer der Zeche Ruhr-
glück von der Fahrt zurück; zweien hat man die geladene Kohle beschlagnahmt. Dem Dritten ist es gelungen, zu entweichen, worüber er sich freut wie ein Spitzbube. Sie haben natürlich Bescheinigungen darüber ausgestellt, eine, wie es sich gehört, aber auf der anderen steht: „Einem deutschen Schwein die Kohlen abgenommen.“

Jupp tobt eine Weile, nimmt dann das Kulturdokument an sich. Man soll so etwas aufheben. Da kommt Ohm Christian und hört, was los ist. Eine Weile überlegt er; dann lacht er wie ein Schelm. „Jupp,“ sagt er, „Dat is doch einfach! Du mußt die Kohlen tarnen!“

„Soll ich sie weiß anstreichen?“ knurrt Jupp; denn es ärgert ihn, daß sechs Tonnen zum Teufel sind. „Nu,“ grinnt der Schuster, „de Kohlen nich, äwer de Autos! Die mußt du all nett anstreichen, un dann läßt du schöne Überschriften da aufmalen, wie z. B. ‚Rheinisch-Westfälische Dampfziegelei‘ oder, Ruhrsandstein U. G.‘ oder sowas. Aber vornehme Titel müssen dat wohl sein. Dann werden erst unten die Kohlen geladen un drauf die Ziegelsteine. Soll’s mal sehn, wat wir dann de Franzosen an die Nase rumsühren!“

„Ohm Christian,“ ruft Jupp gut gelaunt, „du büs jo man klein, öwer du häß en klüftigen Kopp!“

„Jo,“ antwortet der Alte schlagfertig, „git Berglüe häwet woll völl inne Mauen, öwer met den Kopp es dat man wat mangelhaft. Riek – un wi Schusters häwet nich völl inne Armes, öwer düchtig Verstand.“

Jupp ist schon wieder mit den Gedanken weg. Der Rat von Ohm Christian ist gut. Schon hat er den Fernsprecher in der Hand und bestellt für sofort einen Anstreicher.

„Un dann noch ne Neuigkeit für dich: Dll Kronheim hat seine Waldschenke verpachtet; rat mal an wen?“

„Nun?“

„An den Rappenbusch!“

„An den Kerl!“

*

Die Inflation schwillt zur Hochflut. Ein Elend. Da gibt es einen Berg Papierscheine, Tausender, Zehntausender, weiß der Teufel! Ein anständiger Abschlag, denkst du und legst der Frau das Geld auf den Tisch. Die schlägt das Tuch um, nimmt Korb und Geld – und weg. Und kommt sie wieder, hat sie zwei, drei Brote, ein Pfund Margarine, ein Tütchen Kaffee, zwei Rollen Priem und, wenn sie Glück gehabt hat, ein Stückchen Speck. „Da, Mann, das ist dein Abschlag!“

„Verflucht und zugenäht!“ – Sind da drei, vier, fünf Blagen, werden jeden Tag größer, und Hunger haben sie immer.

„Wie, kein Brot mehr da? – Kauf doch welches!“

„Ja, kauf was mit den Lappen!“ – Da möchte man Hacke und Bohrhammer schmeißen, daß sie der Deuwel holt! Noch nie dagewesen im Ruheland, daß ein Bergmann sich nicht sattfressen kann! – Wenn man Holländer wär, oder Amerikaner oder Engländer! Das macht sich breit am Rhein, leben wie die Herrgötter, kaufen, was sie sehen. Gott Dollar regiert die Welt.

„För Geld kasse dän Düwel tanzen seihen!“

Die Franzosen wollen natürlich auch kaufen. Die anständigen Kaufleute weigern sich, ihnen Ware zu geben. Sie müssen darauf gefaßt sein, daß sie wegen Sabotage verhaftet werden oder die Reitpeitsche ins Gesicht kriegen. Da ist noch eine andere Sorte Kaufleute, die sagen: „Geld stinkt nicht! Her damit, ob Dollar, Gulden oder Pfund! Geld ist Geld!“ Sie verkaufen an jeden, ob Franzose oder nicht. Und dann kommt es vor, daß sich vor einem solchen Laden die verbitterten Menschen ansammeln. Was sie sagen, steht in keinem Wörterbuch, aber die es angeht, verstehen es trotzdem. Wenn nicht, dann fliegt auf einmal ein Stein in das Schaufenster. „Wer hat geworfen?“ – Keiner! –

Ist auch niemand, der nachts die Plakate an die Häuser klebt. Am Morgen sind sie bunt von Schildern, die immer wieder die Menschen zum Widerstand aufstacheln. Wer malt sie? Wer druckt sie? Wer klebt sie an? – Es müssen wohl junge Menschen sein, die noch Ideale in sich haben. Sie kennen sich nicht untereinander. Da treffen sie sich, wenn es dunkelt, an einer Straßenecke. Parole? – „Also du hältst den Kleisterpott, du klebst und du – und du – ihr steht Schmiere. Alles klar? – Dann los!“ – Am nächsten Tage kleben die Plakate, Schienen sind gesprengt oder Brücken, und die Züge entgleisen.

Neue Geißeln werden verhaftet: ein Bürgermeister, ein Generaldirektor oder wen man gerade faßt. Bußen gibt es und Strafen und immer neue Beschlagnahmen. Da ist die Kruppsche Fabrik in Essen. „So,“ sagen die Fran-

zosen, „da wollen wir uns mal einen Posten Autos holen! Also marsch zur Krupp'schen Fabrik!“ Ruck – zuck, hallt der Schritt über die Straße.

„Wie,“ sagen die Arbeiter, „die Autos der Firma wollt ihr klauen? Unfreie Autos?“ – Sie stellen die Motoren ab, die Drehbänke, die Nietehämmer, die Fallhämmer. Weg werfen sie die Feilen, die Meißel oder was sie gerade halten und rollen die Ärmel der blauen Jacken auf bis zum Oberarm. Auf die Straße! Alle! –

Schon knallen die Schuhe über das Pflaster. Da, die Halle! Hier bleiben wir stehen! sagen Hundert, Tausend, oder sind es Zehntausend? Kopf an Kopf stehen sie. Jetzt klagen die Sirenen die schreiende Ungerechtigkeit in die Welt hinaus. In Essen und Umgebung wissen die Menschen, daß die Unterdrücker eine neue Gewalttat verüben. Die Frauen aber seufzen und sagen ahnungsvoll: „Ach Gott, wenn es nur gut geht!“

„Wir wollen auch was sehen“, rufen die Lehrlinge, recken sich auf den Fußspitzen, klettern an den Straßenbahnmasten und Laternensäulen hoch. Der letzte Maschinist hat seine Lokomotive stillgesetzt.

„Ach, laß den Dampf nur ausströmen! Ist ja doch für heute Feiertag!“

Paß auf, das gibt Verderben! In der Halle ist eine zerbrochene Scheibe; da strömt so ein bißchen Dampf herein. Das Ventil zischt, die Sirenen heulen, und ein Offizier verliert die Nerven. Da fliegen die Tore auf und: „Feuer!“

„Krach! – Bumm!“ – rollt die Salve, und das Echo hallt schaurig von den Wänden wider. Klatzsch – fällt ein Körper vom Dach! Noch einer! Noch einer! Vom Laternenspfahl, vom Straßenbahnmast. Da bellt die zweite Salve. Noch eine! Noch eine! Geschrei und Fluchen. Flüchtende Menschen. Einer hockt auf der Erde und hat den Kopf eines Jungen – seines Jungen – in den Schoß gebettet. Aus der Rückenwunde rinnt das Blut auf die Bluse des Vaters, auf die Hände, auf das Pflaster. Ein kleiner deutscher Junge hat ausglitten. Er war erst fünfzehn Jahre. „Er ist tot“, schreit der Vater und bettet ihn auf seinen Arm, will ihn nach Hause tragen, zur Mutter. Die Sanitäter legen ihn sanft auf eine Bahre, ihn und die anderen alle.

Ein Vater aber hebt seine blutgenetzten Hände gegen den Himmel: „Fluch euch! Dreimal Fluch!“ – Die Glocken läuten von allen Kirchen. Bim – bam – bim – bam, – Karfreitag – und morgen wird der Erlöser auferstehen.

Mütter weinen, und Väter sind voll Trauer. Mit ihnen trauert die Kruppstadt, mit ihr Rheinland und Westfalen, mit ihnen trauert ganz Deutschland.

Dreizehn Säрге auf tannengeschmückten Lastwagen. Zieht langsam, ihr Gäule, daß die Schläfer nicht erwachen! Alles Volk geht mit, auch Jupp

Hasselbeck und seine Belegschaft mit Erich Kersten, alle, in ihrem schwarzen Knappenkleid, die umflorte brennende Grubenlampe in der Hand.

Viele Kränze. Mit weißen, schwarzrotgoldenen, schwarzweißroten und blutig-roten Schleifen. Denn es gibt viele Parteien in Deutschland, die sich nicht verstehen. Trauer und Schmerz einigen sie hinter den Särgen. —

Eines Tages kommt Erich Kersten aus dem Busch geschlendert. „Guten Morgen zusammen!“ sagt er gemütlich.

„Wie siehst du aus?“ ruft Jupp, „wie ein Strauchritter!“

„Man war mir die Nacht etwas auf den Fersen; da bin ich in den Busch gekrochen. Hat noch mal gut gegangen.“

„Wer war dir auf den Fersen?“ — „Nun, sie!“ — „Wer ist sie?“ — „Mensch, frag nicht so dämlich; die Franzosen natürlich; wer denn sonst! Hol mir einen Anzug von Holthöfers. In diesem Anzug braucht mich nun gerade niemand zu sehen.“ Nach einer Weile kommt Jupp mit Ohm Christian zurück, der schon auf Kersten gewartet hat. Eine Weile herrscht Schweigen. Ohm rutscht auf seinem Sitz hin und her; denn er hat einen Sack voll Neuigkeiten, die er an den Mann bringen will.

„Habt ihr schon gehört, heute nacht ist wieder allerhand los gewesen. In Kupferdreh ist ein Kohlenzug entgleist. In Altenessen, Karnap und Bochum sind wieder Schienen gesprengt, und in Steele wollten sie an die Ruhrbrücke ran. Ist aber ne Patrouille der Franzosen drüber gekommen, und da hat es ne dolle Schießerei gegeben. Haben aber doch keinen gekriegt.“

„Om,“ knurrt Erich, „verrückte Bande, sollten die dumme Sprengerei mal endlich bleiben lassen!“ — Ohm Christian wirft ihm einen schrägen Seitenblick zu. Er weiß nicht, wo er mit Kersten dran ist. Dann fährt er fort: „Heute morgen sind nu wieder allerhand Leute verhaftet worden, in Mülheim, Duisburg, Bochum, Essen, überall. Und dann is da noch was, Jupp: Da scheint sich irgend jemand mächtig für Ruhrglück-Ruze zu interessieren. Ein paar Burschen fahren im Auto rum und bearbeiten jeden Gewerken. Geld haben sie wie Heu und bezahlen bar mit holländischen Gulden. Sollen schon die meisten Ruze geschnappt haben.“

„Vielleicht so ne Bande, die den Pütt den Franzosen in die Hände spielen will“, versetzt Erich. Da brodelt der Zorn in Jupp auf: „Erich, ehe das geschieht, spreng' ich den Krempel eigenhändig in die Luft!“

Da springt Erich begeistert auf: „Jupp, das ist ein Wort! Das Ding drehen wir, komm, jetzt sofort!“

„Ja,“ meint Jupp nun etwas besonnen, „vielleicht ist es hinterher nicht nötig, und dann hat man den Schaden.“

„Müssen ja auch nicht heute sprengen, nur alles vorbereiten. Kommen dann die Franzosen, so knallt es!“

„Hast recht!“ erwidert Jupp. „Komm!“ – So steigen sie hinunter zum Stollen. Prüfend geht Jupp durch den Hauptquerschlag. Endlich hat er die richtige Stelle gefunden. „Komm, Erich, hier hat das Gebirge den stärksten Druck!“ Sie bohren Stempel um Stempel an, führen die Patronen ein, binden Sprengkörper an die Rappschienen und richten alles so ein, daß ein einzelner Mann mit ein paar Handgriffen die Sprengkörper zur Explosion bringen kann.

Schon die nächsten Tage bestätigen die Anschläge von Jupps Feinden gegen das Werk. Jupp hat ein dumpfes Gefühl in sich. Er spürt, daß sich ein Unheil gegen ihn zusammenballt. Nur weiß er nicht, wie es ihn treffen wird. So geht er ganz früh zu Erich, um mit ihm zu sprechen. Erich, noch etwas verschlafen, als Jupp kommt, wird schnell munter. Auch er hat allerlei gehört.

„Das scheinen ganz gefährliche Halunken zu sein. Daß auf, in den nächsten Tagen geht's los! Ich schlafe von jetzt ab im Büro, und wenn irgendwas passiert, wenn etwa die Besatzung anrückt, renne ich in den Stollen, spreng den Querschlag zu Bruch und klettere durch das Wetterüberhauen zu Tage. Dann soll uns einer etwas beweisen!“

„Ja,“ sagt Jupp nachdenklich, „so machen wir's!“

Kersten sieht übernächtigt aus, als habe er lange nicht geschlafen. Er wohnt bei dem alten Holthöfer. Der könnte wohl ein Lied davon singen, wie oft Erich nachts nicht zu Hause ist. Und immer, wenn er fort war, schreien am Morgen die Plakate von den Wänden, oder eine Sprengung, eine Zugentgleisung ist vorgekommen. Oll Holthöfer macht sich schon seinen Vers darauf, aber ein Hundsfott, wer so etwas nur mit einem Atemzug laut werden läßt. Wenn aber einer Erichs Gesicht ansähe, meinestwegen ein Dichter, der dächte gleich einen Stahlhelm dazu, denn der fehlt nur noch zu dem Bilde. –

Im Pütt rollen die Räder, der Haspel faucht und stöhnt, die Siebe und Rippen sind im Betriebe. Das erste Lastauto ist beladen. Ein paar Jungen sind dabei, die Kohlen unauffällig mit Ziegelsteinen zu verdecken. Seit sie dieses Täuschungsmanöver ausführen, haben die Franzosen keine Kohle mehr beschlagnahmt.

Noch sind die Jungen mit der Arbeit nicht fertig, da tritt wie zufällig Rappenbusch auf den Zechenplatz. Er sieht Jupp auf der Verladebühne stehen und ruft durch das Maschinengedröhn: „Morgen, Jupp! Möcht nachträglich gratulieren!“

„Morgen!“ Die Antwort klingt unfroh. Jupp kriecht ein Unbehagen über die Haut; dem Kerl geht jeder aus dem Wege. Rappenbusch läßt seine Augen wie huschende Wiesel laufen. Er sieht natürlich, wie die Jungen die Kohlen mit Ziegelsteinen bedecken. Aha! Darum also können sie die Autos von Ruhrglück nicht erwischen! Nicht schlecht ausgedacht. Er entfernt sich mit ein paar belanglosen Redensarten. Rappenbusch hat einen heimlichen Haß gegen Jupp, weil dieser Erfolg gehabt und ihn gemieden hat. So besorgt er in Hast die Geschäfte in der Stadt, eilt zurück in seine Waldschenke und sucht den Franzosenleutnant auf. Vorsichtig späht er zuerst, ob seine Frau ihn nicht sieht. Als die Luft rein ist, beginnt er auf den Leutnant flüsternd einzureden und erzählt, wie Jupp Hasselbeck die Franzosen täuscht. Er wird so eifrig, daß er dem Leutnant die Hand auf dem Arm legt.

Der Franzose wischt sie mit einer Handbewegung fort, läßt die Aussagen zu Protokoll nehmen und von Rappenbusch unterzeichnen. Dann ruft er seinen Burschen: „Sofort meinen Koffer packen! Ein anderes Quartier, und wenn's eine Scheune ist! Besser dort, als mit diesem Halunken unter einem Dach!“

Rappenbusch schleicht hinweg wie ein geprügelter Hund. Schon am Nachmittag aber werden die Kohlentransporte von Ruhrglück wieder abgefangen. Es hat keinen Zweck mehr, die Wagen weiter laufen zu lassen. Die Kohlen werden auf den Platz gestürzt. Höher und höher wird der Berg, und dann ist Jupp genötigt, seine Leute feiern zu lassen, da er nirgends mehr Kohlen kippen kann.

Über die Landstraße an der Ruhr marschiert eine Abteilung französischer Soldaten, an der Spitze der junge Leutnant. Sein herbes Jungengesicht unter dem Stahlhelm ist wie ein Holzschnitt. Sie haben etwas Besonderes vor, denken die Leute, die sie sehen. Wo mögen sie hinmarschieren?

„Die wollen nach Ruhrglück“, sagen die Jungen auf ihrem Beobachtungsposten und rennen quer durch den Busch, Erich die Nachricht zu bringen. Der sitzt mit Jupp im Kontor, als sie angestürmt kommen. Durch den Wald sieht man schon ihre Gewehre leuchten.

„Jetzt gilt's!“ sagt Erich, nimmt eine Lampe und stürmt im Galopp zum Stollen. „Leb wohl, Jupp!“ ruft er in Hast, und schon ist er verschwunden.

Die Jungen verstecken sich im Wald. Jupp ist allein. Von draussen hallen jetzt Schritte und Kommandos. Der Leutnant tritt ein. „Bon jour!“ sagt er und legt grüßend die Hand an den Stahlhelm. Höflich und gemessen erwidert Jupp den Gruß.

„Sie sind der Besitzer dieses Stollens?“ fragt der Leutnant. – „Nicht allein,“ erwidert Jupp, „es sind noch andere daran beteiligt.“

„Diese anderen“, fährt der Leutnant fort, „haben sich bereit erklärt, die Grube wieder in Betrieb zu nehmen und die geförderten Kohlen an die Besatzung abzuliefern. Ich frage Sie, ob Sie das gleiche tun wollen.“

„Nie!“ versetzt Jupp hart. In diesem Augenblick rollen wie zur Bekräftigung seines Wortes die Sprengschläge aus dem Stollen, und unwillkürlich zählt Jupp in Gedanken mit: – Fünfzehn – siebzehn – zwanzig. Alle Schüsse gekommen. Erich hat seine Sache gut gemacht.

Der Leutnant hat aufgehört. „Monsieur Asselbeck, was bedeutet das?“

„Der Stollen ist gesprengt worden.“

„Also offene Sabotage!“

„Wie Sie es nennen, ist mir gleichgültig. Irgend jemand hat seine Pflicht für Deutschland getan.“ – Der Leutnant ist blaß geworden: „Monsieur Asselbeck, Sie sind verhaftet. Kommen Sie mit!“ Ohne ein Wort zu sprechen, tritt Jupp hinaus auf den Platz. Kurze Kommandos, und schon ist er von einer Gruppe Soldaten umringt und wird abgeführt. – –

Verhör: Hinter einem breiten Schreibtisch sitzt ein Herr mit grauem Zwickelbart, neben ihm ein Protokollführer und ein Dolmetscher.

„Also, Monsieur Asselbeck, Sie sind beschuldigt, den Stollen Ruhrglück durch Sprengung gebrauchsunfähig gemacht zu haben. Sie haben sich damit der Sabotage gegen die französische Ingenieurkommission schuldig gemacht.“

„Der Leutnant, der mich verhaftet hat, ist Zeuge, daß ich mich im Augenblick der Sprengung mit ihm im Gespräch im Büro des Stollens befand.“

„Das stimmt,“ sagt der Kommissar, „aber Sie sind der Anstifter des Sabotageaktes. Oder wollen Sie das bestreiten?“

„Jawohl, ich bestreite es!“

„Sie behaupten also, von der Sprengung nichts gewußt zu haben. Wer könnte dann nach Ihrer Mutmaßung der Täter gewesen sein?“

„Ich habe keinen Verdacht.“

„Sie wollen also Ihren Komplizen nicht verraten?“

„Ich habe keinen Sabotageakt verübt und hatte insolgedessen auch keinen Mithelfer.“ Jupp bleibt gelassen; auch der Kommissar ereifert sich nicht.

„Monsieur Asselbeck, Ihr Leugnen kann Ihre Lage nur verschlimmern. Der Tatbestand ist ganz klar. Wenn Sie mir glaubhaft machen wollen, die Sprengung sei ein Zufall gewesen, so glaube ich an solche Zufälle nicht.“

„Herr Kommissar, Sie mögen glauben, was Sie wollen. Wer gesprengt hat, weiß ich nicht. Selbst wenn ich's wüßte, würde ich es nie sagen.“

„Das kommt einem Geständnis gleich: Sie würden es unter keinen Umständen sagen! Das ist für mich daselbe, als wenn Sie sagten, ich verrate meinen mir bekannten Mithelfer nicht. Ist auch gar nicht nötig, es zu tun. Sie haben genug Landsleute, die für eine Handvoll Franks den Täter verraten.“

Jupp muß den Kopf senken; er schämt sich jener, die um Judaslohn ihr Vaterland verkaufen. — Das Verhör ist zu Ende. Jupp wird abgeführt. —

Ein zweites Verhör folgt. Kommissar Meunier ist ein eleganter junger Herr mit liebenswürdigen Manieren. Er läßt Jupp Platz nehmen und reicht ihm Zigaretten. Dann fragt er wie beiläufig, als handle es sich um eine freundschaftliche Unterhaltung: „Also, Monsieur Asselbeck, nun erzählen Sie mir noch einmal die Vorgänge von gestern!“

Jupp ist fest entschlossen, nichts zugeben, was auch komme. Das fühlt der Begner und daß Jupp ebenso klug wie willensstark ist. Er versucht deshalb mit immer neuen Schachzügen ihn matt zu setzen. Vergebens. Endlich bemerkt der Kommissar:

„Also, wenn Sie durchaus nichts zugeben wollen, müssen wir zum letzten Mittel greifen — —“

„Und das wäre?“

„Sehen Sie, wir Franzosen sind kultivierte Menschen, aber wenn die Interessen unseres Vaterlandes es fordern, müssen wir auch Wege gehen, die wir sonst gern vermeiden. Wir müßten in diesem Falle —,“ seine Stimme wird plötzlich messerscharf —, „wir müßten, so leid es mir tut, Ihre Frau Gemahlin verhaften und bis zu Ihrem Geständnis festhalten.“

Kreidebleich ist Jupp aufgesprungen. „Das ist eine Infamie!“ leucht er und kann kaum an sich halten, dem anderen nicht an die Kehle zu fahren. Der lehnt sich lächelnd in seinen Sessel zurück und schlägt die Beine übereinander. Er fühlt sich haushoch erhaben. Oh, er kennt die Methoden, um diese Deutschen kirre zu machen.

Jupp sitzt noch immer schwer atmend. Dann steht er schwerfällig auf: „Nehmen Sie zu Protokoll: Ich bekenne mich schuldig, Stollen Ruhrglück gesprengt zu haben.“

Der Kommissar ist nun wieder ganz Liebenswürdigkeit und fragt, indem er Jupp seine Zigarettenboxe hinhält: „Und wer hat Ihnen dabei geholfen?“

„Niemand! Ich habe die Sprengung durch elektrische Fernzündung vom Büro aus selbst vorgenommen.“

„Sehr unwahrscheinlich, mein Lieber. In diesem Falle hätten unsere Leute die Leitung finden müssen.“

„Oh, es ist noch sehr viel, was Ihre Leute nicht gefunden haben.“

Meunieur hat noch einen letzten Trumpf in der Hand. Und so fragt er spöttisch überlegen: „Sollte Ihr Freund Kersten nicht im Spiele sein?“ – Jupp hat sich diesmal in der Gewalt; keine Muskel zuckt:

„Kersten war gar nicht in der Nähe, als ich die Sprengung vornahm. Ich hatte ihn des Morgens mit einem Auftrage nach Essen geschickt.“

„Wer sollte Ihnen das glauben! Es ist aller ehrenwert, daß Sie Ihren Freund nicht verraten. Aber auch ohne Ihr Geständnis werden wir ihn fassen.“

„Noch haben Sie ihn nicht!“

„Sie können Gift darauf nehmen, daß wir ihn doch bekommen!“ triumpht der Kommissar. Er hat erreicht, was er wollte. Nachmittags wird Jupp unter starker Bewachung in geschlossenem Wagen zum alten Zuchthaus in Werden gebracht.

Das Werdener Zuchthaus ist ein früheres Kloster. Eine Gemeinschaftszelle, in der etwa 50 Personen untergebracht sind, nimmt Jupp auf. Ein buntes Gemisch aller gesellschaftlichen Schichten hat das Schicksal hier wahllos zusammengewürfelt. Einige Offiziere und Arbeiter, Direktor und kleiner Angestellter, Rechtsanwalt und Student, Polizeibeamte und Abenteurer, alle Gruppen und Stände vom knabenhaften jungen Mann bis zum Greise sind vertreten.

Alle wollen von Jupp wissen, was draußen vor sich geht, ob der Widerstand durchhält, was er von Schlageter wisse und mehr. Jeder hat eine andere Frage. Zeitungen sind den Gefangenen streng verboten. Jupp muß sein Schicksal erzählen. Alle befürchten für ihn das Schlimmste; denn Sabotage durch Sprengung kann den Kopf kosten.

So vergeht ein Tag wie der andere. Nur selten und in größter Heimlichkeit gelangt eine Zeitung in die Zelle. Wie ein kostbares Dokument wird sie behandelt. Einer liest mit gedämpfter Stimme vor, in lautlosem Schweigen lauschen die anderen. Einmal wird vorgelesen: „Albert Leo Schlageter zum Tode verurteilt!“

Einer schluchzt leise, ein junger Mensch mit fast kindlichen Zügen. Er hat ihn wohl gekannt. Viele kennen ihn. Und wenn sie nun von ihm sprechen, heißt es nur noch: „Unser Schlageter!“ Wie sie es sagen, ist wie ein sanftes Liebkosen, und den harten Männern werden die Augen feucht. Niemand zweifelt, daß die Franzosen das Urteil vollstrecken werden.

Dann der 26. Mai. Ein kleiner Zettel flattert in die Zelle: „Schlageter heute früh erschossen!“ Lähmendes Schweigen. Ein alter Mann spricht leise in der Stille: „Kameraden, der deutsche Offizier Albert Leo Schlageter wurde heute früh erschossen. Laßt uns in dieser ihm geweihten Stunde geloben, in des Toten Sinne zu arden und, wenn das Vaterland es verlangt, wie er zu sterben!“

Seine Stimme erstickt. In seinen weißen Bart rinnen die Tränen. Den anderen aber ist, als weite sich die enge Zelle zur Kathedrale. Oft noch sprechen sie von dem Toten, und allmählich erfahren sie auch durch die Schwester, die sie oft in der Zelle besucht, wie aufrecht ihr Schlageter in den Tod gegangen ist. Stolz leuchten dann ihre Augen, und sie freuen sich, daß es noch solche deutsche Männer gibt.

Durch die Wälder an der Ruhr irrt unstat ein Mensch: Erich Kersten. Seine Kleider sind zerfetzt, wirr umstachelt ein sprossender Bart das eingefallene Gesicht. Hört er menschliche Schritte sich nähern, verbirgt er sich im Unterholz. Auf seine Ergreifung haben die Franzosen eine hohe Belohnung gesetzt. Sie wissen, daß er den Stollen sprengte und Schienen und Brücken.

Wie ein gehektes Tier muß er sich im Walde verbergen. Die Häuser der Menschen sind ihm verschlossen, und die Freunde, die ihn aufnehmen wollen, mag er nicht gefährden. So ist des Waldes Moosboden sein Bett, und der Mond bewacht seinen Schlummer. Wenn er in stillen Nächten die Züge rollen hört, die deutsche Kohle in das Ausland stehlen, dann packt ihn die kalte Wut. Er rennt zum Luftschacht des Stollens, und beim matten Schein einer Lampe klettert er abwärts in die Tiefe. In der Pulverkammer liegen Sprengstoff, Zündkapsel und Zündschnur. Immer aber, wenn Kersten dort unten war, kann man es am nächsten Tage in der Zeitung lesen, daß hier oder dort gesprengt worden ist.

In finsterner Nacht schleicht er wohl heimlich zu Ohm Christian, dem Getreuen. Dann sitzen sie in der Werkstatt, und Erich kann einmal richtig Brot essen. Immer aber mahnt Ohm Christian: „Junge, flich ins unbefetzte Ge-

biet!" Erich wehrt entschieden ab: „Ohm, ich habe eine Aufgabe, eine große Aufgabe! Ich muß hier bleiben!"

Dann, eines Nachts, zeigt Ohm dem Gast ein Zeitungsblatt: „Flieh, Erich, sonst geht's dir wie diesem!" Im Schein der Schusterlampe liest Erich; seine Augen werden gläsern, und gurgelnd stößt er heraus: „Schlageter erschossen?" Wie ein Irreer rennt er in den Wald, liegt auf dem Boden, und seine Hände krallen sich ins Moos. Der Körper zuckt und bebt. Erich Kersten weint. —

Auf des Verfolgten Gewissen lastet es mit jedem Tage schwerer, daß Jupp im Zuchthaus schmachtet, indes er seine Freiheit bewahrt, wiewgleich seine Freiheit nur ein tägliches Spiel mit dem Tode ist. Gehört er nicht von Rechts wegen an Jupps Stelle? Ist die Sprengung nicht von seiner Hand geschehen! Andererseits — hat er nicht die Pflicht, gegen die Franzosen mit allen Mitteln zu kämpfen, zu verhindern, daß deutsches Eigentum gestohlen wird!

Die Gedanken zerren ihn hin und her. Lange überlegt er: Sich den Franzosen stellen? Das kostet das Leben. Wenn er nur wüßte, ob sie dann Jupp Hasselbeck freiließen. Ja, wenn er das wüßte, bei Gott, noch heute stellte er sich! — Endlich hat Kersten einen Entschluß gefaßt. Er geht noch in derselben Nacht zu Ohm und schreibt hastig einen Brief an die Besatzungsbehörde, in dem er alle Schuld auf sich nimmt und sein Offiziers-Ehrenwort gibt, sich sofort zu stellen, wenn sie den unschuldigen Jupp Hasselbeck freigäben.

Er fühlt sich erleichtert, als er den Brief in den Kasten geworfen hat. Nun mag kommen, was will! — —

Monsieur Meunier ist schlechter Laune. Die letzte Nacht ist spät geworden; er hat im Handelshof zu lange gepolert und getrunken. „Ordonnanz, die Post!" faucht er den Soldaten an. Belangweilt liest er. Plötzlich wird er wach. „Sacré nom de Dieu!" — Das wäre ein Fang! Den Burschen muß ich haben! Aber den anderen? — Freilassen muß ich ihn, es geht nicht anders. Aber ich kann ihm ja sein Ehrenwort abnehmen, daß er nicht flieht. Solche Kerle halten, was sie versprechen. Und habe ich erst diesen — diesen Kersten, wird sich schon ein Grund finden, den Asselbeck wieder zu verhaften. — So ein Fang! Dumme Teufel, diese Boches, sich aus reinem Ehrgefühl selbst zu stellen! Da wird man in Paris seine Tüchtigkeit anerkennen. —

Monsieur nimmt den Fernsprecher und ruft den Befehlshaber des Werdener Zuchthauses an. „Der Gefangene Asselbeck ist in einer Stunde herzuschaffen!" Raum ist die Zeit vergangen, so bringt man Jupp Hasselbeck. In den Wochen der Haft ist sein Gesicht blaß und schmal geworden. Der Fran-

zuse vergeht vor Freundlichkeit, nötigt Jupp auf einen Stuhl und bietet ihm eine Zigarette und gleichzeitig Feuer an.

Jupp raucht heißhungrig. Der Franzose läßt ihn beobachtend gewähren. Dann versetzt er liebenswürdig: „Monsieur Asselbeck, Sie sind entlassen!“ Jupp springt auf; vornübergeneigt schaut er den anderen an: „Ich bin –“

„Sie sind entlassen!“

„Ich kann gehen, wohin ich will?“

„Innerhalb des besetzten Gebiets – ja! Das heißt, Sie müssen sich uns zur Verfügung halten, falls sich noch Fragen ergeben sollten, die geklärt werden müssen. Wollen Sie darauf Ihr Ehrenwort geben?“

„Das will ich!“

„So unterschreiben Sie diesen Revers!“ Und Jupp unterschreibt die Verpflichtung, sich nicht aus dem besetzten Gebiet zu entfernen und sich den Behörden zur Verfügung zu halten. Der Kommissar reicht ihm liebenswürdig die Hand und geleitet ihn zur Tür.

Jupp Hasselbeck taumelt mehr als er geht in den sonnendurchfluteten Sommermorgen hinein. Ihn schwindelt fast von der frischen Luft und Sonne. Endlich kommt Klarheit in seine Gedanken. Nach Hause, möglichst schnell nach Hause! Die erste Taxe bringt ihn heim.

Als er am Fuße des Ruhrhanges ankommt, steht Bertha gerade vor dem Kotten. Im ersten Augenblick erkennt sie ihn noch nicht. Dann wird sie kreidebleich und vermag ihrem Manne keinen Schritt entgegenzugehen.

Jupp stürmt mit mächtigen Sägen den Hang empor und schließt sie in seine Arme. Sie gehen sacht ins Haus. Ein frohes Mahl vereint die Familie. Noch sitzen sie am Tisch, als es klopft und Erich Kersten in die Stube tritt.

Ist das noch derselbe Erich Kersten? Dieser Mensch mit dem struppigen Bart, den zerfetzten, beschmutzten Kleidern? Er wünscht nichts sehnlicher als baden zu können, und als er nach geraumer Zeit wieder erscheint, sauber, in anständigem Anzuge, da lacht er sogar schon wieder, so knabenhaft unbekümmert wie früher. Nach dem letzten Bissen aber erhebt er sich:

„So, Jupp, jetzt muß ich dahin, wo du warst!“

„Bei dir rappelt's wohl!“ fährt es Jupp heraus.

„Mein Junge, ich war nie so klar wie in diesem Augenblick. Ich habe den Franzosen mein Ehrenwort gegeben, mich zu stellen, wenn du freikämst, und ich pflege mein Wort zu halten, auch dem Feinde.“

„Mensch, soll es dir ergehen wie dem Schlageter?“

„Glaubst du, Schlageter würde sein gegebenes Ehrenwort gebrochen haben?“

„Erich, ist das dein fester Entschluß?“

„Unbedingt!“

„Gut, dann geh' ich mit! Ich habe dasselbe getan wie du!“ –

„Jupp!“ schreit da Berta auf, „geh' nicht wieder von mir!“ Ihre Rede geht in haltloses Weinen über, das die Nerven der Männer zum Zerreißen spannt. Jupp steht aufrecht und blaß in der niedrigen Stube, daß sein Kopf fast an die Decke reicht. Erich Kersten ist weich geworden. Er faßt Jupps Hand und sieht ihm lange in die Augen.

„Du bist ein Kerl, Jupp Hasselbeck!“ sagt er fast feierlich; „aber habe ich mich darum freiwillig ausgeliefert, daß du für mich mit büßen sollst? Nein, Jupp, du hast größere Pflichten bei deiner Familie, dem Stollen und deinen Leuten! Lebte alle wohl!“

Und so geht Erich Kersten aufrecht und stolz in sein Verderben. – –

Die schwere Flügeltür des Kohlensyndikats ist hinter Erich ins Schloß gefallen. Nun ist es soweit und gibt kein Zurück mehr.

Eine Ordonnanz spricht auf ihn zu. „Was wollen Sie?“ fragt der Franzose in gebrochenem Deutsch.

„Ich will mich ein bißchen verhaften lassen“, antwortet Erich französisch. Der Franzose glaubt es mit einem Irrsinnigen zu tun zu haben und lockert die Pistole. Kersten lächelt nachsichtig und erklärt sein Kommen. In diesem Augenblick taucht Monsieur Meunier im Gange auf. In überstürzten Sätzen berichtet der Soldat den Vorfall. Triumphierend blizt es in den Augen des Kommissars. „Also Sie sind Monsieur Kersten?“

„Zu dienen, mein Herr! Ich bin hierher gekommen, um mein Wort einzulösen.“

Der Franzose verbeugt sich vor Erich. Er kann nicht anders, er muß diesen Menschen achten, der sich, nur um sein Wort zu halten, freiwillig in Gefangenschaft begibt. So bittet er ihn mit einladender Geste in sein Zimmer. Eine verlegene Pause entsteht. Der Kommissar fühlt unbewußt, daß er mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen müsse. So fragt er tastend und langsam:

„Sie behaupten also, den Stollen allein gesprengt zu haben?“

„Das stimmt!“

„Es ist wenig glaubwürdig, daß Sie eine solche umfangreiche und gefährliche Arbeit allein ausgeführt haben sollten, ganz unmöglich!“

„Für einen deutschen Offizier gibt es kein Unmöglich!“

„Und woher haben Sie die Fachkenntnisse?“

„Ich habe auf dem Stollen als Bergmann gearbeitet.“

„Sie als Bergmann, mit Ihrem Studium, als Offizier?“

„Halten Sie die Bergmannsarbeit für etwas Ehrenrühriges? Hunderte ehemaliger Offiziere sind heute in Deutschland als Bergleute tätig.“

Der Kommissar fühlt, daß er so nicht weiter kommt. Darum fragt er ein wenig spöttisch: „Aber Asselbeck hat mir doch persönlich eingestanden, daß er dabei geholfen hat.“

„So hat er eben die Unwahrheit gesagt.“

„Ich denke, die anständigen Deutschen lügen nicht.“ Der Kommissar wird ironisch. Stolz erwidert Kersten:

„Mein Herr, wenn jemand, um einen Freund vor Gefahr zu schützen, freiwillig eine Schuld auf sich nimmt, so heißt das noch lange nicht lügen!“

„Sie gehören wohl auch zur Gruppe Heinz?“ greift der Franzose plötzlich an. Erich Kersten lächelt harmlos: „Was ist die Gruppe Heinz?“

„War Ihnen Schlageter bekannt?“ zuckt die nächste Frage wie ein Florettstoß.

„Ich kenne diesen heldenhaften Deutschen leider nur von Bildern und bedaure außerordentlich, nicht seine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben.“

Der Kommissar sieht, daß er mit Kersten nicht zu Rande kommt. So beschließt er, ihn erst ein paar Tage durch Verhöre mürbe zu machen, und läßt ihn abführen. Kaum ist der Posten mit dem Gefangenen aus dem Zimmer, als Meunier zum Telefon greift und die Verhaftung Jupp Hasselbecks befehlt.

Noch hat die Morgensonne nicht die Nebel des Ruhrtales vertrieben, als Jupp in einem Lastauto unter schwerster Bedeckung wieder zum Kohlensyndikat gebracht wird. In dem Augenblick, als man ihn über einen langen Korridor führt, um ihn in einem der zahlreichen Zimmer unterzubringen, kommt vom anderen Ende unter Bewachung eines Doppelpostens Erich Kersten. Zwar zerrt man Hasselbeck schon in das nächste Amtszimmer, aber Erich hat ihn gesehen und erkannt. „Hundsfoth! So hat der Kommissar Wort gehalten!“

Kerstens Gedanken jagen sich. List gegen List! Nur noch ein Ziel: Flucht! Und koste es das Leben! Gelingt sie aber, dann hütet euch, Franzosen! Blitzschnell überlegt Erich. Er wird sich zunächst krank stellen. Aber welche Krankheit? Plötzlich bleibt er stehen, verzichtet schmerzhaft das Gesicht, krümmt sich und hält mit den Händen den Leib.

„Kolik – Kolik!“ jammert er und stößt stöhnende Schmerzenslaute aus. Die Soldaten lassen sich täuschen. Sie bringen ihn auf sein Verlangen zu

einem Abort. Mit einem Blick erfasst Erich die Fluchtmöglichkeiten. Vor dem Fenster steht ein Baum. Das ist günstig. Blistschnell hat er die Tür, worvor der Posten steht, zugeworfen und verriegelt. In der nächsten Sekunde klemmt er sich durch das enge Fenster und springt mit waghalsigem Satz in die Zweige des Baumes. Zwar hemmen sie seinen Fall, aber er prallt immerhin so heftig auf den Boden, daß er im linken Knöchel einen stechenden Schmerz verspürt. Verstaucht? – Hat gerade noch gefehlt! Kersten verbeißt den Schmerz und späht über den Hof. Niemand zu sehen. Von oben lärmende Rufe. Keine Zeit zum Überlegen, – nur handeln. Und er handelt – blistschnell und besonnen.

Da eine Mauer. Mit ein paar Säßen ist er heran und springt hoch. Die eingemauerten Glascherben zerschneiden seine Hände; er achtet es nicht, zieht sich gewandt hoch und sitzt im nächsten Augenblick rittlings auf der Mauer. Da peitschen auch schon die ersten Schüsse, Kugeln pfeifen um die Ohren. Erich Kersten läßt sich fallen und liegt im nächsten Augenblick in einem Schrotthaufen auf dem Hofe einer Brauerei. Auf Händen und Knien kriecht er weiter. Der Fuß schmerzt unerträglich. Da reißt ein Mann den Flüchtling hoch: „Arme um meinen Hals!“ Aufschauend sieht Erich in das gutmütige, rote Gesicht eines dicken Mannes; der schleppt ihn keuchend mit sich in eins der Gebäude, durch Maschinenhallen, an Reihen riesiger Kupferkessel vorbei, weiter, immer weiter. Schließlich kann der Kurzatmige mit seiner schweren Last nicht mehr fort. Schon springt ein anderer zu. Hastig hingeworfene Erklärungen, – der Mann nimmt Erich auf den Rücken und rennt mit ihm weiter.

Sie enden im Hof der Brauerei. Leute sind dabei, gefüllte Fässer auf ein Auto zu laden. Als sie hören, daß Kersten auf der Flucht ist, überlegen sie nicht. Er muß sich auf den Boden des Lastwagens setzen, und in fieberhafter Eile schieben sie die Fässer um ihn, über ihn. Wenige Minuten später verläßt der Wagen die Brauerei; Erich Kersten ist gerettet. –

Jupp Hasselbeck sitzt im Militärgefängnis zu Trier und erwartet sein Urteil. Ohm Christian hat es bereits mit sechs Wochen Gefängnis wegen Begünstigung empfangen und verbüßt. Jetzt sitzt er wieder in seiner Werkstatt und hämmert all seinen Groll in das Leder der Schuhsohlen. Wenn er auf der Straße einen Franzosen erblickt, bekommt er immer einen Hustenanfall und muß ausspucken, – kräftig und ausgiebig.

Mit Leidenschaft unterstützt er Erich Kersten. Der macht kein Hehl mehr daraus, daß er fast jede Nacht Schienen und Brücken sprengt und auf eigene Faust seinen erbitterten Krieg gegen den Feind führt. So oft Ohm das ver-

einbarte Zeichen hört, – er hat einen leisen Schlaf – steht er auf, läßt Kersten ein und gibt dem Ausgehungerten zu essen. Leise plaudern sie dann im Dunkel miteinander, nicht mehr so unbekümmert – froh wie einst; dafür sind – weiß Gott, – die Zeiten zu schwer geworden.

Tagsüber muß sich der Gebannte in den Wäldern verbergen. Die Franzosen haben die auf seine Ergreifung gesetzte Belohnung verdoppelt, und es ist mancher an der Ruhr, der sich nicht scheut, für schnödes Geld zum Verräter zu werden. Darum darf sich Kersten vor niemand sehen lassen. Nur wenn ihn der Hunger derart plagt, daß die größte Gefahr klein dagegen erscheint, sucht er Ohm Christian auf.

So lebt Kersten ein mildes Dasein. Nur selten sieht er Menschen, und wenn er sie sieht, dürfen sie ihn nicht sehen. Dennoch, er mag aufpassen, wie er will, einer weiß, wo Erich Kersten sich versteckt hält, einer wird sich den Judaslohn verdienen, ist schon zum Verräter geworden: Rappenbusch. –

Die Franzosen marschieren in großer Anzahl zum Walde. Von allen Seiten kommen sie, das Gewehr schußfertig im Arm, wie Jäger zur Treibjagd. Kersten hat sie gesehen und will entfliehen, in den Lustschacht klettern. Da unten bei seinen Sprengstoffen, deren Versteck auch kein Verräter kennt, werden sie ihn nicht finden. So pirscht er vorsichtig heran, jeden Baum als Deckung benutzend. Doch da sieht er auch von dieser Seite die blaugrauen Uniformen durch die Büsche schimmern. Wohin er sich wendet, sieht er sie. Immer näher streifen sie, immer näher.

Jetzt weiß Erich Kersten, daß er verloren ist, rettungslos verloren. Er kriecht unter einen dichten Busch und setzt sich auf den Boden. Seinem Notizbuch entreißt er ein Blatt und schreibt: „Jupp Hasselbeck, Ohm Christian und alle ihr Freunde: Lebt wohl! Ich sterbe für Deutschland!“ –

Noch einmal fliegt sein Leben an ihm vorüber, die glückliche Jugend, der Krieg, die Nachkriegszeit. Das blonde Friesenmädchen! Da reißt er die Weste auf und das Hemd und setzt den Lauf der Pistole auf das wildpochende Herz. Ein Schuß dröhnt durch den Wald. Die Soldaten eilen herbei. Sie sehen noch das Wölkchen Pulverrauch aus dem Gebüsch steigen. Dort finden sie Erich Kersten tot. –

Man trägt ihn hinab ins Dorf. Die Kunde ist bereits vorausgeeilte. Duster und schwer läutet die Totenglocke. Die Bergleute stehen auf der Straße. Sie ziehen die Mütze ab. Die Frauen sprechen ein stilles Gebet. – –

Ich hatt' einen Kameraden! – –

Und der Kampf geht weiter. – – –

Tiefengeleucht

Von Robert Kurpiun (um das Jahr 1930)

Durch die weiten Gänge und Klüfte seines Reiches fern unter Tag, weltabgeschieden, lichtlos und totenstill, schreitet Dunkelhold, der Geist und Herr der großen Tiefe. Gestalt und Schritt sind nicht an den Raum gebunden, Leben und Tun nicht an Zeit, an Entstehen und Vergehen. Wo sein schemenhafter Fuß zum Schritt ausholt, da weichen die harten Wände zurück. Klüfte öffnen sich, wo sein forschend Auge, die Finsternis verzehrend, Flammenblitze sprüht. Seinen schürfenden Strahlen bleibt nichts verborgen. Unter ihrem Schein erheben die Berge und gewinnen Leben, ob es auch seit Ewigkeit schlief.

Doch finster schaut Dunkelholds Antlitz, wenngleich es im Ursprung der Dinge aus dem Licht geboren war. Das große Geleucht in seiner Linken schwankt mit im Takt seiner Schritte. Aber nur er erkennt den Schein. Ihm allein zeigt er den Weg. Den andern, die sich in Dunkelholds Reich verirren, flammt es nur für Augenblicke trügerisch auf und erscheint ihnen unheilverkündend, verderblich, zerstörend.

Was im Ursprung Licht war, ist Finsternis geworden; was empor zur Höhe strebte, hat zur Tiefe fahren müssen; was als Ewigkeitsklang der Liebe in Myriaden von Sternen einst geschrieben stand, mußte nach Allvaters Willen in finstern Vergessen verloren sein.

Denn Dunkelhold, einst Lichthold und Allvaters Sohn, hatte frevelnd die Hand gegen seine Mutter, die Lichtspenderin Sonne, erhoben und seine Brüder, die Kinder des Lichts, verspottet und gelästert. Lichtholds Herz war den blinkenden Schätzen von Mitternachtheim verfallen; er wollte sich Allvaters Willen nicht mehr unterwerfen. Darum hatte vor Millionen Jahren der Herr des Lichts den ungehorsamen Frevler für ewig nach dorthin verbannt, wo sein Herz stand, nach Mitternachtheim. Gewaltige Wasserfluten,

Stürme und Erdbeben hatte er geschickt, Mitternachtheim mit all seinen Schätzen in grause Tiefen vergraben und das Licht von Mutter Sonne ob dieser Stätte für immer ausgelöscht.

Lichthold aber war Dunkelhold geworden, auf ewig verbannt, in der Tiefe von Mitternachtheim zu leben, dessen Gebieter und Schahhüter er geworden, unheimlich an Kraft, finster im Sinn, unbarmherzig und gewalttätig. Ohne Ruhe und Frieden durchmaß er täglich die Strecken seines weiten Reiches, zehrende Sehnsucht im Herzen nach dem Licht, das er geschmäht hatte und nicht mehr schauen durfte. Die Wasser der Tiefe flossen als seine Tränen; im Beben und Bersten der Klüfte strömten seine Klagen und Seufzer, erschütternd, zerreißen; wo aber die Schmerzen der Reue zu Tage ausbrachen und Flammen und Gluten herausstießen, da wurden sie zu brennenden Wunden, die nimmer heilten. —

Vermaß sich Dunkelhold einmal, aus seiner Nacht zum Licht der Sonne emporzubringen, so erlosch sein Beleucht an ihrem Schein, seine Kraft ward gelähmt, sein Auge blind, und er stürzte zurück in das ewige Dunkel von Mitternachtheim.

Deshalb haßte er alles, was aus Lichtheim stammte, und verfolgte und quälte es, wenn es in sein Reich drang. —

Viele seiner Brüder waren gegen Mitternachtheim hinabgestiegen; die einen, um Schätze zu suchen, wie er; die anderen, um Licht in das Dunkel zu tragen; die letzten, um ihren verbannten Bruder aufzusuchen und zu erlösen. Dunkelhold verachtete sie alle. Nach seinem Urteil waren sie unter dem erschlaffenden Licht klein, habgierig und herzlos geworden. Als räuberische Eindringlinge bekämpfte er sie mit dem ganzen Trotz seiner Macht und zerschlug im Zorn ihre Pläne und Werke.

Nur wenn er einem von den letzten antraf unter Tag, der reines Herzens, ein Kind im Geiste, allein das Gute im Spiegel des Weltgeschehens erblickte und selbstlos und opferfroh sein Leben für die Brüder ohne Bedenken einsetzte, dann wichen die schweren Schatten von Dunkelholds Pfad. Licht aus seinem Ursprung strahlte darüber hin, und der Verbannte, für Daseinsaugenblicke erlöst, trat an die Seite des Opfermuts und hob schützend seine Rechte empor. Dann gehorchten ihm die Mächte der großen Tiefe. Ihre wilden Wasser standen still, die Flammen und Feuer erloschen, und die donnernden Klüfte und Abgründe wurden zu lieblichen Tälern des Friedens.

*

Michael Dorn, der grauköpfige Branddammwächter in der Tiefbausohle der Hermannschächte schreitet bedächtig die breite Förderbahn hinab. Weit streckt sie sich in die Baue von Dunkelholds Reich.

Es ist Nacht, auch oben, wo die Sterne scheinen. Darum schweigt unten des Fäustels Schlag, und durch der Strecken lange Gänge wandelt lautlosen Schritts das einsame Schweigen. Dann ist Dunkelhold zufrieden, geht ihm entgegen, und sie halten gleichen Schritt miteinander. Denn Schweigen und Dunkel sind Geschwister.

Sie stoßen auf den einsamen Wächter und folgen ihm, unsichtbar, geräuschlos. Beide sind ihm nicht gram, denn er hat ein Weib daheim, das jede Schicht im stillen Gebet seiner Heimkehr harret, und Kinder, die auf dem lebendigen Strom seiner Treue ihre Lebensnachen fahren. Nicht mit übermütig flatternden Wimpeln, oft mit schwerem Ruderschlag gegen Strom und Wind.

Dunkelhold flüstert und knistert leise im Holz und Gestein der Streckenfirst, den ehrlichen Alten zu warnen. Und das Schweigen, des Berggeistes blondhaarige Schwester, raunt ihm heimlich zu, das gütige Warnen nicht zu verachten.

Michael Dorn, der Brandwächter, bleibt stehen und erhebt sein Geleucht gegen eine vermauerte Öffnung, die rechts an seinen Weg tritt. Ein Branddamm, der äußerste Vorposten in der Front von Dunkel und Licht. Dahinter ein blutiges Schlachtfeld. Dort stoßen die Geschwader der wilden Feuer aus Urteufen gegen die Kampfreiher der Kinder des Lichts heran, sie aus ihrem eroberten Reich zu verdrängen.

Ist heute Waffenstillstand? Ist der Führer der Feuerreihen hinausgegangen, die feindliche Stellung zu erkunden? Der Kampf schweigt. Oder ist er des ewigen Streites müde? Sucht er Frieden mit seinen Brüdern? Will Blut zu seinem Blut, Geist zu seinem Ursprung zurück? –

Sorgsam leuchtet der Brandwächter den Branddamm ab. Brechen die Feuer durch, so würgt der schwarze Tod alles, was unten im Licht atmet. Vor einer Juge in der Mauer erlischt Dorns Geleucht. Brandgase bringen heraus, Giftatem der Feuerreihen, Todfeinde des Bergmanns.

Mühsam zündet der Wächter sein Geleucht wieder an und dichtet und verschließt mit sicherer Hand die tückische Spalte, den Stoßtrupps der Feuergeschwader den Weg versperrend. Dann ergreift er die Lampe und setzt seinen Weg fort.

Da fällt von der First ein Wassertropfen in seine Flamme. Sie zischt auf, duckt sich zusammen und hebt sich wieder empor.

„Nun?“ –

Michael Dorn schärft den Blick. Die grauen Augen unter den buschigen Brauen bohren sich spähend ins Dunkel. Was gibt's –?

Er ist nicht abergläubisch, nicht furchtsam. Doch die Tiefe hat ihre eigne Sprache. Er kennt sie, hat auch das große, starre, kalte Geleucht des Dunkelhold gesehen, mehr als einmal. Danach geschah immer etwas. Doch die andern verlachen und verspotten ihn, wissen es besser. Und sehen und hören doch nichts. Ihm aber ist gegeben, heller zu schauen, klarer zu verstehen als den andern.

Warum? Er weiß es nicht.

Der Spähende lauscht. Sein Flämmchen zuckt wie belebt auf und nieder. Und geht doch kein Luftzug, der es bewegt. Nur Stille, Totenstille, lastend, erdrückend, auslöschend. Ihm ist, als glitten dunkle, unheimliche Schemen lautlos um ihn her, reichten sich die Hände, umtanzten ihn im Reigen, und ihre nachtschwarzen Gewänder wehten in Wellen auf und nieder im Takt des Flämmchens seiner Lampe.

Gilt's mir? – Oder den andern? – Feuer ist's nicht. Auch kein Wasser. Sonst hätten sich nicht beide in meiner Flamme geküßt.

Was dann? –

Straff richtet er sich empor, fühlt deutlich: jetzt kommt ein Augenblick, muß kommen, wo von ihm bedingungslos gefordert wird, die ganze Kraft gegen einen Feind zu stellen, der unsichtbar in der Finsternis heranschleicht, zum tödlichen Sprunge geduckt. Mit unwiderstehlicher Gewalt treibt es Michael Dorn, sich jenem entgegenzuwerfen, dem drohenden Angriff zuvorzukommen.

Plötzlich ein dumpf dahinrollender, schwerer Schlag, atemberaubend, dem Abgrund entstiegen; ferner Donner, doch kurz abgerissen, im Aufbegehren erstickt.

Ein Druck schleudert den Wächter zurück gegen die Wand. Doch er hält sich aufrecht, zäh, verbissen. Die Lampe entgleitet nicht der alten Hand.

Was ist geschehen? – Staub, aufgewirbelt, wälzt sich herum. Doch keine Schwaden, kein Feuer. Gott sei Dank! Also ein Zusammenbruch, ein Sargdeckel irgendwo.

Für wen? – Er denkt nach; einen Augenblick nur, die Sinne zu ordnen. Dann fährt er empor. Wozu denken? – Der Feige denkt – an sich; der Tapfere handelt – für andere. Denken ist Tod, Handeln Leben. Und das Leben besiegt den Tod, der Tapfere den Feigen, die Tat den Gedanken.

Er läuft. Es treibt ihn vorwärts, unbewußt, irgendwoher von innen heraus. Vom Licht gegen das Finstere.

Ein Stück weiter in der Strecke zweigt links ein Durchhieb ab. Dort arbeiten zwei, die er kannte. Schlimme Schicht. Es drückt in der First, in der Sohle, aus beiden Stößen, so wild und grausam, daß Rappen und Stempel der Zimmerung wie Streichhölzer brechen. Jede Nacht muß nachgezimmert werden, damit zur Tagschicht der Durchhieb fahrbar ist.

Vielleicht ist's dort? Er dringt vor. Gefahr ist ein Magnet, der den Kühnen anzieht.

Der verdammte Staub! Wie Nebel um ihn; kaum erkennt er sein eigen Geleucht. Er muß heftig husten; der Staub erstickt ihn.

Warum läufst du dem Feind, dem Tod entgegen? Mußt du das Krachen gehört haben? – Oder – es braucht ja niemand getroffen sein. Kaum ein paar Mann sind hier zur Nachtschicht unten. Und die Strecken sind so lang, und die Räume so weit. Muß er das gerade – und überhaupt –. Sicher hat's wieder im „Alten Mann“ getracht. Der soll ja zu Bruche gehen.

„Michael Dorn, bist du ein Schuft?“

Wer hat das schlimme Wort gesagt? Er selbst? – Nein!

Der Wächter hält inne, wendet sich. Nichts; kein Laut; kein Wesen von Fleisch und Blut, das ein Vaterunser beten darf.

Doch – doch – dort hinter den beiden dicken, grauen Stempelsäulen – bewegt sich's da nicht? –

Michael Dorn hebt seine Lampe. Dunkelhold läßt ihren Schein seinen Leib durchdringen und tastet mit suchendem, brennendem Blick den Wächter an.

„Was willst du, Geist? Ich hab's nicht gedacht! Wer gab dir ein Recht zu fragen? Der Wächter kennt seine Pflicht. Bin ein Soldat vor dem Feind. Wenn du willst, auch vor dir, und geh dir nicht aus dem Weg! Bei Gott nicht!“

Da wird's um Dunkelhold hell. Er trinkt die Strahlen von des andern Geleucht ein wie Erinnerung aus seliger Vergangenheit. –

Michael Dorn ist schon ein Stück voraus, dem Durchhieb zu. Jetzt wendet er links in die gefürchtete Strecke hinein. Da hört er aus der Ferne dumpfes Rufen, abgerissen, erstickt, wie aus Tiefen herauf. Er läuft, so rasch er kann. Der Schnelle schafft doppelt. Vielleicht die Rettung.

Je näher er dem Ort kommt, der Gefahr auch für ihn, dem Tode vor ihm, worin die beiden andern schweben oder schon versunken sind, desto klarer, schärfer, unentrinnbarer zeichnet sich vor ihm der Weg ab, den er gehen muß,

gehen will. Desto mehr weicht alles hinter ihn, was mit dem eignen Ich zusammenhängt.

Auf seinen Fersen aber gleitet ein Schatten, riesenhaft, raumgrenzenlos, und scheucht mit herrschender Gebärde die kleinen Kobolde zurück, die aus der Front der Klüfte und Winkel hervor ihre Fäuste gegen den einsam vordringenden Gegner ballen.

Vor Ort. Schutt und Trümmer aus Holz und Gestein sperren den Weg. Über ihnen aber hoch und weit gähnt ein wüster Raum, aus dem sich die Gewalt gelöst hat, der Sargdeckel, alles unter sich begrabend. Und fortgesetzt fallen noch große und kleine Stücke polternd herab und finden ungehindert ihren Weg. Denn die schützende Holzzimmerung ist wie ein Kartenhaus zusammengebrochen. Zersplitterte Stempel und Rappen ragen hier und da aus dem wilden Schutt hervor, wie flehend emporgestreckte Hände, mitten im Stoßgebet zerbrochen.

Zerbrochen auch die beiden Männer, vom Ruf des Todes mitten aus der Arbeit abgelöst.

Oder atmen sie noch? Wo sind sie? —

Aus dem Hintergrund vergehende, wimmernde Laute. Michael Dorn erhebt sein Geleucht und sucht das Dunkel zu durchdringen. Da stößt sein Fuß gegen Metall. Am Boden liegt eine Lampe; erloschen, wie das Leben dessen, der sie trug? Dorn hebt sie auf, zündet sie an, um besser zu sehen. Sie brennt. Auf dieses Zeichen hat er gewartet. Er glaubt fest, daß sein Wille imstande sein müsse, mit der Flamme des Lichts zugleich das Leben jenes Mannes wieder zu entzünden, dem sie im Dunkel leuchtete. Er hängt die Lampe an den Stoß und sucht ihn.

Dort ist er! Aus dem Geröll ragt eine Hand, grau und tot wie der Stein. Ein Ruf um Hilfe, doch stumm. Michael Dorn greift danach, nach dem Leben, dem entfliehenden, entflohenen, es festzuhalten oder einzuholen. Da fällt dicht neben ihm ein wuchtiger Stein herab, streift hart seinen Arm und zerreißt das Kleid. Dorn beachtet es nicht; vorüber. Doch aus dem Geröll darunter erhebt sich von neuem wimmerndes Stöhnen. Matt bewegt sich die herausrufende Hand, als suche sie ihn.

Schnell greift er zu, das Gestein beiseite zu werfen, den Mann freizumachen. Da stößt er auf einen schweren Steinblock, der einen andern schräge anlantet. Unter ihm der Verschüttete.

„Hilf mir, Kamerad! Hilf — mir! — Meine Kinder!“ —

Von der hinteren Seite dringen gleichfalls dumpfe Laute unter dem Sargdeckel hervor. Auch der zweite lebt noch. Wem zuerst helfen? —

Eine Sekunde hält Dorn inne. Wie soll er hier fertig werden, er allein auf seinen alten Knochen? – Ist's nicht besser, schnell vom Schacht Hilfe zu holen? –

Übermals fällt ein Wassertropfen von oben in sein Geleucht. Zischend duckt sich die Flamme nieder und steht langsam wieder auf. Will sie ihm etwas zuraunen, nicht vom Platze zu weichen, ehe alles vollbracht ist, so oder so? –

Bis ich Hilfe hole, sind beide tot. Und bis die andern kommen und ein Schutzdach stellen nach Vorschrift, ist das Letzte vorbei. Sonderbar –. Indem er mit den Händen hastig das Geröll beiseite stößt, so schnell er vermag, hebt er an im Geiste zu rechnen. Der Schütz hier und dort der Kalina, sind zwei; ihre beiden Weiber, sind vier; der Schütz hat sechs Kinder, sechs Kinder – sind zehn; und der Kalina vier, vier – sind vierzehn. Sie alle kommen ins Unglück, wenn ich die beiden hier nicht ausgrabe. Vierzehn – und auf der anderen Seite ich allein, einer. Und hab' noch paar Jahre zu leben und keinen mehr zu versorgen. Mein Weib bekommt Rente, die Kinder sind im Brot. Einer gegen vierzehn – einer – einer – klare Rechnung. Das Weib wird weinen und meine Kinder, aber sie werden nicht Not leiden wie die zwölf anderen – zwölf – zwölf! Und wenn ich auch dabei mitgeh', so sind's – fünfzehn. Mein altes Leben – und soviel junge dagegen, einer und – vierzehn –. Der Einsatz lohnt. Und – wenn er auch nicht lohnte! –

Ein Stück Holz hat er freibekommen, es unter den schweren Block geschoben und sich mit ganzer Kraft dagegen gestemmt. Da greift ein Schatten hinter ihm durch unter das Holz, und des Retters Kraft verzehnfacht sich. Knirschend gibt der Block nach, weicht, gleitet, rollt ab. Dorn, nachdrückend, taumelt mitgerissen über ihn hinweg zu Boden. Die Sinne wollen ihm vergehen von dem Sturz. Mühsam, zitternd rafft er sich auf, reibt sich die Augen und hat das Gefühl, als ob um ihn her irgend etwas wäre, das hinter seinen Sinnen lauere, um, gut oder böse, mit ihm anzubinden.

Von neuem hebt er an fortzuräumen.

„Nicht zum Schacht!“ murmelt er dumpf, „nicht zum Schacht! Weiter!“ Der schwere Fall hat ihn unsicher gemacht. Zwei große Räder drehen sich in seinem Kopfe und brausen wie die Ventilatoren oben am Schacht. Jetzt fühlt er einen Schlag am Hinterkopf und einen stechenden Schmerz. Er tastet mit der Hand hin und zieht sie blutig zurück.

Alles dreht sich um ihn. Matt richtet er sich auf und lehnt am Stos. Wenn er jetzt schwach wird, ist alles umsonst. Dann wäre es besser, davongelaufen zu sein.

Doch was ist das? Hat sich der freigelegte Fuß des Verschütteten nicht bewegt? Schnell greift er zu, zieht an dem Fuße und merkt, wie sich der Körper regt und strafft, um frei zu kommen – freizukommen! –

Michael Dorn will dem Verschütteten zurufen. Doch seine Stimme versagt vor innerer Bewegung. Noch ein paar Geröllstücke zur Seite, dann zieht er den Körper vorsichtig aus dem Schutt hervor. Ein Dach von großen Steinen hat durch ein Wunder Kopf und Brust des Mannes geschützt. Mit Anstrengung hebt Dorn den Bewußtlosen auf, trägt ihn in die sichere Strecke zurück und bettet ihn am Boden. Eine tiefe Freude erfüllt ihn, so tief wie ein Waldsee, worin sich der blaue Himmel spiegelt.

Dann in Eile zurück zum anderen. Zeit verzehrt die Rettung. Wie er vor Ort erscheint, liegt ein schwerer Block, herniedergebrochen, auf dem verlassenen Plage des Geretteten, schwer genug, mehr denn ein Leben zu ersticken. Kalt überläuft es Dorn.

Unheimliches Knistern und Knacken in der Firn über ihm. Sind hämische Kobolde am Werk, den Durchbruch der Front zu erweitern? Immerfort fällt es herab, Staub, Geröll, Gestein. Dorn hat das Gefühl, als zielte man nach ihm, den Weg zu dem Verschütteten zu sperren.

Doch kein Geschloß trifft. Lenkt eine Hand aus dem Dunkel heraus sie alle aus der Todesbahn? Er wendet sich, schaut zurück, eine Sekunde nur. Dort hinten liegt ein Leben, das er gewonnen, auf das er ein Recht hat. Als ob ihm Kinder geboren wären! –

Sie werden nicht weinen, das Weib und die sechs Kinder vom Schütz, die Glasköpfe, die um sein Haus herumspielen! Lachen werden sie und sich freuen, wie er sich freut, und die kleinen Hände nach ihm ausstrecken, wenn er heimkehrt, wenn – er – heimkehrt.

Aber der Kalina dort drüben, der muß auch heraus, muß – muß!

Unter dem Steinregen, dicht an den Stoß gedrückt, durchquert Dorn die Gefahrenzone.

Wie die Gedanken das Hirn durchwühlen, wenn der Mensch über den messerscharfen Grat der Gefahr hintastet und das Auge auf beiden Seiten den Abgrund des Todes schaut! Dem Alten ist, als ob er wieder jung wäre. Die Zeit sinkt hinterwärts und bleibt zurück. Ihn deucht, als grübe er hier schon jahrelang mit seinen Händen. Und kann doch kaum eine Handspanne her sein, aber eine Spanne zwischen Leben und Tod. Zu lang; viel zu lang zum Sterben. Ist er auch nur eine Sekunde müßig gewesen bei seinem Werk zum Leben? Die Zeit ist der Feind des Lebens; sie siegt immer. Auch der

Flug der Gedanken, dem Leben zu Hilfe eilend, vermag seine Spanne nicht zu längen. Niemals! –

Wo ist der Verschüttete? Sein Rufen ist verstummt. Hat der reisende Strom der Zeit sein gebrechlich Lebensschifflein davongetragen? Zu einem stillen, friedlicheren Hafen? Ist es nicht ein Frevel, jenen von dort zurückzureißen in eine Brandung, die nie ruht? – Doch ja, er hat noch Arbeit zu verrichten an denen, die nach ihm kommen, seine Kinder zu lehren, ihre Kraft zu brauchen, um in der Brandung nicht zu versinken.

Ist Michael Dorn nicht selbst nahe daran, zu versinken? Er hat das Empfinden, nicht mehr Herr seiner Gedanken, seiner Sinne zu sein, fühlt seine Kräfte abnehmen, versagen. Mit blutigen Händen sucht er immer von neuem die Trümmer ab. Blut aus der Kopfwunde rinnt in die Augen und verschleiert seinen Blick. Er wischt es fort und gräbt weiter, gräbt – gräbt. – Wo ist Kalina? Er hält inne und lauscht. Nichts als das Knistern und Knacken über seinem Haupte, ununterbrochen. Der Tod klopft an. Hin und wieder ein dumpfer Aufschlag, wenn ein Wurf herniedergeht aus der finsternen Höhe. In dem matter werdenden Schein seiner Lampe vermag er deren Ende nicht abzusehen. Ein Dom – des Todes. Er wächst ins Riesenhafte, Unendliche.

Geht dorthin der neue Weg? –

Wieder stoßen, indem er rastlos gräbt, seine Gedanken zurück in die Strecke, wo Schüz liegt. Führt von dessen Leben kein Faden zu dem seines Genossen hier unten? Michael Dorns Augen und Hände sind alt und müde und können den Faden nicht mehr erkennen und fassen, bevor er – zerreißt.

Der Retter beginnt am Ausgang zu zweifeln und läßt den Arm sinken.

Da deucht es ihn, als ob abermals aus dem Dunkel heraus eine Kraft in ihn strömte. Sie richtet seine matten Glieder auf, sie strafft die Muskeln, schärft seinen Blick und zwingt ihn in eine Richtung, wo dicht am Stoß der Strecke starke Hölzer der Zimmerung stehengeblieben sind. Über das Geröll hinweg klettert der Alte und späht, späht, das Dunkel durchdringend.

Hängt da nicht zwischen den schräg aufrecht stehenden, zusammengeschobenen Hölzern eine menschliche Gestalt, stumm, regungslos? Er ruft. Keine Antwort. Er tastet hin. Es ist so. Eine schwere Kappe hat beim Fall den Mann, der beim Niederbruch des Gesteins am Stoß der Strecke Schutz suchte, gegen einen Stempel gepreßt. Das Gestein will die Umarmung der Hölzer zu des Knappen Totenschrein zimmern. Dorn erkennt noch, wie jener sich verzweifelt gemüht hat, freizukommen, bis der zusammengepreßten Brust der Atem versagte.

Doch der Alte sieht jetzt ein Ziel. Es muß auch einen Weg dahin geben, muß – muß! die Kraft kehrt zurück; er beißt die Zähne zusammen; ein finsterner Trotz bäumt sich in ihm auf, und es beginnt ein Kampf auf Leben und Tod, der Endkampf.

Das Geröll muß fort, damit die Kappe frei wird, frei zum Leben! Zorn packt den Retter. Es geht um Sekunden. Jeden Augenblick kann der Bau zusammenbrechen. Dorn neigt sich zu dem Leblosen hinüber und lauscht, glaubt noch Zeichen schwachen Lebens zu vernehmen, scharrt und gräbt und wälzt das Gestein und versucht dem schweren Block, der die Kappe gegen den Stempel preßt, unten die Stütze wegzureißen. Der Block rührt sich nicht. Des Alten Brust keucht und stöhnt und arbeitet zum Zerspringen. Wie Stränge treten die Stirnadern heraus; die Augen brennen im Feuer, und das Blut, das rote Blut, aus der Kopfwunde über sie hinwegrinnend, vermag das Feuer nimmer zu löschen.

Dringt da nicht ein Richern und Höhnen aus dem grauen Stein? Lebt er?

„Barmherziger Gott – im Himmel! – Nicht sterben! – Nimm mich – bin alt und – steh vor deiner Tür – Die Jungen – sollen leben – wollen doch auch auf den – Berg kommen – und ausschauen! – Laß sie leben – leben!“

So schwirren seine Gedanken durcheinander, angstvoll flatternde Vögel, über denen der Habicht kreist.

Die letzte Kraft rafft Dorn zusammen, packt gewaltsam mit beiden Armen den rohen Block, will ihn fortwälzen und stürzt in die Knie. Er stemmt die Füße gegen den Stoß, die Schulter gegen den unbarmherzigen Stein und wuchtet gegen ihn an, daß ein Prasseln und Knacken durch des Alten Glieder geht.

Der Stein spottet und schweigt. Da ertastet die Hand des Verzweifelnden in der letzten Not ein hölzern Gerät, den Stiel eines Großhäustels, das unter dem Block liegt und ihn stützt. Mit beiden Händen packt Dorn den Häustelstiel am äußersten Ende, windet und wuchtet und dreht und reißt den Hammer mit übermenschlicher Kraft unter dem Stein hervor. Langsam, widerwillig senkt sich der störrische Feind, die Kappe wird lose, gibt den Eingewängten frei, und – der gemarterte Körper sinkt in sich zusammen.

Ein tiefes Aufatmen durchzittert Michael Dorns Gestalt. Ist das noch derselbe alte, gebrechliche Mann? Er hat gesiegt; der Feind ist geschlagen! Dies Bewußtsein läßt für Augenblicke alles vergessen. Die Schwäche schwindet wie der Nebel nach Sonnenaufgang. Der Alte hebt den Bewußtlosen auf, trägt ihn wie ein Bündel über den Berg von Geröll hinweg in die sichere Strecke und bettet ihn behutsam neben Schütz. Dann läßt er das Licht auf die

beiden Gesichter fallen. Seine Kinder schlafen. Er lächelt. Sie werden erwachen – beide!

Dann aber ist auch seine Kraft am Ende. Er taumelt und sinkt am Stosß nieder. Nach geraumer Weile erwachend, findet er Schütz bei Bewußtsein und kann sich nur mit Mühe dessen Dankesbezeugungen erwehren.

Wie lange sein Werk gedauert hat, Dorn weiß es nicht. Als er zum Schacht eilt, Meldung zu machen, die Verunglückten heraufzubringen, erlischt sein Geleucht, ausgebrannt. Unsicher stolpert er im Dunkel weiter. Da taucht vor ihm ein fremdes Licht auf, groß, hell, starr, schreitet ihm voran, sicher und ruhig, und vergeht, als des Alten Gang in den Schacht einmündet.

Wer das große Geleucht ihm vorantrug, hat er nie erfahren. – In Dunkelholds Reich aber war heut ein heller Tag. Mutter Sonne hatte durch Wolken und Schwaden, durch Berg und Gestein einen freundlichen Erlösungsblick in die dunkle Kammer ihres verbannten Kindes geworfen. –

Vater und Sohn

Von Rudolf Fißel

(Aus dem Jahre 1932)

Der Häuer Valentin Cipra hat es nicht leicht. Er stößt den sauchenden Bohrer in das schwarze Gestein, er kriecht auf allen vieren durch den werdenden Stollen. Wasser tropft auf ihn herab und mischt sich mit seinem Schweiß, jahraus, jahrein. Valentin ist trotz allem ein glücklicher Mensch, denn er hat einen Sohn. Als er ihm vor 18 Jahren geboren wurde, hat er ihn in dumpfem Jubel Maximilian genannt, das war ein Wunsch und eine Forderung. Er hat damals nicht geahnt, daß beides sich so herrlich erfüllen könnte. Valentin läßt seine Keilhaue auf einen Riesenbrocken heruntersausen, den er eben abgesprengt hat, Splitter spritzen umher. „Bist du verrückt, Mensch?“ fragt der Schlepper Machowiak, der in seiner Nähe schaufelt. Valentin lacht nur und drückt seine Schnurrbartspitzen hoch. „Von wem der Junge das bloß hat?“ denkt er zärtlich. „Ich habe ihn gezeugt, das steht fest. Die Ähnlichkeit kann jeder feststellen!“ Valentin ist sehr stolz.

Die Oberrealschule der oberschlesischen Stadt, in deren Nähe Valentins Grube liegt, veranstaltet einen Elternabend zu Ehren des Dichters Josef von Eichendorff. Valentin weiß längst, wer an diesem Abend die Festrede hält, aber er stiert auf das Plakat wie Kolumbus, als er den ersten Zipfel Amerikas zu Gesicht bekam, dann geht er ein Stück weiter und dreht wieder um. Er sieht hochmütig nach der anderen Seite und spuckt in den Kinnstein, aus den Augenwinkeln schießt er wieder in das Schaufenster. Da steht es immer noch, dick und schwarz auf rotem Papier: Festrede Maximilian Cipra, Schüler der Oberprima I.

Valentin fährt heute eine Stunde eher hinauf, er hat den Steiger, wie es sich gehört, um Urlaub gebeten. Schon um 7 Uhr wandert er in die Stadt. Er hat Zeit, um 8 Uhr beginnt erst die Veranstaltung. Er schlendert durch die Straßen, bei Kleinschmidt, der die besten Zigarren hat, kauft er entschlossen

fünf Stück je 0,20 RM. und schiebt den Beutel schmunzelnd in die Tasche. Als er der Oberrealschule näher kommt, wird ihm unbehaglich. Wäre es nicht besser, morgen in der Zeitung zu lesen, wie es gewesen ist? Valentin blickt an seinem Anzug herab. „Nur an den Nähten glänzt er wie Speckschwarte“, murmelt er. Valentin steht vor dem weitgeöffneten Tor des mächtigen Schulgebäudes und ist davon überzeugt, daß er in die feine Bürgergesellschaft überhaupt nicht hineinpaßt. Er würde umdrehen, wenn er Maximilian nicht versprochen hätte zu kommen und das Versprechen mit einem fürchterlichen Fluch bekräftigt hätte. „Der Junge ist richtig,“ denkt er gerührt, als er beklommen die breite Treppe hinaufsteigt, „der schämt sich seines Vaters nicht!“

Die in den Saal strömende Menge nimmt Valentin mit, er gelangt un beobachtet auf einen leeren Platz in den hinteren Reihen. Er hält den Hut fest auf den Knien und atmet freier, niemand beachtet ihn. Er bewundert scheu die prächtige Aula mit ihrem braunen Holzgetäfel, den bunten Fenstern und den Wappen der oberschlesischen Städte die Decke entlang. Er sucht Maximilian mit seinen Blicken unter den Schülern, die sich auf der Sängerempore drängen, er findet ihn nicht. Schon klopft der Gesanglehrer mit seinem Stab, und der erste Chor wird harmonische Gestalt, zauberhaft wandelt sich der Saal in hügel- und wälderwogendes Land: „O Täler weit, o Höhen!“

Dort, wo geheimste, nie erfüllte Wünsche des ewigen Kumpels in der Seele verschlossen ruhen, spürt Valentin einen Druck, eine Tür öffnet sich zu einem Spalt, einzelne Bilder drängen ungeordnet heraus: ein kleines Haus, das ihm gehört, ein Garten mit üppigen Sonnenrosen, Feld, auf dem seine eigenen Kartoffeln prächtig stehen. Er sitzt am Bach und hängt seine heißen nackten Füße in das herrlich kühlende Wasser, die Pfeife, an der er behaglich saugt, ist mit saftstrotzendem Prestabak bis oben an gefüllt, er streckt sich ins Gras und blinzelt schläfrig nach den weißen Wölkchen, vom Rauschen des nahen Waldes umwiegt. Kein Schornstein, keine Halde, soweit nur das Auge reicht, und kein Bimmeln der wartenden Fördersehle mehr.

„Was ist uns Eichendorff?“ hört Valentin eine Stimme fragen. Er schrickt zusammen, sieht seinen Sohn vorn am Rednerpult stehen. Mit ihm horcht der ganze Saal nach dem Bergmannssohn hin, der, blaß bis in die Lippen, das Podium durch eine Seitentür betreten hat und im Augenblick seiner Frage von glühender Röte überflammt wird. Die Sätze stoßen leidenschaftlich aus ihm hervor, alle spüren es, hier schleudert ein Herz seine verheimlichte Blut heraus, weil die Not, sich erschließen zu müssen, größer geworden ist als die Scham des Verbergenwollens. Was ist uns Eichendorff,

uns, dem Volk der Verstoßenen; das von Fabriken umlärm, von Halden umdüstert, ewig den Schmutz gequälten Erwerbs auf Antlitz und Händen? In seiner Welt aber rauscht uns gnadenvoll der Wald, grüne Berge steigen ins Licht, in ruhvoller Gelöstheit dehnen sich Täler und nehmen die Dörfer an ihre Brust. Eichendorff, Welt des freien und strahlenden Lichts, des balsamischen, wundenheilenden Waldesdunkels, voller Unschuld des Herzens und gläubigsten Gottvertrauens, ewige Heimat unserer Seelen!

Valentin preßt seinen Hut in den Fäusten. So hat noch kein Priester mit gewalttätiger Hand sein Inneres aufgerissen wie dieser brennende Mensch da vorn, der sein leibhaftiger Sohn ist. Ergriffen lauscht der Saal, der Beifall am Schluß geht wie eine heiße Woge über Valentin hinweg, während Maximilian schamvoll verschwindet, wie er gekommen ist.

In einer dunklen Toreinfahrt, an der alle vorbei müssen, wartet Valentin nach Beendigung der Feier auf seinen Sohn. „Maximilian“, ruft er gehemmt aus dem Schatten. Der erkennt die Stimme sofort, löst sich von den verwundert weitergehenden Kameraden und tritt ins Dunkel zu ihm. „Maximilian“, stammelt Valentin hilflos. Er weiß nicht, was er noch sagen soll. Tödlich verlegen ist auch Maximilian, Valentin packt ihn vorn am Nack und ringt vergeblich nach einem Wort. Da knistert es in seiner Brusttasche. Er zieht den Zigarettenbeutel heraus, faltet ihn mit bebenden Fingern auf: „Rauch, Maximilian, Rauch! Ich hab' sie für dich gekauft!“ Die beiden lachen im Dunkel, bedienen sich gegenseitig. Die ersten Wolken blasend, treten sie auf die Straße.

Als sie auf der Landstraße nach ihrem Grubendorf einhertrotten, bemerkt Maximilian sachmännisch trocken: „Die Zigarre ist gut!“ – „Zwanzig Pfennig“, sagt Valentin. Am Eingang des Dorfes, linker Hand, ist das Gasthaus von Anschütz, wo die Bergleute nach der Schicht einzukehren pflegen. Valentin sieht nicht das Lächeln um die Lippen seines Sohnes. Er selbst wagt nicht, etwas zu sagen, er kann seinen Herrn Sohn nicht da hineinführen. „Wie wär's, Vater,“ sagt Maximilian, „meine Zunge ist etwas trocken.“ – „Maximilian!“ ruft Valentin und haut seinen Sohn auf die Schulter. „Zwei Rognaks“, sagt er, als sie an der Theke stehen. „So einen großen Sohn haben Sie schon, Herr Cipra“, bemerkt die dicke Anschützsin und breitet ihre Brust auf dem Schanktisch aus. „Noch zwei“, antwortet Valentin nachsichtig, sie könnte längst wissen, daß dieser junge Herr sein Sohn ist. „Der Herr Sohn hat doch heut' eine Rede gehalten in der Stadt“, fährt die Wirtin fort. „Noch zwei“, ruft Valentin, sieghaftes Wohlwollen in der Stimme. Als sie mit dem dritten Glase anstoßen, zwinkert Valentin listig: „Wenn du ausstudiert hast

und ein Doktor bist, wirst du Wein trinken!" Maximilian wehrt bescheiden ab. Valentin haut die Faust auf die Theke: „Du wirst Wein trinken, sag' ich. Keine Widerrede!" „Ich hab' einen sehr guten Ungarwein, meine Herren," bemerkt die Wirtin, „fett-süß, ein süßiges Tröpfchen." Maximilian faßt Valentin unter den Arm. „Geh'n wir, Vater. Es war ein anstrengender Tag für mich." Valentin folgt gehorsam. Im dunklen Hausflur der Schenke drückt er seinen Sohn endlich an die Brust: „Du bist nicht hochmütig! Du rauchst und trinkst mit dem alten Bux, der dein Vater ist. Das ist das allerschönste an dir, mein Maximilian!"

Der letzte Mann

Von Robert Kurpiun

(Um 1914—1924)

Dem Anton Fuhrmanek dauerte der Krieg nicht lange genug. Als andere nach vier Jahren die Flinte in den Graben warfen, Mut und Verstand dazu und mit hängendem Kopf dem vielbesungenen Wiedersehen in der Heimat zustrebten, versuchte er, auf eigene Faust den Kampf richtig zu Ende zu führen. Er beeilte sich gar nicht, seinem oberschlesischen Regiment, zu dessen letzter Nachhut in engster Fühlung mit dem Feinde er sich bekannte und freiwillig gemeldet hatte, vorschriftsmäßig schnell zu folgen. Es knallte ja noch immer, und das hatte ihm sein Lebtage Spaß gemacht, je toller, destomehr, wie unter Tage, wenn er mit den Kumpels Kohle sprengte und jeder Schuß sitzen und Förderung bringen mußte. Die Kameraden behaupteten, der Tonek hätte den Teufel im Leibe und nicht ein Weib, sondern die „Dicke Berta“ hätte ihn zur Welt gebracht. Das mußte aber in ihrer frühen Jugend geschehen sein; denn als sie zum erstenmal ihren Mund auftat, um mit der bösen Welt zu reden, war Tonek längst den Hosen entwachsen, trug sogar an Sonn- und Feiertagen einen richtigen Orden und war nicht wenig stolz darauf. Mit Recht: denn er hatte ihn unter Einsatz seines Lebens aus der Tiefe herausgeholt.

In seinen zivilen Umständen gehörte Anton Fuhrmanek dem ehrbaren Bergmannsstande an. Gleich seinem Vater und Großvater war er aus der bescheidenen Hütte an der Klodnitz jeden Tag, den der Himmel bescherte, zur Früh-, Mittag- oder Nachtschicht auf die benachbarte Ottogrube gepilgert, vergnügt und guter Dinge; denn das mußte so sein. Da ihm in der Schule hauptsächlich das Turnen, Boren und Singen Spaß gemacht hatte, war er schon mit vierzehn Jahren unter Tag gegangen, hatte am Klaubeband das Taube vom Wertigen scheiden gelernt und danach mit viel Sorgfalt und Pfiffigkeit die Strecken gepußt und die Förderwagen geschmiert. Weil er diese

wichtigen Sachen mit Verstand und Eifer besorgt und nur selten „geburt“, das heißt Schichten verbummelt hatte, – dafür sorgte Vater Fuhrmanek – war der ranke, kräftige Bursche mit dem treuherzigen Gesicht und den flinken, hellen Augen, die immer auf Fahrt waren, schon mit sechzehn Jahren zum Schlepper befördert worden.

Die neue Rolle behagte ihm wohl; er war jetzt schon ein halber Mann, wurde nicht mehr von einer Stelle zur anderen geschoben, wo ihn der Steiger gerade brauchte, sondern durfte mit den alten Häuern zusammen vor Ort gehen und zeitweise mit Verlaub des Ortsältesten, nachdem er ihm ein paar schwere Stempel herangeschleppt hatte, zur Belohnung die Pfeife rauchen.*) In der Schicht seine dreißig Kasten von je zwölf Zentnern zu füllen, war ihm eine Art Sport; es kam ihm gar nicht darauf an, außerdem noch für den schwächeren Kameraden zuzupacken, auch wenn er keine Zigarette dafür erhielt. So schaffte er sich ein lebendes Kapital unter seinen Arbeitsgenossen.

Als Tonek so um die Siebzehn geworden war, meinte er, es wäre an der Zeit, sein Gesellenstück zu machen. Gestänge zu legen, das Ort zu verbauen, die Bohr- und Schrämmaschinen fachgerecht zu bedienen, verstand er wie ein Alter und nahm gern diesem und jenem, der nahe davor stand, bergfertig zu werden, eine schwere Arbeit ab. Die bejahrten Herren hatten daher immer bessere Tage, wenn Tonek ihrer Nummer zugeteilt wurde. Mancher nahehafte Happen von ihrem Frühstück fand den Abgang in Toneks „Füllort“, der nie genug Förderung schlucken konnte. Da auch des Schleppers Mutter, die Unergründlichkeit jener Tiefe von jung an kennend, ihn reichlich mit Ahnung ausstattete – Tonek lieferte die Löhnung jedesmal auf Heller und Pfennig an sie ab – so rundeten sich die Muskeln des schlanken Körpers zu denen eines Preisbojers. Dennoch lenkte den jungen Bergmann keineswegs diese rohe Kraft, die blind hinstieß, wo etwas vorstand. Hatte er auch von der Schule her in Buch und Stift allemal etwas Feinsädiges empfunden, das seiner ungebändigten Kraft nicht lag, so erkannte er dieser doch keineswegs die Führung zu. Die Fähigkeit, praktisch zu überlegen, bevor der Befehl an die Maschinerie der Muskeln erging, war durch die Erfahrungen seines gefahrvollen Berufes unter Tage in Anton Fuhrmanek nicht zu kurz gekommen.

Deshalb hatte ihm der Herrgott auch ein Gesellenstück auf gepackt, wie es plötzlicher, unvorbereiteter und schwerer kaum einen Lehrling in Prüfungsnoten anfliegt.

*) In den meisten ober-schlesischen Gruben fährt man mit offenem Geleucht. Es darf auch geraucht werden.

Eines Tages ereignete sich nahe bei Tonel's Arbeitsort ein schwerer Durchbruch der gefürchteten „Kurjawka“, – Wasser mit Schwimmsand – so schnell und gewaltig, daß die breite Masse im Nu die anstößenden Strecken und Örtter anfüllte und von der Außenwelt abschnitt. Tonel und seine Kameraden hatten gerade noch Zeit gefunden, sich unter Zurücklassung von Kleidern und Bezähe zu retten. Nicht so glücklich waren elf andere Bergleute gewesen, die weiter im Felde arbeiteten. Die einzigen beiden Zugänge zu ihren Örttern hatte der Schwimmsand weithin versperrt. Daß die Abgeschnittenen noch lebten, blieb kaum zu hoffen. Lebenszeichen waren nicht zu erreichen. Trotz äußerster Kraftanstrengung schritten die Rettungsarbeiten nur langsam vorwärts. Die Schlammflut wollte nicht stehen. Zwei unheilvolle Tage vergingen.

Aus einer der beiden Zugangsstrecken, die nach außen etwas Fall zeigte, war das Wasser abgesichert; der Sand hatte sich gesetzt und dicht unter der First einen geringen Hohlraum freigegeben. Wie weit er reichte, wußte niemand, ebensowenig, ob nicht neue Schwimmsandströme aufkamen. Bis die Strecke bis zu den Abgesperrten freigemacht werden konnte, waren jene, falls sie noch lebten, längst erstickt oder verhungert. Die Fäuste und Hirne der Rettungsmannschaften arbeiteten unter Hochdruck, vom Schlepper bis zum Berghauptmann. Jede Hilfe schien vergebens.

„Ich kriech oben durch!“ hatte da wie unter einer Eingebung der Tonel plötzlich laut ausgerufen, obgleich das Loch kaum für ein Paar Fäuste Raum bot.

„Eine Kaze vielleicht, aber kein Mensch!“ lehnte der junge Steiger Denning ab, der diesen Weg auch schon erwogen hatte.

„Dann werd ich Maulwurf, Herr Steiger!“ Fuhrmanel bestand darauf. Da hatte der Steiger seine Lampe erhoben und dem Burschen eine Weile in die blanken Augen geschürest. Der Denning war schon einer! Er witterte jeden Druckknopf und sähe mit der Nase drauf, sagten die Kumpels. Mit dem Starbnik, dem Berggeist, stünde er auf du und du, und mit dem Tode spiele er Sechszundsechzig.

„Versuch's, Junge!“ Die Häuer hatten die Köpfe zusammengesteckt. Der Steiger schnallte Anton sein langes Fahrleder vor den Bauch, drückte ihm eine Lederkappe fest auf den Schädel und steckte ihm ein elektrisches Taschenslämpchen ein. Dann banden sie ihm eine lange, dünne Schleppeleine an den rechten Fuß. Sie sollte zu verabredeten Signalen dienen, auch um etwa einen Schlauch zur Luftzuführung oder Ernährung nachzuziehen. Inzwischen hatte ein Häuer das Loch an der First behende erweitert; Tonel schlug ein Kreuz,

schlöpft hinein und arbeitete sich wie ein Maulwurf vor. Die Schultern verschwanden, dann der Rücken, die Hüften, die Beine, und an dem Kürzerwerden der Leine konnte man zuletzt erkennen, daß der mutige Junge Vortrieb gewann.

Zuweilen stand die Leine; dann sprangen Befürchtungen auf. Doch immer von neuem setzte sie sich in Bewegung, ruckweise; dann hatte Anton nur ausgeruht oder Widerstände beseitigt. Eine neue Leine mußte an die erste gebunden werden, eine dritte, vierte. Die Spannung der Helfer war aufs höchste gestiegen; wie ein Bienenschwarm klebten sie vor dem Loche, worin der Tapfere verschwunden war.

Antons Vater, der kein Wort verloren hatte, sein Kind vor dem schweren Wagnis zurückzuhalten, saß auf einem Holzstoß; Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Um seine Erregung nach außen nicht zu verraten, rauchte er gegen seine Gewohnheit eine Pfeife nach der anderen, wozu ihm der Steiger seinen Tabaksbeutel hingereicht hatte. Als er seinen Jungen verschwinden sah – noch einmal hatte Tonel nach ihm umgeschaut – war dem Vater dunkel vor den Augen geworden, als hätte sich ein Grab über ihm und seinem Kinde geschlossen. Da hatte Denning die Hand auf seine Schulter gelegt:

„Vater Fuhrmanek, der holt alles raus!“

„Gott geb's!“

Nach der Länge der Leinen und den Berechnungen Dennings mußte der Junge jetzt kurz vor dem ersten Arbeitsort sein, falls dieser nicht verspült war. Gespannte Stille trat ein. Man vernahm jeden Atemzug; jeder Nerv zitterte. Da wurde plötzlich der Strick dreimal kurz angerissen, das Zeichen für eine Meldung. Denning, auf dem Kasten eines Förderwagens stehend, hatte sich, soweit es ging, in die enge Öffnung hineingepreßt und die Hände als Schalltrichter an das Ohr gelegt.

Da war abgerissen, dumpf wie aus Grabestiefen, der Ruf gekommen: „Alle elf hier, leben noch! Bloß Luft, schnell!“

Daran hatte es dann nicht gefehlt. Alles lag bereit. Mittels der Leine wurde ein Preßluftschlauch nachgezogen; durch ihn drückte man vorsichtig frische Wetter vor Ort; die Halberstücken erholten sich.

Nun verlief alles programmäßig. Lebensmittel wurden zugeleitet, der enge Gang erweitert; nach mehreren Stunden waren sämtliche Verunglückten geborgen. Dann standen Name und Bild des jungen Kettlers in den Zeitungen. Die Grube stiftete ihm außer der öffentlichen Anerkennung vor versammelter Belegschaft eine namhafte Geldsumme, wofür Vater Fuhrmanek

sein Häuschen neu auffrischen konnte, und die Behörde belohnte die kühne Tat durch Verleihung der Rettungsmedaille.

Zweierlei hatte den Tonel besonders gefreut: er brauchte daheim nicht mehr unter dem windigen Dache schlafen, sondern in einer neuerstandenen Kammer. Dann aber hatte ihn der Steiger, als Anton, von oben bis unten durchnäst und bedeckt aus dem finsternen Loche gekrochen war, als Letzter, vor der Mannschaft und all den Herren, die bei der Rettung tätig gewesen waren, umarmt und fest und lange an seine Brust gedrückt. Das war schon etwas! Dem Tonel prasselten die Knochen im Leibe; denn der Steiger hatte alles beisammen und hob allein ohne Baum einen entgleisten Kasten mit zwölf Zentner Kohle wieder ins Gestänge.

Bei dem Prasseln hatte der Fuhrmanek Anton das Gefühl gehabt, als wären seine Adern zersprungen und die Blutströme beider Männer – denn Anton war jetzt ein Mann – ineinander geflossen, und die Herzen hätten angehoben, einen Schlag zu schlagen. Dieser gemeinsame Blutschlag war geblieben, und daß die „Firma“, wie man die beiden im Scherz jetzt nannte, in jeder Gefahr allemal die Nase vornweg trugen. Anton Fuhrmanek aber galt von nun ab als Großkapitalist unter seinen Brüdern der Tiefe. –

Nachher hatte Denning einmal gefragt: „Sag, Junge, warum hast du die elf rausgeholt? Konntest selbst dabei kaputt gehn!“

„Ich dacht, da sind elf, und ich bin einer und allein. Da lohnt's schon!“
„Meinst, 's wär 'n gut Geschäft?“

„Guter Sport, Herr Steiger: eins zu elf!“ Der Tonel hatte gelacht. Denning war mit der Hand über des Burschen Gesicht gefahren und stumm geblieben. Aber mordsgrimmig hatte er dreingeschaut. –

Dann war der Krieg gekommen. Denning, als Unteroffizier der Reserve, hatte schon am ersten Tage den feldgrauen Rock angelegt. Am zweiten Tage stand der Fuhrmanek Anton vor dem Hauptmann derselben Kompanie; seine achtzehn Jahre wollten auch mit. War nicht so schnell gegangen, trotzdem Tonel den Rettungsorden als Eideshelfer nicht ohne Wirkung angelegt hatte. Erst nach sechs Wochen Ausbildung hatte ihn die eiserne Front in sein heimisches Regiment aufgenommen. Vier Jahre war er in dem gewaltigen Geschehen mitgegangen, im Westen, im Osten, vor Dünaburg, in Italien, zuletzt wieder im Westen. Er hatte die Befreitenknöpfe und das Eisernerne zweiter erhalten, reichlich Wunden davongetragen und war ausgeflücht wieder zur Kampftruppe gelaufen, obgleich die Grube ihn zweimal nach bedenklichen Verwundungen für ihren lebenswichtigen Dienst angefordert hatte.

Immer vorne, erkundete er in einer Nacht hinter der feindlichen Front die Stellung einer gefährlichen französischen Batterie und leitete durch ein dann mitgeführtes Kabel das deutsche Feuer bis zur Vernichtung des Gegners. Auf dem Rückweg hatte er es fertiggebracht, zugleich zwei Franzosen als Gefangene einzubringen. In der Wahl, zum Unteroffizier befördert oder mit dem Eisernen erster Klasse ausgezeichnet zu werden, hatte er das Kreuz vorgezogen, das Bleibende; die Treffen würden später sowieso abfallen.

Durch den Wechsel verschiedener Regimenter war er mehrfach von seinem Steiger-Leutnant getrennt worden. kamen sie wieder einmal zusammen, gab's große Freude und des Fragens und Erzählens kein Ende. Die „Firma“ wurde neu eröffnet und zur „Gewerkschaft Keilhau“ erhoben. Auch am bitteren Ende im November 1918 stritten sie Schulter an Schulter. Beide glaubten nicht an den Zusammenbruch, vermochten es nicht zu fassen, daß nach so unermesslichen Opfern, nach Siegen, wie sie die Welt nie gesehen, dies der ehrlose Ausgang sein sollte, der Ausgang durch das Tor von Verrat und Untreue. Das war nicht deutsch, war fremd, erlogen, Teufelsput!

„Herr Leutnant, der Steiß will nich mehr mit!“

„Anton, eine einzige Division hier aus der Front, und unser Oberst davor! Dann räumen wir in acht Tagen hinten auf, daß keine Hose trocken bleibt!“

„Machen wir, Herr Leutnant!“ Tonels Augen leuchteten. Eine Weile schwiegen die beiden Männer.

„Bloß ich fürchte, wir finden auch keinen Kopf mehr, der es wagt und uns durchreißt!“

„Kopf muß sein, Herr Leutnant! Er ist da, wenn der Wind aufkommt!“

„Wir werden unsern Schacht neu wieder abteufen müssen, Tonel, vielleicht auf ganz andre Art, damit wir sündig werden.“

„Schadt nischt! Anbruch finden wir! Pieronie! Wir sind doch keine Dreckresser nich' hier draußen!“

Und sie warteten mit vielen andern auf das Licht aus der Finsternis, hielten stand zäh, verbissen, um so wenig wie möglich an Boden zu verlieren, bis es wieder vorwärts gieng.

So fochten beide in der letzten Sicherung des Rückzuges und machten jeden Fußbreit Erde den nachdrängenden Franzosen trotz deren Übermacht streitig. Durch fortgesetzte Verluste war das Häuflein immer kleiner geworden. Zuletzt sah sich der Fuhrmanek Anton, in den Gegner verkrampft, allein in Büchsen schußweite ihm gegenüber. Nun mußte auch er zurück, so sehr es ihm gegen den Strich gieng. Von Deckung zu Deckung kriechend und

feuernd, in Sprüngen über gefährliche Flächen hinwegsetzend, nahm er schließlich in einem schützenden Hohlwege Stellung.

Da lösten sich aus dem nebelnassen Grau des Novembers vor ihm zwei Gestalten, die untätig im Hohlweg hockten, barhäuptig, kraftlos, die Gewehre tot neben sich. Er rief die beiden an und kroch zu ihnen, als sie nicht antworteten.

„Los! Türmen! Sind dicht hinter uns!“

„Ganz egal!“ knurrte der eine, ein älterer Mann mit rotem Schopf und starrte ihn aus finstern Augen an.

„Willst dich totschlagen lassen?“

„Denk nicht dran! Mach' nicht mehr mit!“

„Bist verrückt! Hinten sind Schwarze!“

„Scheiß, hab genug vom Krieg!“

„Kennst die Bestien nich? Los, wenn dir Nas' und Ohren lieb sind!“

„Blech, sind auch Menschen!“

„Bist nich' bloß am Kopp rot, Mensch!“

„Gehst dich 'n Dreck an, Grünschnabel!“

„Grünschnabel? – Vier Jahr Front?! Na da hol' dich der Deuwel!“

Dann rüttelte Anton den andern, einen Graukopf, der völlig erschöpft am Boden kauerte.

„Los, Kamrad, komm!“

„Kann nicht mehr, zu Ende!“

„Spaß! Ich helf' dir! Los, los!“ Er stellte den zweiten auf die Beine. „Siehst, geht schon! Die Knarre her!“ Er hing sie zu der seinigen über die Schulter. Da rührte sich auch der dritte.

„Na also! Pieronie! Fix! Nimm's Gewehr mit; wirst 's brauchen!“

„Mach' keinen Krieg mehr!“

„Bloß die andern! Du hältst den A . . . hin, tummes Luder!“

Der andere brummte und stand auf. Die Beine wollten nicht. Da hing Anton auch des dritten Gewehr über seine Schulter, faßte jeden der beiden, rechts und links fest unter den Arm, und fort ging's durch den Hohlweg. Als ihre Köpfe über dessen Rand stießen, zuckte feindliches Feuer auf, und sie mußten sich ducken. Laufend, kriechend, springend, verschnaudend arbeiteten sie sich – Fuhrmanek in der Mitte – jede Deckung ausnuzend, ein Stück rückwärts, begleitet von dem Geknatter der Verfolger, die immer näher kamen. Doch schien keine Kugel für die drei gegossen. Wohl aber nahmen die Kräfte der Landstürmer schnell ab. Fuhrmanek rann dicker Schweiß übers Gesicht; er riß alles zusammen; die beiden durften nicht zurückbleiben! Gleich Blei-

klößen hingen sie an ihm. Schon fühlte er verzweifelt auch seine Muskeln erlahmen, da schrie der Rote plötzlich auf:

„Gift und Galle! Ich bin getroffen!“ Blut sickerte aus seinem rechten Oberschenkel; Anton schleppte den Betroffenen in eine Bodenspalte, riß eilig das Verbandpäckchen heraus und stillte das Blut.

„Bloß Fleischwunde, Spaß, Kamrad!“

„Spaß! Der Deuwel hat Spaß!“ Der Rote wetterte und schimpfte auf Gott, die ganze Welt, den verfluchten Krieg und daß er auch im Hohlweg hätte verrecken können. Der Graukopf, gleichfalls ein Thüringer, packte ihn scharf an:

„Du bist – – ein Lump, – – Bieske!“

„Geht dich 'n Dreck an!“

„Sollst ihm die Hand küssen, – daß er – dich rausgeholt – hat!“ und zu Fuhrmanek: „Laß uns hier, Kamrad! Hast – deine Pflicht – getan, sieh, daß – du selbst – 'rauskommst – bist jung, – hast noch – Arbeit, – an uns – liegt nichts mehr!“ Da fährt Fuhrmanek hoch:

„Psiakrew! Seht ich so aus! Das müßt' doch mit dem Satan zugeh'n! Elf hab ich aus dem Berg geholt und sollt' euch zwei nich' schaffen!“ Und schon hat er den Roten bei den Beinen gepackt und wie einen Flederwisch über die Schulter gehängt; dann mit der Linken den andern unterhaltend, jagt er im Sturmloch die Bodenwelle empor, prasselndes Feuer hinter ihm her und schlägt gegen die klappernden Gewehre auf seinem Rücken.

„Fix! – noch paar Schritte! – in das Loch da!“ Keuchend fliegt Anton's Atem, die Knie wanken, der Graukopf ist am Ende. Es pfeift, heult und klatscht um sie her in die Stämme. Plötzlich plappert dicht neben ihnen, wie aus dem Boden gewachsen, mit eindringlicher Beredsamkeit ein deutsches Maschinengewehr.

„Juhul!“ Anton schreit auf vor Vergnügen. Da packt auch schon jemand zu, nimmt ihm den Verwundeten ab und zieht ihn mit dem Graukopf in die Deckung.

„Gott sei Dank!“ Fuhrmanek sinkt in die Knie.

„Feine Verpackung!“ Er erkennt die wohlbekannte Stimme seines Leutnants.

„Immerfort seid ihr in unserm Schussfeld rumgezottelt, daß wir nicht schießen konnten! Wie die Schafe kommen sie an. Achtung! Schnellfeuer!“ Die Hölle bricht los.

Die Schwarzen, keines Widerstandes mehr gewärtig, stutzen. Der Leut-

nant hat noch drei Mann bei sich. Fuhrmanek und der Graukopf gehen in Stellung; Bieske will nicht, obwohl der Streifschuß ihn wenig hindert.

„Los, da hast Patronen!“ Anton wirft dem Zögernden eine Handvoll Rahmen hin. „Schieß um dein Leben!“

„Für mich ist der Blödsinn zu Ende!“ kommt es giftig zurück.

„Verflucht! Hab ich dich deshalb mitgeschleppt!“ Anton packt die Wut.

„Schieß, sonst hau' ich dir den Kolben auf den Schädel!“ brüllt der Leutnant im Laden und sieht danach aus, seine Drohung wahr zu machen. Jetzt bequemt sich Bieske grinsend, nimmt Gewehr und Patronen und schießt, wohin seine Unlust ein Ziel sucht. Der Leutnant mit den fünf Schützen gibt heraus, was die Rohre halten; links und rechts melden sich weitere Verteidiger, ein zweites Maschinengewehr gesellt sich dazu, zuletzt gar ein Brummer hinten. Da merken die schwarzen Franzosen, daß so wohlfeilen Kaufes der Ruhm nicht zu haben ist, halten eine Weile stand und weichen durch einen Gegenstoß unter Verlusten zurück.

Die Verteidiger bezogen bei Belmont Aufnahmestellung. Bieske kam ins Lazarett, der Graukopf, von einem Nachbarregiment abgesprengt, blieb zunächst noch bei Fuhrmanek und ward nicht müde, ihm für seine Rettung zu danken. Anton erfuhr, daß Bieske, obgleich gedienter Soldat, vor wenigen Wochen aus der Rüstungsindustrie zum ersten Male in die Front gerufen, unter den Kameraden als Drückeberger, Nießmacher und Maulheld sehr unbeliebt gewesen sei. Durch seine zersetzende und feige Kritik hätte er eine schlimme Saat ausgestreut. Fuhrmanek, verbittert, zeigte starke Lust, das Gehörte weiter zu melden, um dem gefährlichen Schädling das Handwerk zu legen. Mißverständene Kameradschaft und das Durcheinander des Rückzuges hinderten ihn daran. So wuchs Gras über den Vorfall.

Ende Dezember 1918. Unterlegen, doch unbeseigt kehrte das Regiment in seinen oberschlesischen Standort zurück, aber nicht zu Frieden und Ruhe. Am Abend desselben Tages schon fragte der Oberst die Mannschaft, wer freiwillig zum Schutz der bedrohten Heimatgrenzen unter Waffen bleiben wolle. Als erster war der Fuhrmanek Anton, ohne viel zu überlegen, aus dem Gliede getreten; sein Beispiel steckte an. Noch in der Nacht rückte die Truppe an die Ostgrenze; Anton als Unteroffizier in der Kompanie Denning. Bis in den Frühling hütete sie die Heimat. Durch den unerwarteten Widerstand überrascht, wagte der Gegner keinen ernstlichen Angriff. Der Wachdienst, langweilig und tatenlos, machte dem Führer und seinen Frontkameraden wenig Freude. Dazu war die Disziplin faul; zuwiele Köche liefen zu und rührten in

dem Topfe herum. Nicht wenigen mußten die Kellen fortgenommen werden, weil sie im geheimen Gift und Verrat in die Suppe mischten.

„Fuhrmanek, so geht die Geschichte nicht weiter!“ klagte eines Tages der Leutnant. „Ich weiß nicht mehr, wem ich noch trauen darf. Wieder ist solch ein Spartakist diese Nacht über die Grenze gelaufen, in voller Uniform, mit Waffen.“

„Kam auch von dort, Herr Leutnant!“

„Wie schützt man sich gegen solche Kerle?“

„Totschlagen, Herr Leutnant! Bloß sie fix rausfinden! Dann hau ich zuerst zu!“

„Auf den Hütten und Gruben hier ist der Teufel los. Einer würgt den andern ab. Wer einen Kopf zum Denken oder einen ganzen Rock trägt, ist von Anfang an ein Lump!“

„Hab gehört. Unfern Direktor haben die eignen Kumpels auf der Kalkarre durchs Dorf gefahren und dann die Halde runtergestürzt. Soll tot sein. Und war doch Frontsoldat und allemal vorn!“

„Auf Alfredschacht haben sie alle Beamten verprügelt und fortgejagt. Brauchten sie nicht mehr, meinten sie. Zwei Tage nachher war die Grube eroffen. Da mußten sie ihre Steiger bitten, wiederzukommen.“

„Sollen ein paar Schnicker bei gewesen sein, Herr Leutnant.“

„Mag sein; gibt solche, ob Steiger oder Direktor; Ausnahmen. Müssen belehrt werden, daß Männer mit vier Jahren Front keine Schuhpuzer sind.“

„Aber, Herr Leutnant, mußte sich der Generaldirektor Welker das Leben nehmen? Ich wollte schon immer fragen.“

„Seine Kumpels hezten ihn in den Tod. Er wollte ihnen beweisen, daß das Glück nicht in vollen Taschen wohnt. Das sitzt tiefer, Anton!“

„Er hat nichts hinterlassen, sagen sie, und soll ein Herz für die Not gehabt haben.“

„Hatte er, Kamerad, ich kannte ihn; aber —“

„Belt, Herr Leutnant, er durfte nicht gehen!“

„Nein! Gewiß, sein freiwilliger Tod sollte die andern zur Vernunft bringen. Doch — nicht durch Ausweichen! Das Leben ist härter als der Tod!“

„Wir durften draußen auch nicht schwach werden! Verflucht nochmal! Und wenn einer gegen zehn! Desto hungrier war er nach Leben — oder — Tod!“

„Wo ist die Grenze zu verzweifeln, Anton? — Hier stand einer gegen Tausend oder — Zehntausend!“

„Aber die Zehntausend sind krank, Herr Leutnant, krank bis in die Knochen!“

„Und warum, Tonel?“

„Weil sie kein Vertrauen mehr haben zu einem, der sie führt.“

„Und da torkeln sie zum Henker, der ihnen die Köpfe abschlägt, Anton, und das Blut aussaugt!“

„Damit er allein noch denken und wuchern kann!“ Sie schwiegen eine Weile. Plötzlich sprang Fuhrmanek auf und schrie:

„Ich laß mir nicht den Kopf abschlagen, Herr Leutnant; ich bin gesund, ich wehr mich!“

Da lachte Denning hell auf. „Siehst du, Kamerad, das wollt ich hören! Wir beide sind gesund; wie unsere Berge unter Tag! Unser Kampf hört nie auf; heute erst recht nicht! Glückauf!“

„Ja, Glückauf, Gott sei Dank, daß wir noch Fäuste haben!“ Der Fuhrmanek Anton reckte seine Arme und spannte die Muskeln, daß die Nähte plakten.

„Kamerad,“ versetzte Denning, „wir müssen ganz neu anfangen! Wird schwer sein; aber wir schaffens! Willst du?“

„Und ob!“ Das war der Schwur des Anton Fuhrmanek. Er lachte übers ganze Gesicht, wie sein Leutnant. Schon am gleichen Tage fingen sie an, in der Kompanie nach den Gesunden auszusuchen. Scharfe Augen, helle Ohren und Herzen mit tapferem, warmem Schlag waren nötig, um heranzukommen. Manche fühlten sich berufen; wenige wurden ausgewählt und eingereicht. Nachdem sie Klarheit gewonnen hatten, wurde die ganze Kompanie nach Bergmannsart von A bis Z richtig „aufgewältigt“. Sohle, Stöße und First wurden gefäubert und berissen, die verfaulten Stempel und Rappen ohne Rücksicht entfernt und durch neue von festem Gefüge ersetzt, zuletzt das eingeroostete, krumme Gestänge gepulvt, gerade gerichtet und fahrbar gemacht. Daß es bei so grundlegender Arbeit in den Fahrstrecken nicht ohne Unfälle abging, konnte nicht wundernehmen. Das faule, durch Dunst und lichtscheue Schwämme zersetzte und angefressene Holz witterte trotz seiner Verwesung den frischen Wetterzug und versuchte, ihn durch doppelten Ausstoß böser Gase aufzuhalten, ihm den Weg zu verlegen. Ein handfester Blaseventilator leistete dann den letzten Dienst.

Als Denning nach einigen Wochen auf die Ottogrube zum Bergdienst zurückgerufen wurde, konnte er seinem Nachfolger im Befehl eine wenn auch nicht zahlreiche, so innerlich desto fester geschlossene Truppe hinterlassen, auf die der Führer unbedingt bauen durfte. Unteroffizier Fuhrmanek, des abgelösten Leutnants Vertrauter, blieb noch einige Zeit vor Ort, um den neuen Hauptmann in den Bau der „Kompanie Orgesch“, wie sie spöttisch genannt

wurde, einzuführen. Dann tastete auch er sich nach fast fünf Jahren gleichfalls wieder in das alte Bergmannsleben auf der Ottogrube zurück.

Dort fanden die beiden Soldaten ein noch schlimmeres Durcheinander. Durch die lange Frontzeit an äußerster Pflicht und selbstlose Hingabe gewöhnt, in sie eingespannt, konnte die „Firma“ sich nicht zurechtfinden und wollte ver-zweifeln.

„Sind alle miteinander verrückt geworden!“ tobte Fuhrmanek, als er eines Tages mit dem Steiger aus der Schicht ging.“ Die oben haben den Kopf verloren, und die jetzt kommandieren, haben nie einen gehabt! Das größte Maul regiert! Jeden Tag mitten aus der Schicht Versammlungen, Ver-sammlungen, als ob die Bohrhämmer unten auf der Schnauze laufen! Ein Streik heißt den andern in den Schwanz. Tarif, Tarif, Seligkeit vom Tarif! Wenn er hundert klettert, macht das Brot zweihundert. Förderung, Lei-stung? – Die ganze Welt heult nach Kohle – und wir? – Wir fördern Mist, blanken Mist – und hungern, betteln, winseln, als ob die vier Jahre Kampf nie gewesen wären! Ich renn davon, wenn das nicht anders wird! In den Krieg meinetwegen, irgendwo!“

„Wir haben ja Krieg, Kamerad!“ warf der Steiger hin.

„Ja – wir gegen uns selbst!“

„Und warum, Kamerad?“

„Pieronie! Warum – warum?“ Die gefragte Erregung fand nicht sofort Antwort.

„Weil keiner den andern kennt, Anton.“

„In den Sack die ganze Gesellschaft! Totschlag, ersäufen, wie junge Hunde! Oder alles in die Luft sprengen!“ rief in heller Wut der junge Häuer.

„Wirds dann besser, Kamerad?“

Der andere hatte sich ausgegeben, stockte. „Na ja! Wie wirds besser? – Sagen Sie's doch! Wie wirds besser? Ich bin ja ein Pulverkopp!“

„Wie wirds besser? – Pulverköpfe machens nicht. Na, Kamerad Pulver-kopp! Nachdenken! Kompanie Orgeßch!“

Der Häuer blieb stehen, schwieg eine Weile, kratzte sich den Kopf, dann kam es langsam heraus: „Orgeßch; die Gesunden auffuchen, zusammenschwei-ßen, ein Ziel haben – –“

„Na also! Daß sie sich verstehen aus dem Blut! Das kennt nur eins: Selbsterhaltung!“

„In diesem Sumpf heute? – Unmöglich!“ Noch zweifelte Fuhrmanek.

„Unmöglich? Ich kannte einen, der kroch in ein tiefes, finsternes Loch und holte elf Kameraden aus. Der sagte nicht: unmöglich!“

Der Häuer blinzelte den Steiger von der Seite an, dann lachte er auf.
„Na, dann los! Aufwältigung!“

„Gut! Aufwältigung! Arbeit, Geduld, viel Geduld! Und wenn die Feszen fliegen!“

„Wie an der Front, Kamerad!“ Der Häuer tat einen scharfen Pfiff und reichte dem Steiger die Hand. Der schlug herzlich ein.

„Soll ein Wort sein, Tonek! Morgen abend acht Uhr werden beim Schreiber Karl Knappenlieder gesungen.“

„Da habt ihr schon angefangen? Und ich?“ verblüfft und kleinlaut kam es hervor.

„Der Fuhrmanek Anton ist der achte im Doppelquartett.“

„Pieronie, bin noch nie nicht der achte gewesen!“

„Kommst fix nach vorn, weiß ich, Tonek!“

„Na denn – marsch marsch!“

*

Es gab wiederum dicke Luft; russische Luft, meinten etliche. Fremdes Volk mit fremden Köpfen und Herzen tauchte von irgendwoher auf, wetzte das Messer und sorgte, daß niemand zur Ruhe kam. Inflation und Abstimmung stachelten den Rest auf, der noch Besinnung bewahren wollte. Preise, Hunger und Löhne überschlugen sich. Die Geldmaschinen heulten und spicen den letzten Atem aus, wie die verdorrten Leiber jener, die schreiend hinter deren Förderwagen herjagten und sich Arm und Bein, Herz und Hirn zerschlugen. An der Ruhr tobte der Franzose. Nie hatte sein Weizen und der jener östlichen Fremdlinge reichere Frucht versprochen. Sie säten Gift in den Acker und streuten Haß und Vernichtung als Dünger darunter. Jetzt schien die Blutsaat in die Ernte zu steigen.

Auf den Hütten und Gruben wurde täglich über die Löhne gefeilscht. Fremde Wortführer drängten sich zwischen die am gemeinsamen Werk Schaffenden, zerrissen ihre Einheit und hezten tierische Instinkte auf. An der Ottogrube scheiterte zunächst ihre Kunst. Hier wurde der Lohn schnell und richtig angeglichen, die Förderung klappte, der Burgfriede auch. Dafür sorgte die „Gewerkschaft Keilhau“ unter dem Steiger Denning und seinem Adjutanten Fuhrmanek. Sie sangen und spielten Bergmannslieder, hielten Augen, Taschen und Hände offen, deckten Brunnen zu, bevor Kinder hineinsielen, schnitten Geschwüre auf, bevor sie ihr Gift in die Blutbahn schickten, gingen auf die Straße und waren im übrigen jeden Tag bereit, sich für Deutschland in Stücke schlagen zu lassen. Darin besaßen sie besondere Erfahrung; denn die meisten unter ihnen waren Frontkämpfer, in Willen und Schlagkraft be-

währt, Arbeiter, Angestellte, Männer aus Ämtern und freien Berufen, die Herz, Kopf und Tasche dransetzten und sich auch nicht davor scheuten, ihre Fäuste wirbeln zu lassen, wenn es nötig war. Jungwüchsigen Ersatz zog ein geheimnisvoller, unwägbarer Magnetismus an und hielt ihn straff am Zügel.

Die Gegenspieler, noch in starker Mehrzahl, ebenso das Werk, wußten zuerst nichts Rechtes mit den Keilhäuern anzufangen. Erst als diese bei einem angezettelten Sabotageakt die Maschinen der Anlage mit ihren Leibern deckten und retteten, nicht ohne Opfer, wurde ihre Einstellung klar. Die Gegner spieen Gift und Galle auf die „gelben Kapitalsknechte“, obgleich das Kapital die neue Gründung mit einem zugekniffenen Auge betrachtete.

Bald danach setzte der Gegner zu einem Angriff gegen die Ottogrube an. Eines Nachmittags um die Zeit des Schichtwechsels erschien auf dem Marktplatz von Kottwitz, dessen Weichbild die Ottogrube umschloß, ein schweres Lastauto, besetzt mit etwa zwanzig handfesten, mit Eichenknüppeln bewehrten Männern, bestimmt, durch die Wucht ihrer Masse dem Unternehmen Schutz und Nachdruck zu verleihen. Vorn am Wagen, der mit Plakaten beladet war, wehte die rote Fahne mit Hammer und Sichel. Neben dem Wagenführer thronte auf erhöhtem Sitz das Ungewicht eines kleinen, dünnen, schwarzen Burschen, der reden sollte und seine unstill funkelnden, leidenschaftlichen Augen über den noch wenig belebten Markt flimmern ließ.

Der Wagen hielt. Einer der Insassen erhob sich und blies auf einer Trompete. Die Fenster öffneten sich, die Türen und Gassen, die Neugier riß die Augen auf. Weiber und Kinder zuerst, dann auch Männer und die aus dem nahen Grubentor nach vollbrachter Schicht strömenden Bergleute. Nach kurzer Pause beim zweiten Stücklein des Trompeters stand und hochte die Neugier am Markt schon in Scharen herum, gewärtig des Wortes der Fremden und des sich etwa daran anschließenden Theaters, das sich vorzubereiten schien.

Schon das erste Stück des Trompeters stieß auf den Fuhrmanek Anton, der, mit zwei andern Keilhäuern aus der Schicht kommend, den Markt kreuzte. Das Auto und die Fahne sehen, den Zusammenhang erkennen und sofort zur Abwehr übergehen, war der Entschluß eines Augenblicks. Ein paar schnelle Worte, dann spritzten die drei auseinander, einer zum Grubentor, Anton zum nächsten Fernsprecher, der dritte in seine Wohnung.

Der Aufmarsch klappte, wie beim preussischen Generalstab. Der Trompeter blies noch gefühlvoll sein zweites Stücklein, da trabte bereits vom Grubentor eine Gruppe trittfester Männer heran, deren Zahl sich am Markt und aus den umstehenden Häusern vermehrte. Fuhrmanek, wieder zur Stelle, übernahm den Befehl. Die Gruppe stand geschlossen in der Nähe des Last-

wagens, als gerade der zweite Trompetenruf verklungen war. Da kam auch Nummer drei keuchend angerannt, trug eine verbeulte, uralte Trompete unterm Arm und schob sich in die Gruppe der Keilhauer, von ihnen mit Hallo und Beifall begrüßt.

Den Schauspielern auf der Autobühne war ebensowenig, wie dem Publikum auf dem Markt, die Vorbereitung der Keilhauer zum Schauspiel entgangen. Man erwartete etwas ganz besonderes. Der Spielleiter auf dem Wagen schien sein Textbuch verlegt zu haben, woraus sich eine merkbare Unsicherheit in der Regie ergab. Der Trompeter wollte zu Nummer drei der Duvertüre ansetzen, da ward ihm ein Blashorn vom Munde gezogen. Der schwarze Hauptheld des Stückes, durch einen Rippenstoß beschwingt, schob sich von seinem Sitz auf einen erhöhten Standpunkt und versuchte von hier aus sich in den schönsten Lauf der Welt hineinzuspielen.

Schon seine ersten Sätze warfen die Feuerfunken des Hasses in die durch Krieg, Hunger und Not zur Entzündung reif geschlagenen Gemüter. Recht, Sitte, Gesetz, Ordnung, Obrigkeit, Besitz, Bildung, die Herrschaft der Kohlenbarone mußten in Trümmer geschlagen, auf diesem Chaos ein neues Reich in Glanz und Herrlichkeit für den klassenbewußten Proletarier errichtet werden.

Doch der Redner kam nicht über die ersten Sätze hinaus. Auf einen Wink Fuhrmaneks erhob dessen Trompeter sein zerbeultes Blashorn und schmetterte, mit ganzer Lunge in schwellenden Rhythmen sein „Still ruht der See“ über den Markt. Die Backen plakten; die falschen, zerhackten Töne überpurzelten und zerfleischten sich und die Ohren der Hörer. Das Blashorn schrie; der Redner brüllte; das Blashorn tobte; der Redner, kreischend vor Wut, schnappte über und – schwieg. Das Blashorn triumphierte und wimmerte sänftiglich seinen Vers zu Ende, während die Menge, treu wie immer, in ihrer Meinung umgeworfen, das glänzende Tongemälde durch Lachen, Johlen und Beifall auszeichnete.

Die Spartalisten waren wutentbrannt vom Wagen gesprungen und machten Miene, die Keilhauer um das Blashorn herum mit den Eichenknüppeln anzugreifen. Ihr Führer hielt sie zurück. Er wandte sich zu Fuhrmanek:

„Nehmt Vernunft an, Genossen! Laßt uns ausreden!“

„Unsre Vernunft haben wir nie verschachert!“

„Dann müßt ihr uns erst recht anhören. Wir blasen besser als ihr!“

„Dreck bläst ihr! In unserm Dorf blasen wir! Da habt ihr nicht zu suchen, verstanden! Und wir werden solange blasen, bis wir euch reineweg rausgeblasen haben!“ Fuhrmanek begleitete seine Worte durch eine unzweideutige Armbewegung mit der Keilhau, die neben der schweren Karbid-

lampe – im Streit gefährliche Waffen – die Bergleute nach alter Gewohnheit zur Schicht mitführen.

„Wenn ihr damit ansangt“ – der Gegner lächelte überlegen – „schlagen wir euch alle Knochen kaputt! Meine Leute kennen das.“

„Diese Kozlöffel! Hier stehen lauter Frontkämpfer! Wie, Kameraden?“

„Stimmt! Abhauen, sonst gibt's was!“ tönte es zurück, nicht angreiferisch, doch zur Abwehr entschlossen. Das sah der andere und fühlte die Überlegenheit. Er neigte sich zu Fuhrmanek und flüsterte:

„Sei nicht dumm, Kamerad; war auch draußen, ebenso 'n armes Luder wie du! Heut ist's anders; ich zahl jedem von euch tausend Mark, wenn ihr abhaut!“

„Pfui Deumel, Genosse! Solche Musik bläst 'n ehrlicher Kerl nich! Hau ab!“

Diesen Augenblick scheinbarer Beruhigung glaubte der Redner auf dem Auto benutzen zu müssen, nahm einen Anlauf und setzte die abgewürgte Rede fort. Sogleich aber antwortete das Blashorn machtvoll mit der zweiten Strophe des „Stillen Sees“, und das Gestammel des Redners ging in der Begleitung von Lachen, Klatschen und Johlen unter. Das Theaterpublikum kam auf seine Rechnung.

„Feiner Sport!“ schrie gellend ein Fünfzehnjähriger. Der rote Führer, aschfaul vor Wut, war zu seinen Genossen gesprungen und nahe daran, eine Dummheit zu begehen, als sich die Polizei für ihn einsetzte und den Ortsbläser um seinen Gewerbechein fragte. Dessen Fehlen führte – ganz abgesehen von der Güte der Musik – zu deren sofortigem Verbot und zu einem heftigen Zusammenstoß des Beamten mit Fuhrmanek. Die Umstehenden ergriffen Partei für und wider, der Redner auf dem Wagen räusperte sich mit dem Klang der eigenen Trompete, die Volksbelustigung drohte über den Tumult zu einem Theaterskandal mit schlagenden Mitteln auszuwachsen.

Da rasselte plötzlich dicht hinter den Streitenden ein strammer preussischer Militärmarsch über die Menge hin und wirkte wie ein Brausepulver. In dem Durcheinander hatte nur der Außenring bemerkt, wie ein Kraftwagen, geführt von Denning, mit fünf Musikanten herzugeeilt war. Jetzt stand die Musik dicht hinter den Reilhäuern, und Denning übernahm den Befehl. Der Polizei präsentierte er den Gewerbechein seiner Bläser und dem roten Führer den Abmarsch ins Gelände.

Unter Schimpfen und Drohungen gegen Denning und seine Mannschaft knatterte der Lastwagen ab. Doch diese, durch Erfahrung gemizigt, blieb auf der Hut und folgte zu Wagen und im Lauffschritt den Abrückenden. Am

Kirchplatz versuchten diese nochmals, Fuß zu fassen. Der zweite Akt spielte sich ähnlich wie der erste ab, nur mit der bühnengerechten Steigerung der Handlung. Die zuerst in der Minderzahl stehenden Keilhäuer wurden von Rot angegriffen, trieben es aber nach Eintreffen von Verstärkungen und kurzem Handgemenge endgültig in die Flucht. —

Der dritte Akt fand zwei Tage später unter Ausschluß der Öffentlichkeit als eine Art Generalprobe statt. Bühne war das Amtszimmer des Grubendirektors Genz. Unter Regie des Generaldirektors Geheimrats Wirth betraten die Bretter Steiger Denning und sein Häuer Fuhrmanek. Ein ernstes Spiel begann; das wußten beide, nur die Kräfte, Einsätze und Gegner standen anders.

„Sie haben uns da eine böse Suppe eingebrockt, Denning“, begann der Generaldirektor. „Sie sind der Führer der Gewerkschaft Keilhäuer, wie der Volksmund sie nennt.“

„Knappenmusikverein Glückauf, Herr Geheimrat.“

„Aber Sie musizieren nicht bloß, Fuhrmanek, Sie hauen auch zu!“

„Mit beiden Fäusten, Herr Geheimrat, wenn's nötig ist!“ gab Fuhrmanek kurz zurück.

„War aber nicht nötig!“

„Herr Geheimrat, wenn wir angegriffen werden, schlagen wir zurück; für jeden Hieb zwei! Wir von der Front kennen das nicht anders!“ versetzte der Steiger ernst.

„Sie wurden aber nicht angegriffen, Denning!“

„Wir hatten bei uns bisher Ruhe. Jetzt sollte unser Werk und Dorf daran glauben, Herr Geheimrat.“

„Gewiß, lieber Denning, unsere Verwaltung ist der gelben Gewerkschaft dankbar, aber —“

„Verzeihung, Herr Geheimrat, wir gehören nicht zu ihr!“

„Wozu denn?“

„Zu jedem, der für Ordnung und ehrliche Gemeinschaft aller eintritt.“

„Sehr schön; also doch nicht zu uns?“

„Gewiß, auch für die Werke, da keine Gemeinschaft ohne die Werkleitungen möglich ist“, entgegnete Denning.

„Für unsere Werksgemeinschaft lassen wir uns totschiagen, wie in der Front draußen, Herr Geheimrat!“ platzte mit hellem Eifer Fuhrmanek dazwischen. Direktor Genz, die bedrohliche Wendung des Gespräches erkennend, stellte den beiden eine Hilfe:

„Ich muß immer wieder hervorheben, Herr Geheimrat, daß wir allein durch das mannhafteste Eintreten der Gruppe Denning in unserem Betriebe bisher vor schweren Erschütterungen bewahrt geblieben sind.“

„Weiß ich, lieber Genz, erkenne es an. Aber Sie sagen, Denning, auch für die Gesellschaft! Also nicht unbedingt; gegebenenfalls auch gegen uns?“

„Eine Gewissensfrage – Herr Geheimrat?“

„Ja!“

„Also ganz ehrlich: Ja! auch gegen den Unternehmer, falls er, was ich mir als alter Soldat allerdings nicht vorstellen kann, die Werksgemeinschaft zerstört.“

Da sprang Fuhrmanek von seinem Stuhle empor und, auf den Steiger weisend, rief er leidenschaftlich: „Der lügt nicht, Herr Geheimrat, er war unser Leutnant draußen, mit der Nase immer vorn, am Freßnapf und im Quartier immer der letzte. Allesamt hätten wir uns zu Brei für ihn zerhacken lassen, zu Brei, sag ich!“

Pause. Der Geheimrat mit dem schneeweißen Kopf stand mit beiden Augen heiß in denen der beiden Sprecher und schwieg.

„Ja!“ fuhr er dann leise, halb für sich fort, wenn alle so dächten, wie ihr beiden! Wißt ihr, was die rote Gewerkschaft heute von uns verlangt hat? – Androhung des Ausstandes auf allen Werken, wenn wir euch beide nicht sofort entlassen und euren Bund verbieten.“

„Dann gehn wir eben Steine kloppen, Herr Leutnant!“ entfuhr es dem Häuer. Denning aber versetzte ernst nach kurzem Besinnen:

„Tun Sie unbedingt, Herr Geheimrat, was die Werksgemeinschaft sichert! Wir sind gewohnt zu kämpfen, hier oder anderswo.“

„Wie stark ist Ihr Verband, Denning?“

„Rund dreihundert Mann, doch Männer, Herr Geheimrat.“

„Die Gegner haben das Zehnfache.“

„Auf dem Papier!“

„Mag sein; doch sie operieren damit. Herr Genz, einen Augenblick unter uns!“

Denning und sein Adjutant warteten im Vorzimmer, hörten den Geheimrat abfahren und wurden danach zum Werkstdirektor hereingerufen. Der machte ein vergnügtes Gesicht:

„Also, ihr beiden Kampfhähne, die Forderung der Roten wird abgelehnt. Der Geheimrat war schnell dabei. Ihr bleibt! Zeigt, was ihr könnt! Es wird scharf hergehen, fürcht ich.“

Fuhrmanek rieb sich die Hände: „Wird geschafft, Herr Direktor, wird geschafft!“

„Denning, wollen Sie mich auch bei den Keilhäuern haben? Mit den Knochen kann ich zwar nicht mehr mit, seit dem Sturz von der Halbe, aber ihr braucht noch andere Kampfmittel; die kann ich stellen.“

„Bravo, bravo! Da werden die Kumpels brüllen!“ Der Häuer war vor Freude außer sich. Denning drückte des Direktors dargebotene Hand.

„Zunächst in Reserve, Herr Direktor, bitte! Das nützt uns mehr und hält Ihnen die Hände frei.“

„Nu, was! Werden wir rausgeschmissen, so gehn wir alle drei zusammen fechten!“ tröstete Fuhrmanek.

„Stimmt, Fuhrmanek; ich stand nie gern in der Etappe!“

„Ist aber heute noch nötig, Herr Direktor! Um die Stellung nicht zu ver-raten.“

So wurde es nach einigem hin und her vereinbart.

„Also, Tonel, Maul halten!“

„Befehl!“ Der Adjutant klappte die Hadden zusammen. —

*

Die Ablehnung der Forderung durch die Generaldirektion führte schon in den nächsten Tagen zu erbitterten Kämpfen. Auf den Werken der Gesellschaft trat ein großer Teil der Belegschaften in den Ausstand; er nahm sehr scharfe Formen an. Nur die Ottogrube blieb ruhig. Deshalb richtete sich nunmehr die ganze Stosskraft des Angriffs gegen diesen einen Punkt.

Versammlungen unter freiem Himmel wurden polizeilich verboten. Trotz scharfer Gegenminen glückte es den Angreifern in Rottwitz, einen Gastwirt gegen schweres Geld zur Hergabe seines Saales zu bewegen. Schreiende Anschläge an allen Ecken verkündeten, daß am Sonnabend Abend ein hervorragender Parteiführer aus dem Reich zu den Rottwitzern sprechen werde. „Erscheint in Massen! Aussprache gestattet!“

Der letzte Akt begann. Denning hatte alle seine Leute beisammen. Eine starke Gruppe, um ihn geschart, hatte in einer Ecke des Saales dicht vor dem Rednertisch frühzeitig Platz genommen. Die anderen saßen, zu Paaren verteilt, im Raum. Denning hatte angeordnet, um jeden Preis Handgreiflichkeiten zu vermeiden. Er selbst, gut gerüstet, wollte im offenen Redekampf dem Gegner die Stirn bieten. Auch Fuhrmanek, im Volkston ein Meister, sollte zu Wort kommen.

Der Saal war zum Brechen voll. Vor den offenen Türen klebte die Menge wie ein Bienenschwarm. Ein Einheimischer eröffnete die Versamm-

lung und erteilte dem Genossen Bieske das Wort. Fuhrmanek fuhr herum, als er den Namen hörte. Als der Redner sich zum Wort erhob, erkannte er sofort jenen Mann, den er vor fünf Jahren auf dem Rückzuge bei Belmont aus dem Feuer geschleppt und vom Tode gerettet hatte. Auch Denning, der nahe dem Häuer saß, hatte Bieske erkannt und nickte Fuhrmanek zu.

Der Redner pries mit starken Schlagworten die Segnungen der Revolution nach dem Frevel des Krieges. Aber man sei noch weit entfernt vom hohen Ziel, der Herrschaft des Proletariats; in Rottwitz wisse man überhaupt noch nichts davon. Die Arbeiter würden geknechtet, man ließe sie verhungern, während die Werke im geheimen dicke Gelder zu einem neuen Kriege zusammenscharren, der nur mit den Knochen der Arbeiter geführt werde.

„Nie wieder Krieg!“ schrie der Redner mit erhobener Stimme, „Nie wieder Krieg!“ Beifall antwortete. Da fuhr Dennings scharfe Stimme dazwischen:

„Bloß gegen das eigene Volk!“

„Gegen seine Blutsauger!“ hieb der Gegner schlagfertig zurück und entfesselte tobende Zustimmung, die den Gegenruf Dennings erstickte. Der Steiger schaute sich im Saale um und stellte viel ortsfremdes Volk fest. Der Angriff war gut vorbereitet.

Jetzt gewann Bieske Oberwasser, verlor jedes Maß, trieb nicht nur in den sofortigen Ausstand hinein, sondern verstieg sich dazu, die Anwendung offener Gewalt gegen die Leitung der Werke, namentlich die Ottogrube zu fordern.

„Genossen, wenn ihr das verräterische gelbe Gesindel, das Keilhäuerpack, nicht mit Stumpf und Stiel auszrottet, wird es euch allen den letzten Bissen aus den Zähnen und das Fell stückweise über die Ohren reißen! Dann verdient ihrs auch nicht besser!“

Johlen und Beifall, aber auch Pfeifen und heftiger Widerspruch begleiteten die letzten Worte. Fuhrmanek war kreidebleich aufgesprungen und wollte dem Redner an die Gurgel fahren. Nur mit Mühe hielt ihn Denning zurück.

„Du Lump, hast vergessen, was du in der Front tatest!“

Bieske stuzte, durchbohrte den Rufer mit glühenden Augen, fand nicht sofort die Verbindung und Brücke zur Antwort und stockte. Diese unfreiwillige Pause nutzte Denning sofort aus.

„Ich fordere das Wort!“ Ohne die Antwort abzuwarten, stand er am Tisch dicht neben dem Versammlungsleiter und Bieske und holte zum Gegenhieb aus. Da erwachte Bieske, schrie, daß er noch nicht fertig sei, und fand laute Unterstützung bei seinem Gefolge.

„Fort mit dem Kapitalknecht! Hoch das Proletariat! Soll das Maul halten!“

Die Gegenseite empörte sich.

„Denning soll reden! Genug von dem Quatsch! Raus mit dem fremden Pack! Raus!“

Der Versammlungsleiter, in der Zwickmühle, und als Arbeiter der Otto-Grube durch das sichere, ruhige Auftreten des Steigers verwirrt, mußte im Augenblick keinen rechten Ausweg und suchte Unterstützung bei Bieske. Der war puterrot, sein Auge hing wie gebannt an Fuhrmanek, dessen finsterner Blick ihn wie mit Stahlketten fesselte. Da zögerte Denning nicht länger.

„Volksgenossen, der Redner fordert den Frieden und – predigt den Krieg! Ihr habt gehört. Wir fordern auch den Frieden, noch leidenschaftlicher als er, aber wir predigen ihn auch. Denn wir kennen den Krieg! Kein Ausstand! Keine Aussperrung! Kein Zwang! Keine Gewalt, sondern gemeinsame ruhige Arbeit aller am Werk! Was soll aus unsrer Arbeit werden, wenn alles kaputt geschlagen wird! Ein ersoffener Schacht fördert keine Kohle mehr!“

„Bravo! Recht hat er! Quatsch! Schwindel! Ein Gelber!“ gellte es durcheinander. Die Meinung war geteilt.

„Wollt ihr noch mehr hungern, als ihr schon gehungert habt?“

„Nein! Pieronie! Brot wollen wir!“

„Kumpel, worin soll der Bäcker baden, wenn ihr ihm den Ofen zer-schmeißt!“

„Wollen wir nicht! Verdammt noch mal! Baden soll er!“

„Kameraden unter Tag, ihr wißt, wenn bloß einer von uns sein Bohrloch mit Kohlenstaub statt mit Letten besetzt, gib't's ne Explosion, und die ganze Belegschaft ist hin. Wollen wir nun, alle gegen alle, uns gegenseitig die Hälse abschneiden? Sind wir so saudumm!“

Tumult erhob sich. Bieske und sein Anhang tobten; je mehr sie den Boden unter sich entgleiten fühlten, desto heftiger wehrten sie sich. Die Keilhäuer bekamen das Heft in die Hand.

„Seht, Volksgenossen! Der Redner predigt die internationale Solidarität aller. Ein schönes Ziel, gewiß! Aber der Anfang ist falsch. Er liegt bei uns selbst! Sind wir Deutsche in uns einig? – Hier im Dorf, im Land, im Reich? – Wie wollen wir da zur Einheit aller Menschen gelangen, wenn es schon bei uns selbst nicht klappt! Wir wollen einen Elefanten verschlucken und kriegen nicht mal eine Fliege runter!“ Brausender Beifall.

Damit hatte Denning die Mehrheit für sich gewonnen. Was noch folgte, war das Forträumen der wenigen schwachen Hölzer, die das Gebäude Bieskes noch trugen. Es brach völlig zusammen, als Denning unter drastischen Wendungen und Vergleichen den umgekehrten Weg von Einheit und Frieden des einzelnen Volkes zu solchen aller Völker als allein richtig nachwies und die Zuhörer mit eindringlichen Worten zu Frieden und Eintracht aufrief. „Aus Dreck kann man nicht Peitschen drehen!“

Die letzten Worte gingen im Beifall der Rottwitzer und dem Lärm der abgewiesenen Fremden unter. Sie waren diesem Gegner nicht gewachsen und hatten das Spiel verloren. Sie bewiesen ihre Niederlage durch müßes Schimpfen und persönliche Beleidigungen.

„Bezahlter Spitzbube! Wieviel Geld hast du geschnappt!“ schrie Bieske, außer sich vor Wut. Seine Helfer drangen mit erhobenen Fäusten gegen den Tisch vor, wo Denning stand und mit eisigem Blick die Lobenden umfaßte. Auch seine Häuer, voran Fuhrmanek, waren aufgesprungen, zu ihrem Führer vorgestoßen und bereit, ihn mit ihrem Leibe zu schützen. Denning und Bieske standen einander dicht gegenüber, ein Zusammenprall schien unvermeidbar.

„Ich löse die Versammlung auf, wenn nicht sofort Ruhe eintritt!“ Die Warnung des überwachenden Landjägers raffte für Augenblicke die Besinnung zusammen; die Gefahr stand; der Lärm ebte ab. Diesen Moment benutzte Denning, um Bieske auf seinen beleidigenden Zuruf zu antworten.

„Kamerad, du hast etwas vergessen! Bei Belmont am 12. November 1918, auf dem Rückmarsch, da kam ein Mann nicht mehr mit, konnte nicht weiter. Ein anderer trug ihn auf seinen Schultern aus dem sicheren Tod zurück ins Leben. In Sicherheit, weigerte sich der erste, auf den Feind zu schießen, der uns auf dem Halse saß. Als wir dem Verräter den Kolben auf den Schädel hauen wollten, schoß er in die Luft. Dann brachte er es mit anderen fertig, Geld vom Feinde zu nehmen und dem eigenen Volk in den Rücken zu fallen.“

„Was soll das Geschwätz!“ schrie Bieske, kreidebleich.

„Der Mann warst du, Genosse Bieske!“

Wie ein Keulenschlag traf Dennings letztes Wort den anderen. In der augenblicklichen lautlosen Stille hörte man für Sekunden das keuchende Atmen des Gerichteten. Seine Hände erhoben sich, krampften sich zusammen, die Rechte griff rückwärts, plötzlich riß es ihn empor, ein heiserer Schrei, ein Messer blinkte auf.

Fuhrmanek hatte keine Bewegung Bieskes aus den Augen gelassen. Mit einem Sprung warf er sich zwischen die beiden Gegner und griff nach Bies-

tes erhobenen Arm. So traf dieser sein Ziel nicht. Das Messer ging fehl und bohrte sich in den Hals Fuhrmanek's. Lautlos brach er zusammen; im Bogen sprang rotes Blut aus der Wunde; die Schlagader war getroffen.

Tumult – dann Totenstille.

Man mühte sich, das Blut zu stillen; ein Bote rannte zum Arzt; zu spät. In Dennings Armen verrann ein Leben der Treue und Selbstlosigkeit, von Ursprung an zum Opfer bereit.

„Kamerad – hab ich's – recht – gemacht?“ hauchte Tonel's matte Stimme.

„Ob der erste oder letzte Mann, Tonel, du warst immer vorn! Wirft's auch dort bleiben! Bloß, daß du jetzt gehst, Kamerad –“, Denning vermochte vor innerem Weh nicht weiterzusprechen. Da richtete sich der Sterbende mit letzter Kraft auf:

„Der Wenkel Fritz tritt an meine Stelle!“ Dann fällt sein Blick auf Bieske, der gelähmt, mit weit aufgerissenen Augen auf sein Opfer starrt:

„Bieske, – warst auch – Soldat, – ich vergeb – dir! – Sollst auch – heimfinden – ins – Reich – –!“

Den letzten Hauch vernahm nur noch der Steiger; in seinen Armen ging Anton Fuhrmanek heim.

Bieske hatte die Hände verkrampft. Denning erhob den Blick und sagte leise:

„Dieser war es, der dich damals aus dem Feuer trug. Und haben alle dasselbe Blut!“

Ein tiefes Aufstöhnen entrang sich der Brust Bieskes; zitterndes Schluchzen überfiel seinen Körper; er brach bewusstlos vor dem Toten zusammen. –

Das letzte Wort

Von Robert Kurpiun (Aus dem Jahre 1936)

„Sie sind gewiß ein guter Pole, mein lieber Baton, doch viel zu hitzig. Es geht nicht an, alle Deutschen aus dem Lande zu treiben.“

Der Generaldirektor der oberschlesischen Sobieski-Werke maß seinen jungen Werkdirektor mit überlegenem Blick. „Wir brauchen sie noch recht lange. Was haben wir in den vierzehn Jahren bisher erreicht? Unsere Gesamtbelegschaft zählt kaum noch ein Drittel gegen früher.“

„Weil wir nicht sofort reinen Eisch machten, Herr Generaldirektor.“

„Sie irren, lieber Baton. Nur Tatsachen dürfen hier sprechen, keine Gefühle. Und jene beweisen, daß die Hütten und Gruben auf der deutschen Seite sogar noch gewachsen sind, erheblich, trotz der jammervollen Wirtschaftslage überall.“

„So sollen die Deutschen auch weiter Herren in unserem Lande bleiben?“ Baton zerdrückte nervös die Zigarette.

„Sind sie längst nicht mehr! Sogar der Riesenbesitz ihres Plesch wird von uns verwaltet.“

„Und seine Beamten sind Deutsche!“

„Nur vereinzelt noch. Man zerschlägt kein Glas, woraus man trinken will.“

„Dann schöpfen wir mit der hohlen Hand, Herr Generaldirektor.“

„Wobei drei Viertel des Tranks verloren gehen! Nein, lieber Baton, wir müssen volle Leistung erzielen, sonst halten wir dieses Land nicht, falls es noch einmal zur Entscheidung kommt.“

„Die Menschen bringen sie, nicht die Wirtschaft, Herr Generaldirektor!“

„Deshalb dürfen wir die Menschen, die hier Bodenrecht haben, nicht zu unseren Todfeinden machen!“

„Wir müssen die Deutschen so anfassen, daß sie von selbst gehen, Herr Generaldirektor.“

„Nichts ohne Überlegung, mein Freund! Was haben Sie also gegen Ihren Obersteiger Janiz vorzubringen, außer, daß er ein Deutscher ist?“

Baton fühlte, daß der ernste Ton seines Vorgesetzten weitere Einsprüche abschchnitt.

„Wenn er allein wäre, könnten wir ihn ertragen. Doch um ihn als Führer scharf alles, was sich auf der Grube noch deutsch nennt.“

„– und an den Fingern herzuzählen ist, lieber Baton. Sie haben ja ganze Arbeit geleistet!“

„Janiz führt den Deutschen Volksbund im Ort. Das Deutsche Volksheim mit Bücherei, Gesang- und Musikverein, die neue deutsche Privatschule und vieles andere sind sein Werk. Weiteres folgt. Ein Frauenverein, sogar ein Kino sind geplant.“

„Würden Sie als Pole im umgekehrten Fall anders handeln?“

„Janiz ist ein polnischer Name, Herr Generaldirektor!“

„Und Baton ein französischer. Das sagt gar nichts.“

Verlegenheit trieb dem Werksdirektor eine Blutwelle ins Gesicht.

„Hat sich Janiz gegen den Staat vergangen, oder gegen das Werk?“

„Offen nicht, aber im Dunkeln.“

„Beweise! Er war zwar preussischer Offizier –“

„Ist's innerlich noch heute, Herr Generaldirektor.“

„Er hat es nicht abgelehnt, bei seinen Jahren in unserem Heere Dienst zu tun. Sein Sohn lief nicht über die Grenze; er ist Tarnowitzer Ulan.“

„Janiz ist viel zu klug, um sich bloßzustellen.“

„Kluge Leute brauchen wir, wenn sie ehrlich sind, und das ist er. Oder können Sie ihm nachsagen, das Werk geschädigt zu haben?“

„Er steckt wie ein Keil in unserer Belegschaft. Sie schwört auf ihn, trotzdem er ein Deutscher ist.“

„Keile können auch zusammentreiben, lieber Baton. Beim letzten Grubenbrand haben wir es in erster Linie Janiz zu verdanken, daß die dreißig Mann nebst unmeßbaren Vermögenswerten gerettet wurden. Seien wir ganz ehrlich, lieber Freund; von Rechts wegen – müßte er an Ihrer Stelle stehen.“

Das war hart. Baton biß sich auf die Lippen.

„Dann kann ich wohl gehen, Herr Generaldirektor!“

„Nein, nein, es bleibt so! Sie sind eifersüchtig. Das vergeht. Doch bis zu einem gewissen Grade verstehe ich Ihren Standpunkt. Darum ermächtigte

ich Sie, Janitz zu kündigen, falls er die Sicherheit des Staates oder unserer Werke verletzen sollte. Aber nur dann!" --

Mit gemischten Gefühlen verließ Baton seinen Vorgesetzten. In der folgenden Zeit arbeiteten seine Zuträger mit doppeltem Eifer, fanden aber kein Fädchen, um dem Obersteiger den Strick daraus zu drehen. Was der Niedrigkeit mißlang, brachte ein blindes Spiel des Hochsinns zustande.

Nach einer Betriebsbesprechung zu Jahresanfang bat der Obersteiger seinen Werkdirektor um Gehör für eine besondere Sache, die auch das Werk angehe. Janitz erinnerte daran, daß seit langer Zeit die gesamte Belegschaft der Grube freiwillig einen festen monatlichen Lohnabzug hergegeben habe, der nebst einem Zuschuß des Werkes den arbeitslos gewordenen früheren Knappen als Weihnachtsgeschenk überreicht worden sei. Im letzten Jahre hätte die Belegschaft 19 000, das Werk 2000 Zloty beigesteuert. Die Verteilung hätte ein Ausschuß unter dem Vorsitz des Grubendirektors vorgenommen. Dabei sei stets ohne Unterschied des Volkstums verfahren worden, weil die Beiträge von Polen und Deutschen gemeinsam aufgebracht worden seien.

„Ist auch jetzt geschehen“, entgegnete Baton und musterte mißtrauisch den Obersteiger.

„Es muß diesmal ein Irrtum unterlaufen sein, um dessen Beseitigung ich bitte, Herr Direktor.“

„Welcher Irrtum?“

„Die Geschenke sind an keinen Arbeitslosen gegeben worden, der sich dem Deutschtum zurechnet oder seine Kinder in eine deutsche Schule schickt.“

„Woher wissen Sie das?“

„Eine Anzahl meiner hungernden Volksgenossen hat mich um Hilfe gebeten.“

„Warum haben sich die Leute nicht an das Werk gewandt?“

„Sie versuchten es. Man erwiderte, die Verteilung sei höheren Orts so verfügt worden.“

„Also haben Sie sich zum Sprachrohr der Unzufriedenen gegen das Werk gemacht, Herr Obersteiger?“ In Batons Augen triumphierte etwas.

„Gegen den Hunger, Herr Direktor. Ich suche die Beseitigung eines Irrtums nach, um das Werk vor übler Nachrede zu bewahren.“

„Immer deutlicher! Sie unterstellen also mir und dem Werk eheloße Beweggründe!“

„Das habe ich nicht gesagt!“

„Aber gemeint!“

„Ich bitte meine Worte so ehrlich zu nehmen, wie sie gegeben sind!“

„Das tue ich! In Ihrer ehrlichen Feindschaft gegen den Staat, das Werk und mich, Herr Obersteiger, zweifle ich schon lange nicht mehr. Heute haben Sie die Maske abgeworfen.“

Janiz war aufgestanden, meisterte seine Erregung und versetzte mit erzwingener Ruhe: „Die Anwürfe sind unwahr. Ich weise sie als beleidigend zurück! Das Recht, für meine Volksgenossen einzutreten, lasse ich mir von niemand rauben!“

„Auch gegen das Werk? Sie arbeiten nur noch für Ihre Deutschen! Das Werk ist Nebensache.“

Eisig kam die Antwort zurück: „Herr Direktor Baton, das habe ich in den vierundzwanzig Jahren auf der Marthagrube und bei dem letzten Brande im Pochhammerflöz nicht bewiesen. Aber – ich bin Ihnen im Wege – wie die anderen vor mir.“

Baton, in gemachtem Zorn, verlor jede Haltung und überschüttete Janiz mit einer Flut von Beschuldigungen, die, fortgesetzt wiederholt, des Angreifers wahre Gesinnung verrieten. Der durchdringende Blick des Obersteigers drückte den immer heftiger und kleiner werdenden Gegner zu Boden. Seine Vorwürfe zerstückten sich selbst und flatterten am Ende haltlos hin und her, bis sie ein rettendes Mauselloch fanden, sich darin verkrochen und zwangsläufig in den gewollten Schluß ausmündeten:

„Sie haben die Einheit des Werkes in Frage gestellt. Ich kündige Ihnen hiermit zu der gesetzlichen Frist!“

Janiz hielt es unter seiner Würde, noch ein Wort zu erwidern, und verließ das Zimmer. Also brotlos! – Wie die anderen! – –

Für den Nachmittag desselben Tages hatte der Betriebsrat der Grube eine Belegschaftsversammlung im Zechensaale einberufen. Sie verlief sehr stürmisch. Zwei junge, neu eingestellte Steiger hatten sich durch ihr Verhalten den starken Unwillen der Bergleute zugezogen. Man warf ihnen vor, ihrem verantwortlichen Berufe nicht gewachsen, Land und Volk fremd zu sein, vor allem aber die ihnen unterstellte Belegschaft unwürdig zu behandeln. Das lasse man sich nicht gefallen. Vorgänge wurden gemeldet, untersucht, bezeugt und aufgeschrieben.

In diese Hochspannung schlug wie eine Bombe die Nachricht von der soeben erfolgten Kündigung des Obersteigers. Einen Augenblick tiefes Schweigen. Dann ein Sturm der Entrüstung:

„Gemeinheit! – Spizelei! – Den Vater wollen sie uns nehmen! – Ausstand! Ausstand!“ – Noch feindlichere Worte stießen aus der erbitterten

Menge und überhitzten die Köpfe. Oberhäuer Slowik, der Vorsitzende des Betriebsrats, vermochte den Sturm nur an der Oberfläche zu besänftigen. Deutsche gab es kaum in der Versammlung, oder sie zogen es vor zu schweigen, durch Erfahrung belehrt. —

Zur gleichen Stunde führte der Obersteiger eine Unterredung mit Generaldirektor Borinski.

„Es tut mir leid, lieber Janiz, daß unsere Zusammenarbeit unmöglich geworden ist.“

„Nicht meine Schuld, Herr Generaldirektor!“

„Doch; Sie haben sich gegen das Werk gestellt, unsere Maßnahmen nach außen hin gemißbilligt und dagegen Stellung genommen.“

„Das trifft nicht zu. Ich trat für Ehre und Ansehen des Werkes ein und für seine Erwerbslosen.“

„Für die deutschen Erwerbslosen, wollen Sie sagen.“

„Jawohl! Die vollberechtigte Staatsbürger sind wie Sie und ich, Herr Generaldirektor!“

Borinski bekam einen roten Kopf.

„Trotzdem kann ich an der Kündigung nichts mehr ändern, Herr Janiz. Sie verstehen es nicht, mit Direktor Baton zusammenzuarbeiten. Darunter leidet das Werk. Das ist mein Vorwurf.“

„Mein ehrliches Wollen hat bei Direktor Baton niemals Anklang gefunden!“

„Nur ein Fall, Herr Obersteiger: Sie haben Partei für die Belegschaft gegen die beiden jungen Steiger, Ihre eigenen Mitbeamten und unsere Vertreter, ergriffen und damit die Werksdisziplin verletzt.“

„Im Gegenteil, ich habe sie gestützt, Herr Generaldirektor! Für mich gehört jeder am Werk Tätige zu unserer großen Kameradschaft, wie im Felde. Als verantwortlicher Betriebsführer habe ich zwei unerfahrene Beamte an die Befolgung der gesetzlichen Dienstvorschriften gemahnt und die Belegschaft gegen schroffe Behandlung durch sie geschützt. Meine Pflicht und die Sicherheit des Werkes forderten es.“

„Direktor Baton berichtet anders.“

„Dann bitte ich, den Betriebsrat zu hören und eine Untersuchung durchzuführen.“

„Damit kommen wir nicht zu Rande. Baton ist Pole, Sie sind Deutscher!“

„Trotzdem halte ich eine erspriessliche Zusammenarbeit für möglich, wenn beide guten Willens sind, Herr Generaldirektor.“

„Wir sind es!“

„Herr Baton hat mich auf Schritt und Tritt beobachten lassen. Ich bin ihm im Wege.“

„Sie organisieren die Deutschen gegen uns.“

„Wir wehren uns. Das sollte nicht nötig sein. Habe ich einem einzigen Polen wehgetan?“

„Sie tun uns allen weh, Herr Janiz! Wir wissen, daß die Deutschen nur auf den günstigen Augenblick warten und daran arbeiten, dies Land wieder zu Deutschland zu bringen.“

Eine Blutwelle schoß in des Obersteigers Gesicht und wechselte mit jäher Blässe. Doch beherrschte er sich.

„Herr Generaldirektor, ich bin polnischer Soldat, mein Sohn auch und Tausende anderer Deutscher im Lande. Wir haben einen Eid geschworen! Es ist bei uns nicht Sitte, Eide zu brechen! Wir haben dem Lande unsere ungeteilte Arbeitskraft zur Verfügung gestellt. Sind wir faul oder unehrlich gewesen?“

Aus der Tiefe flammten die Worte. Borinski fühlte, zu weit gegangen zu sein.

„Beruhigen Sie sich, lieber Herr Janiz! Wir zweifeln nicht, daß –“

„Und treiben uns zur Verzweiflung! Wir werden planmäßig vom Boden, aus Beruf und Brot und damit aus dem Lande getrieben. Vier Fünftel der Deutschen sind arbeitslos. Wir finden kein Recht. Unsern Kindern verwehrt man die deutsche Schule. Und doch haben wir ein Recht, ein heiliges Heimatrecht auf diesen Boden, Herr Generaldirektor, seit Jahrhunderten!“

„Sie sind sehr offen, Herr Janiz. Das ist viel wert. Sie werden verstehen, daß wir solche Vorwürfe nicht anerkennen, sondern bekämpfen müssen.“

„Sie können uns alles nehmen, Herr Generaldirektor, nur eins nicht: unsre Seele, unser Volkstum, ohne die wir uns selbst verlieren! Um sie werden wir bis zum letzten Blutstropfen kämpfen, genau so, wie das polnische Volk ein Jahrhundert um seine Freiheit gekämpft hat!“

Heiße Leidenschaft sprühte aus den Worten: Borinski umfasste den Sprecher mit gespanntem Blick. Riefen die letzten Gedanken Blutverwandtes in ihm auf? – Er lenkte ab.

„Sie werden also gegen die Kündigung angehen!“

„Ja, um Ehre und Brot!“

„Und wie stellen Sie sich eine ersprießliche Gemeinschaftsarbeit von Deutschen und Polen bei uns vor, Herr Janiz?“ Zögernd kam die Frage, nach kurzem Besinnen die Antwort:

„Herr Generaldirektor, wir mußten polnische Staatsbürger werden, damit haben wir uns nach außen abgefunden – –“

„Nach außen! Sehr gut!“ warf Borinski ein.

„Ja; daß wir uns auch innerlich abfinden, wird an Ihrem Teile liegen.“

„So! Und wie?“

„Uns ist bestimmt, in einem Hause miteinander zu wohnen. Im Grunde sind wir beide stammverwandt. Der tödliche Kampf der Brüder ist ausgelöscht, sobald beide sich als Brüder werten und behandeln.“ –

In diesem Augenblick unterbricht ein Wortwechsel im Vorzimmer Borinskis die Aussprache. Der Sekretär tritt ein und meldet, der Vorstand des Betriebsrats wolle den Generaldirektor sogleich sprechen. Als ihm solches wegen der Anwesenheit des Obersteigers verwehrt wurde, habe er dringend die Unterredung in dessen Gegenwart gefordert. Und schon drängen sich, ohne zu warten, drei Arbeiter hinter dem Sekretär durch die Tür. Sie sind erregt; nur der Braukopf Slowik mit den klugen, forschenden Augen, ihr Führer, bewahrt Haltung.

„Glückauf, Herr Generaldirektor!“

„Glückauf! Was soll das, Slowik?“

„Entschuldigen Herr Generaldirektor! Aber es geht schneller und besser, wenn der Herr Obersteiger mit dabei ist.“

Ein mißtrauischer Blick Borinskis fängt die Worte auf. „Was wollen Sie?“

„Im Auftrage der Belegschaft erhebt der Betriebsrat Einspruch gegen die beiden Steiger Koscielski und Katryniok. Sie ordnen unter Tage Dinge an, die die ganze Grube gefährden. Sie behandeln die Belegschaft wie einen Haufen Mist. Wir haben hier alles aufgeschrieben und bitten um Untersuchung.“ Slowik reicht dem Generaldirektor ein Schriftstück hin.

„Es wird geschehen, Slowik. Noch etwas?“

Slowik sammelt sich einen Augenblick: „Ist es wahr, Herr Generaldirektor, daß unser Herr Obersteiger hier entlassen ist?“

„Allerdings; aus Betriebsgründen.“

„Dann bittet die Belegschaft, die Kündigung zurückzunehmen. Der Herr Obersteiger besitzt unser volles Vertrauen.“

„Ein fabelhaft schnelles Einvernehmen, Herr Obersteiger!“

„Seit vierundzwanzig Jahren, Herr Generaldirektor!“

Borinski beißt sich auf die Lippen. Da fällt Slowik ein: „Vor einer halben Stunde hat der Betriebsrat Moy die Entlassung aus der Direktion mitgebracht.“

Der Generaldirektor wird ärgerlich.

„So! Und wie kommt der Betriebsrat dazu, in die Befugnisse der Werksleitung einzugreifen?“

„Wir bitten darum, Herr Generaldirektor! Die ganze Belegschaft bittet dringend!“

„Ach was! Bestellte Arbeit! Es bleibt bei der Kündigung! Wir lassen uns nichts vorschreiben!“

„Dann habe ich im Auftrag der geschlossenen Belegschaft mitzuteilen, daß sie restlos in den Ausstand tritt, sobald die Entlassung doch erfolgt.“ Gleich Hammerschlägen fallen die Worte.

Borinski ist aufgesprungen. Eine Zornesfalte zerschneidet seine Stirn. Auch Janitz hat sich erhoben. Die Blicke der Männer messen sich, forschend, Stellung suchend. Da kommt es eisig von des Generaldirektors Lippen:

„So habe ich ebenso unabänderlich der Belegschaft mitzuteilen, daß die gesamte Anlage in demselben Augenblick eingestellt wird, wo der vom Zaun gebrochene Ausstand einsetzt. Dann mögen die 2000 Mann mit ihren Frauen und Kindern zusehen, wo sie Brot finden! Die Grube bringt sowieso keine Ausbeute.“

Lodernde Blicke der Knappen. Luntten am Pulverfaß. Lautlose Stille. Nur schleppende Atemzüge von fünf Männern aus der Tiefe heraus, die keinen Ausgang bieten will. Da wendet sich mit plötzlichem Entschluß der Obersteiger zu Slowik und reicht ihm warm die Hand:

„Slowik, ich danke Ihnen und allen andern von ganzem Herzen! Vierundzwanzig Jahre haben wir uns als ehrliche Bergleute Treue gehalten. Die letzte Stunde soll uns daran nicht irre machen!“ Und zu Borinski: „Herr Generaldirektor, ich ziehe meinen Einspruch gegen die Kündigung zurück und gehe.“

„Und wir, Herr Obersteiger?“ Die drei Bergleute, entspannt, drängen sich hinzu.

„Laßt! Es ist besser, einen schlägt die Not, als daß Tausende daran zugrunde gehn! Glückauf! Janitz reicht den drei Bergleuten die Hand, grüßt und geht.

Glückauf! – Atempende Stille bleibt zurück, lauscht dem Pulsschlag der vier Männer und greift nach dem Sonnenstrahl, der durch das Fenster über den Tisch hinspielt. Zu ihm gesellt sich nach schwingender Pause ein einziges Wort, das, kaum vernehmbar, unbewußt den Lippen Slowiks entgleitet, doch von den andern aufgenommen wird:

„Hitlerowiec!“ *)

In Vorinstis Antlitz zuckt und arbeitet es. Menschliches klopft an und rührt an heilige Quellen, die längst verschüttet schienen. Wolken und Helle huschen darüber hin. Nervös zuckt der Bleistift in des Mannes Hand. Verlegen rücken die drei Knappen den Mützenrand in ihren schwieligen Fäusten. Da richtet sich der Generaldirektor auf:

„Slowik und ihr andern vom Betriebsrat: sagt der Belegschaft, daß ich ihre Einsprüche zur Kenntnis genommen habe. Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen.“ — — —

*) Gesprochen Hitlerowiec = Hitlermann

Die guten Berggeister

Von Georg Agricola (Aus dem frühen Mittelalter)

Es gibt aber auch gute Geister, die manche in Deutschland, wie die Griechen, Kobolde nennen, weil sie Menschen nachahmen. Denn in lauter Fröhlichkeit lichern sie und tun so, als ob sie viele Dinge verrichteten, während sie tatsächlich nichts ausführen. Manche nennen sie auch Bergmännchen; sie besitzen die Gestalt eines Zwerges und sind nur drei Spannen lang. Sie sehen greisenalt aus und sind bekleidet wie die Bergleute, d. h. mit einem zusammengebundenen Kittel und mit einem um die Schenkel herabhängenden Bergleder. Sie pflegen den Bergleuten keinen Schaden zuzufügen, sondern treiben sich in Schächten und Stollen herum. Und obwohl sie eigentlich nichts schaffen, tun sie doch so, als ob sie sich in jeder Art Arbeit üben wollten, d. h. sie graben Gänge, füllen das Ausgegrabene in Gefäße und drehen den Förderhaspel. Manchmal necken sie die Arbeiter mit Goldkörnern, tun ihnen aber nur ganz selten etwas zuleide. Sie verletzen auch niemanden, wenn man sie nicht vorher ausgelacht oder durch Schimpfworte gereizt hat. Sie sind daher ähnlich den guten Geistern, die nur selten dem Menschen erscheinen, die aber täglich einen Teil der Hausarbeit verrichten und das Vieh versorgen. Diesen haben die Deutschen, da sie uns Gutes tun, von menschlicher Art sind oder mindestens als Freunde auftreten, den Namen „Guttel“ beigelegt; von den „Trullen“ genannten, welche sowohl weiblichen wie männlichen Geschlechtes zu sein scheinen, wird berichtet, daß sie bei manchen Völkern, namentlich aber bei den Scandinaviern, für Dienstleistungen gehalten werden. Die Berggeister arbeiten am liebsten in Gruben, in denen Metalle gewonnen werden oder in denen Hoffnung besteht, daß solche gefunden werden. Deshalb lassen sich die Bergleute durch sie auch nicht abschrecken, sondern betrachten sie als ein gutes Anzeichen, sind fröhlichen Mutes und arbeiten um so fleißiger weiter.

Die Verfasser

Agricola, Georg, mit seinem deutschen Namen **Bauer**, 1490 zu Glauchau in Sachsen geboren, studierte Medizin, widmete sich dann den Naturwissenschaften und wurde der hochangesehene Begründer der Gesteins- und Bergbaukunde seiner Zeit. Sein wichtigstes Werk ist das „Bergwerksbuch De re metallica“, dem auch „Die guten Berggeistler“ entnommen sind. Agricola starb 1555 in Chemnitz.

*

Ernst, Dr. phil. Paul, geb. 1866 zu Elbingerode im Harz als Sohn eines Grubensteigers, studierte Theologie, Philosophie und Staatswissenschaften und widmete sich dem freien Schriftstellerberufe. Angesehener Verfechter des nationalen und sozialen Gedankens; als Erzähler in Vers und Prosa, als Dramatiker, Sozial- und Kulturpolitiker hoch gewertet. Lebte in St. Georgen an der Stiefing in Steiermark und starb daselbst 1933.

*

Falkberget, Johann, entstammt einer alten deutschen Bergmannsfamilie, geb. 1879 zu Røros in Norwegen. Vom 18. Lebensjahre ab Erzbergmann in seiner Heimat, volkstümlicher Schriftsteller, der das bergmännische Leben im nordöstlichen Norwegen zu der damaligen Zeit hart und ohne Beschönigung darstellt.

*

Fitzel, Rudolf, Sohn einer alten oberschlesischen Bauern- und Bergmannsfamilie, geb. 1891 zu Oppatowitz bei Larnowitz (OS.), studierte das höhere Lehrfach und ist Oberschulrat im Oberpräsidium zu Breslau. Schriftsteller auf Grenzdeutschem und bergmännischem Gebiet.

*

Haas, Hippolyt, Prof. Dr., geb. 1855 in Stuttgart, gest. 1913 in München, war ordentlicher Professor der Geologie und Paläontologie an der Universität Kiel und schrieb wertvolle wissenschaftliche Werke auf diesen Gebieten.

*

Habrashka, Paul, geb. 1897 im oberschlesischen Industriebezirk, Sohn einer Bergmannsfamilie und selbst Häuer vor Ort auf der Castellengo-Grube bei Beuthen (OS.). Schriftsteller bergmännischer Stoffe.

Hebel, Johann Peter, geb. 1760 zu Basel, Bauernsohn, studierte Theologie, wurde Prälat und Gymnasialdirektor in Karlsruhe und starb 1862 zu Schwetzingen bei Heidelberg. Bedeutendster alemannischer Dialektdichter, Meister der Volkserzählung und Anekdote in seinem „Schatzkästlein eines rheinischen Hausfreundes“.

*

Kurpiun, Robert, geb. 1869 zu Gandrinnen in Ostpr., Bauernsohn, stand von 1893 bis 1932 als Lehrer an der Oberschlesischen Bergschule zu Tarnowitz und Peiskrescham und als Direktor der bergmännischen Berufsschulen des Bezirks im Dienst des ober-schlesischen Bergbaus. Schriftsteller auf grenzdeutschem und bergmännischem Gebiete. Lebte im Ruhestande zu Jannowitz im Riesengebirge. Herausgeber des Buches.

*

Lötte, Fritz, geb. 1898 als Sohn eines Schreinermeisters in Essen. Erlernte das Handwerk des Vaters, wurde dann aber Bergmann und besuchte die Bergschule in Essen. Eine Gasvergiftung im Kriege setzte seiner weiteren Berufstätigkeit ein Ende und verurteilte ihn zu langem Siechtum. Im Oktober 1936, wenige Tage vor Erscheinen seines Erstlingsromans, holte ihn in Essen der Tod heim.

*

Novalis, Friedrich, Dichtername des Freiherrn Friedrich Leopold von Hardenberg, geb. 1772 in Oberwiederstedt bei Mansfeld, gest. 1801 zu Weisensefeld. Studierte das Bergfach und wurde kurz vor seinem frühen Tode Amtshauptmann im thüringischen Bergkreise. Dichter der klassischen Zeit, Vertreter der Romantik mit stark religiösem Einschlage.

*

Rossegger, Peter, geb. 1843 zu Alpl bei Kriegslach in Obersteiermark, gest. 1918 zu Kriegslach. Sohn armer Landleute, der sich durch Begabung und Fleiß zu einem der größten deutschen Volksdichter emporarbeitete. Seine zahlreichen Schriften sind weit verbreitet.

*

Schmauch, Claus, Sohn eines Bergmannsbauern, geb. 1898 zu Biel im Saarkreis Merzig, widmete sich dem Erzieherberuf und ist Lehrer in Saarbrücken. Schriftsteller auf heimatkundlichem, erzieherischem und bergmännischem Gebiet.

*

Schwenk, Karl Emil. Bestimmtes nicht zu ermitteln. Nach seinem Buche „Tief unter der Erd“ muß er etwa zwischen 1850 und 1914 gelebt haben und mit dem rheinisch-westfälischen Bergbau eng verbunden gewesen sein.

*

Stöber, Karl, geb. 1796 zu Pappenheim bei Nürnberg, studierte Theologie, war Stadtpfarrer und Schulinspektor in seiner Vaterstadt und starb daselbst 1865. Bekannter Volks- und Jugenderzähler.

*

Vollmer, Walter, geb. 1903 zu Westrich bei Dortmund, studierte Theologie, arbeitete 4 Jahre als Bergmann unter Tage, wandte sich dann dem Schrifttum zu und lebt als freier Schriftsteller in Holzwickede bei Dortmund. Erfolgreicher Erzähler auf dem Gebiet des Romans und der Novelle.

Bergmännisches Schrifttum für Jedermann

O. TH. STEIN

Engel, Helden, Bergknappen

Aus Jahrhunderten deutschen Bergwerks

Reich bebildert

Leinen 4.20 Kartoniert 3.20

Aus der Geschichte des vielfältigen Bergbaues in den bisherigen Grenz-Gebieten der deutsch-böhmischen Gebirge und der Tauern hat der Verfasser heitere und tragische Ereignisse ausgewählt und dichterisch gestaltet. Wir hören von mittelalterlichem Berg-Geschrei, klingendem Erz, glänzenden Silberstufen, bergmännischer Frömmigkeit, von allerlei Wertwürdigem aus längst vergangener Zeit. Eine alte deutsche Berglandkultur wird vor unseren Augen lebendig.

Oskar Schwär schreibt über Steins Buch: „Eine bloße Sammlung von merkwürdigen Geschehnissen würde ich nicht schätzen, aber die Zusammenfügung — nicht bloß Aneinanderreihung — der Geschichten zu einem Bilde wie dem, das der Umschlag zeigt, bedeutet eine Schöpfung! Ich bin gewiß, daß das Buch Aussehen machen wird! Mir ist nicht bekannt, daß wir etwas Ähnliches hätten.“

FRITZ LOTTE

Jupp Hasselbeck und sein Erbstollen

Ein Bergmannsroman von der Ruhr

Leinen 5.60 Kartoniert 4.60

Von der Reichsschrifttumskstelle durch Einreihung in die 300 besten Bücher des Jahres 1937 ausgezeichnet, ist dieser von einem Ruhrbergmann geschaffene, leidenschaftsgefüllte Roman eines Ruhrbergmanns und seines von den Ahnen überkommenen kleinen Kohlenbergwerks mehr als heimatgebundene Literatur.

Das zeigen die Urteile aus dem Reich:

Buch und Volk, H. 1, Jg. 37: „Wir besitzen noch nicht viele Bücher, in denen das Bergmannsleben eine gute Darstellung gefunden hat. Um so lieber sei auf das vorliegende Buch hingewiesen.“

Der Schaffende in der Landwirtschaft (Zahl. Schulungsblatt der Arbeitsfront): „Es gibt kein Buch, das in so feiner, künstlerischer Art das Leben unter Tag und über der Erde uns nahebringt . . .“

Sauerländischer Gebirgsbote, vom Jan. 37: „Von der ersten bis zur letzten Seite fesselt dieses Heldenlied des Ruhrbergmanns.“

Niederschlesische Tageszeitung, vom 28. 12. 36: „Aus jeder Zeile spricht glutvolles Erleben.“

Die Hamburger Nachrichten, vom 26. 11. 36 sprechen von der „dichterischen Begabung, der sicheren Zeichnung der Schicksale und der leidenschaftlich-lebendigen, mitreißenden Schilderung des Franzoseneinbruchs.“

Im Münsterschen Anzeiger vom 18. 12. 36 äußert sich Ernst Vollmer: „Der Roman ist reich an dramatischen Spannungen und besitzt — was wichtiger als aller äußerer Handlungsverlauf ist — den ursprünglichen ernststen Atem erlebter Gestaltung.“

„Dieses Buch legt man mit tiefer Ergriffenheit und Dankbarkeit aus der Hand“, schrieb Ernst Brandt im Lüneburgischen Anzeiger vom 5. 12. 36.

Walter Bacmeisters Nationalverlag, Essen

O. K. LEHMANN

Luftiges Bergklein

Mit Zeichnungen von Werner Nierhaus

Leinen 1.80

„Was O. K. Lehmann uns hier bietet, ist echter, rechter Bergmannshumor, bei dem das Zwerchfell noch lange nachschwingt. Hier schnuppert man wohligh die echte Atmosphäre der „Kuhle“, hört im Geist von der Bezauberndsten dröhnenden Männerlachen, das ganz andere Kerle voraussetzt, wie das süßigste Grinsen auf wild frischerer Auh-Bergmänner. Kurz und gut — solches „Bergklein“ können wir Kumpels gebrauchen. Noch mehr davon!“

„Deutscher Bergbau“,

Zahl. Schulungsblatt der Reichsbetriebsgemeinschaft Bergbau.

H. STUTZEL

Die deutsche Bergmannssage

Leinen 3.— Kartoniert 2.—

Zum ersten Male aus der Zerstreuung gesammelt, nach ihrer Landschaftsverbundenheit, ihrem Herkommen, ihren Wanderungen und Wandlungen, ihrem Wesenskern und sittlichen Gehalt gewürdigt, werden die Bergmannssagen aus allen deutschen Bergbaulandschaften durch dieses Buch zu einem reichen Schatz unseres Volkstums. Aber Stögel bringt nicht nur eine Sagensammlung, er erschließt uns die geheimnisvolle Welt des Bergmanns, erzählt von den alten Vorrechten und Freiheiten der Bergknappen, von ihrer Arbeit, ihrem Ständesbewußtsein und ihrer Eigentum.

„Es ist so ein geschlossenes Bild entstanden voller eigenartiger Reize, zumal es Stögel verstanden hat, durch eine treffliche Einleitung und verbindende Worte das ständische Element als Bildner und Träger des Sagenguts klar herauszustellen.“

Kölnische Zeitung (Literaturbeilage Nr. 38, 20. 9. 36).

WALTER BACMEISTER

Emil Kirdorf

Der Mann — Sein Werk

Reich bebildert

Leinen 4.— Kartoniert 1.80

Über diese vom Ruhrbergbau anerkannte Biographie des großen Industrieführers erteilt der heutige Generaldirektor des von Kirdorf geschaffenen Kohlenyndikats, Dr. Janusz: „Die Krönung der Kirdorf-Literatur“. H. Kauerl, Direktor der ebenfalls von Kirdorf geschaffenen Gesenklirchener Bergwerks-A.-G., der größten europäischen Bergbaugesellschaft, schreibt: „Nach meinem Dafürhalten ein Meisterwerk.“

WALTER BACMEISTER

Hugo Schulz

Das Lebensbild eines großen Ruhrbergmanns

Leinen 4.80 Kartoniert 3.80

Herr. Bergrat Dr. Schulz machte die Bochumer Bergschule zur bedeutendsten Anstalt dieser Art in der Welt und war geistiger Führer des Ruhrbergbaus auf seinem Wege zum Großbetrieb.

Das Buch wurde auf Anregung der Westfälischen Berggewerkschaftskasse geschaffen. Es ist ein Buch für Bergleute von der Feder, Liebhaber der Wirtschaftsgeschichte und die Bewohner des rheinisch-westf. Industriebezirks, dessen Geschichte von 1840 bis 1904 es widerspiegelt.

Walter Bacmeisters Nationalverlag, Essen

Von Robert Kurpiun erschienen ferner:

„Der Mutter Blut“, Grenzlandroman aus Oberschlesien,
19. Aufl., Weimar, Alexander Ducker.

„Der Roman ist eine große befreiende deutsche Tat. . . von durchdringender Klarheit des Urteils, von ergreifendem Gemüt, spannend, natürlich, lebenswahr, von bedeutendem poetischen Wert“.
Dr. Küster in „Die Volksbücherei in Oberschlesien“

„Das schwarze Weib“, Industrieroman aus Oberschlesien,
6. Aufl., Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt

„Ein Werk von reifster künstlerischer Kraft, das den Aufstieg eines wahren Kämpfers (Karl Godulla) von der untersten Schicht zur Höhe schildert“.
„Deutsche Tageszeitung“, Berlin, 1915

„Das Flammenhaus“, Roman aus Masuren, 7. Auflage,
Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

„Gerade in unseren Tagen der seelischen Disziplinlosigkeit (1925) hat dieses starke Buch der unbedingten Verantwortlichkeit eine hohe Mission zu erfüllen. Eines der wenigen wertvollen Bücher, die man in den Schrank stellt, um sie gewiß zum zweiten Male zu lesen“.
Heinrich Zerkauten in „Die Literatur“ 1925

„Das Schafott“, Ostdeutsche Schicksalstage, Erzählungen, 1932,
2. Aufl., Glas, Schl., Glager Bücherstube.

„Das Hohenlied deutscher Treue im südöstlichen Reichswinkel. Zugleich ein Trostspruch, durchglüht von einem heiligen, unerschütterlichen Glauben an Deutschland und die Stunde der Heimkehr“.
Alfons Spadut in „Deutsche Allgemeine Zeitung“, 1933

„Die Schwarzweißen“, Grenzlandroman in 5 Aufzügen,
Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, 1920.

„Ein Stück Kulturgeschichte, aufschlußreich, spannend, dramatisch und teilweise so humorvoll, daß man, wenn auch in einigem Abstand, Lessings ‚Minna von Barnhelm‘ damit vergleichen möchte. Ein stärkeres Lob vermag ich für den Verfasser nicht zu finden“.
„Braunschweiger Monatschrift“ 1921

Kurpian, Tiefengeleucht